



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07495614 9









1

2

3

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS  
R L



Frederic Linn



\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

# Reisebilder.

Von

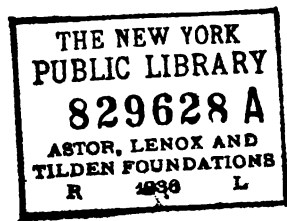
Heinrich Heine.

Fünfte Auflage.

Philadelphia :

Verlag von J. Kohler, 202 Nord 4te Straße.

1863.



THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS

Heinrich Heine's

# Sämmtliche Werke.

---

Erster Band:

Reisebilder.



# Die Heimkehr.

---

(1823—1824.)

---

(Wie) hoffen jede kalte Luft  
Hoffen alles kaus'ge Klumpen,  
Sind uns keiner Schuld bewußt,  
Warum sollten wir denn klumpen?  
Seufzend niederblidt der Wicht,  
Doch der Bräve hebt zum Licht  
Seine reinen Klumpen.

Jungermann.

---

## 1.

In mein gar zu dunkles Leben  
Stralte einst ein süßes Bild;  
Nun das süße Bild erblicken,  
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,  
Wird bekommen ihr Gemüth,  
Und um ihre Angst zu bannen,  
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe  
Jezo in der Dunkelheit;  
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,  
Hat's mich doch von Angst befreit.

2.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Daß ich so traurig bin ;  
Ein Märchen aus alten Zeiten,  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,  
Und ruhig fließt der Rhein ;  
Der Gipfel des Berges funkelt  
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet  
Dort oben wunderbar,  
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,  
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,  
Und singt ein Lied dabei ;  
Das hat eine wundersame,  
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe  
Ergreift es mit wilhem Weh ;  
Er schaut nicht die Felsenriffe,  
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen  
Am Ende Schiffer und Rahm ;  
Und das hat mit ihrem Singen  
Die Lore-Ley gethan.

---

3.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,  
Doch lustig leuchtet der Mai ;  
Ich stehe, gelehnt an die Linde,  
Doch auf der alten Bastei.

Da brunten fließt der blaue  
Stadtgraben in stiller Ruh' ;  
Ein Knabe fährt im Rahne,  
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,  
In winziger, bunter Gestalt,  
Lusthäuser, und Gärten, und Menschen,  
Und Dörfer, und Wiesen, und Wald.

Die Mädchen bleichen die Wäsche,  
Und springen im Gras' herum;  
Das Mülhrad stäubt Diamanten,  
Ich höre sein fernes Geseumm'.

Am alten grauen Thurne  
Ein Schülberhäuschen steht;  
Ein rothgeröckter Bursche  
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Klinte,  
Die funkelt im Sonnenroth,  
Er präsentirt und schultert —  
Ich wollt', er schösse mich todt.

---

4.

Im Walde wandl' ich und weine,  
Die Drossel sitzt in der Höh';  
Sie springt und singt gar feine:  
Warum ist dir so weh?

„Die Schwalben, deine Schwestern,  
Die können's dir sagen, mein Kind;  
Sie wohnten in klugen Nestern,  
Wo Liebchens Fenster sind.“

---

5.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,  
Der Himmel sternleer;  
Im Wald, unter rauschenden Bäumen,  
Wandle ich schweigend umher.

Es flimmert fern ein Lichtchen  
Aus dem einsamen Jägerhaus';  
Es soll mich nicht hin verlocken,  
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja  
Im lebernen Lehnstuhl dort,  
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,  
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder  
Des Försters rothköpfiger Sohn,  
Und wirft an die Wand die Büchse,  
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet,  
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;  
Wimmernd zu ihren Füßen  
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

---

6.

Als ich, auf der Reise, zufällig  
Meines Liebchens Familie fand,  
Schwesterchen, Vater und Mutter,  
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,  
Und sagten selber sogleich:  
Ich hätte mich gar nicht verändert,  
Nur mein Gesicht sei bleich.

Ich fragte nach Ruhmen und Basen,  
Nach manchem langweil'gen Gesell'n,  
Und nach dem kleinen Hündchen,  
Mit seinem sanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten  
Fragte ich nebenbei;  
Und freundlich gab man zur Antwort:  
Daß sie in den Wochen sei.

Und freundlich gratulirt' ich,  
Und kispelte liebevoll:  
Daß man sie von mir recht herzlich  
Viel tausendmal grüßen soll.

Schwesterchen rief dazwischen:  
Das Hündchen sanft und klein,  
Ist groß und toll geworden,  
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,  
Besonders, wenn sie lacht;  
Sie hat dieselben Augen,  
Die mich so elend gemacht.

---

7.

Wir saßen am Fischerhause,  
Und schauten nach der See;  
Die Abendnebel kamen,  
Und flogen in die See'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter  
Allmählig angezündet,  
Und in der weiten Ferne  
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,  
Vom Seemann und wie er lebt,  
Und zwischen Himmel und Wasser,  
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,  
Vom Süden und vom Nord,  
Und von den seltsamen Menschen,  
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,  
Und Riesebäume blüh'n,  
Und schöne, stille Menschen  
Vor Lotusblumen knie'n.

In Lappland sind schmutzige Leute,  
Plattköpfig, breitmäulig und klein;  
Sie kauern um's Feuer, und baden  
Sich Fische, und quälen und schrei'n.

Die Mädchen horchten ernsthaft,  
Und endlich sprach Niemand mehr;  
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,  
Es dunkelte gar zu sehr.

---

8.

Du schönes Fischermädchen,  
Treibe den Rahn an's Land;  
Komm zu mir und setze dich nieder,  
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,  
Und fürchte dich nicht zu sehr,  
Vertrau'st du dich doch sorglos  
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,  
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,  
Und manche schöne Perle  
In seiner Tiefe ruht.

---

9.

Der Mond ist aufgegangen  
Und überstrahlt die Well'n;  
Ich halte mein Liebchen umfangen  
Und unsre Herzen schwell'n.

Im Arm des holden Kindes  
Ruh' ich allein am Strand; —  
Was hörst du bei'm Rauschen des Windes?  
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das ist kein Rauschen des Windes,  
Das ist der Seefungfern Gesang,  
Und meine Schwestern sind es,  
Die einß das Meer verschlang.“

---

10.

Auf den Wolken ruht der Mond,  
Eine Riesenpommeranze,  
Ueberstrahlt das graue Meer,  
Breiten Streifs, mit gold'nem Glanze.

Einsam wandl' ich an dem Strand,  
Wo die weißen Wellen brechen,  
Und ich hör' viel süßes Wort,  
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach die Nacht ist gar zu lang,  
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen —  
Schöne Niren, kommt hervor,  
Tanzt und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in Euren Schooß,  
Leib und Seel' sei hingegeben!  
Singt mich todt und herzt mich todt,  
Rüßt mir aus der Brust das Leben.

---

11.

Eingehüllt in graue Wolken  
Schlafen jetzt die großen Götter,  
Und ich höre wie sie schnarchen,  
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüthen  
Will das arme Schiff zerschellen —  
Ach, wer zügelt diese Winde  
Und die herrenlosen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es stürmet,  
Daß da brühen Raß und Bretter,  
Und ich hüll' mich in den Mantel,  
Um zu schlafen wie die Götter.

---

12.

Der Wind zieht seine Hosen an,  
Die weißen Wasserhosen;  
Er peitscht die Wellen so stark er kann,  
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Nacht,  
Die Regengüsse träusen;  
Es ist als wollt' die alte Nacht  
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum kammert die Möve sich  
Mit heiserem Schreien und Schreien;  
Sie flattert und will gar ängstlich  
Ein Unglück prophezeien.

---

13.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,  
Er pfeift und saust und brüllt;  
Heiße, wie springt das Schiffelein!  
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge  
Bilbet die tosende See;  
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund  
Dort thürmt es sich weiß in die Höh

Ein Fluchen, Erbrechen und Beien,  
Schallt aus der Kajüte heraus;  
Ich halte mich fest am Mastbaum,  
Und wünsche: wär' ich zu Haus.

---

14.

Der Abend kommt gezogen,  
Der Nebel bedeckt die See;  
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,  
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,  
Und setzt sich zu mir, am Strand;  
Die weißen Brüste quellen  
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich  
Und thut mir fast ein Weh';  
Du drückst ja viel zu fest mich,  
Du schöne Wasserfee!

„Ich presse dich, in meinen Armen,  
Und drücke dich mit Gewalt;  
Ich will bei dir erwarmen,  
Der Abend ist gar zu kalt.“

Der Mond schaut immer blasser  
Aus dämmeriger Wolkenhöf';  
Dein Auge wird trüber und nasser,  
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,  
Mein Aug' ist naß und trüb',  
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,  
Ein Tropfen im Auge blieb.“

Die Möven schrillen flüchtig,  
Es großt und brandet die See;  
Dein Herz pocht wild beweglich,  
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,  
Es pocht beweglich wild;  
Weil ich dich liebe unsäglich,  
Du liebes Menschenbild!“

---

15.

Wenn ich an deinem Hause  
Des Morgens vorüber geh',  
So freut's mich, du liebe Kleine,  
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen schwarzbraunen Augen  
Siehst du mich forschend an:  
Wer bist du, und was fehlt dir,  
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutscher Dichter,  
Bekannt im deutschen Land;  
Nennt man die besten Namen,  
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,  
Fehlt manchem im deutschen Land;  
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,  
So wird auch der meine genannt.“

---

16.

Das Meer erglänzte weit hinaus  
Im lezten Abendscetne;  
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,  
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,  
Die Möve flog hin und wieder;  
Aus deinen Augen, liebevoll,  
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand,  
Und bin auf's Knie gesunken;  
Ich hab' von deiner weißen Hand  
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,  
Die Seele stirbt vor Sehnen;  
Nicht hat das unglücksel'ge Weib  
Vergiftet mit ihren Thränen.

---

17.

Da broben auf jenem Berge,  
Da steht ein feines Schloß,  
Da wohnen drei schöne Fräulein,  
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,  
Und Sonntag die Julia,  
Und Montag die Kunigunde,  
Die hat mich erdrückt beinaß.

Doch Dienstag war eine Fete  
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;  
Die Nachbarschafts-Herren und Damen,  
Sie kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,  
Und das habt Ihr dumm gemacht!  
Die zischelnden Ruhmen und Basen,  
Die merkten's und haben gelacht.

---

18.

Am fernen Horizonte  
Erscheint, wie ein Nebelstüb,  
Die Stadt mit ihren Thürmen,  
In Abenddämm'ung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt  
Die graue Wasserbahn;  
Mit traurigem Lacte rubert  
Der Schiffer in meinem Rahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal  
Leuchtend vom Boden empor.  
Und zeigt mir jene Stelle,  
Wo ich das Liebste verlor.

---

19.

Sei mir gegrüßt, du große,  
Geheimnißvolle Stadt,  
Die einst in ihrem Schooße  
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Thürme und Thore,  
Wo ist die Liebste mein?  
Euch hab' ich sie anvertrauet,  
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unschuldig sind die Thürme,  
Sie konnten nicht von der Stell',  
Als Sie mit Rossen und Schachtelein  
Die Stadt verlassen so schnell.

Die Thore jedoch, die ließen  
Mein Liebchen entwischen gar still;  
Ein Thor ist immer willig,  
Wenn eine Thörin will.

---

20.

So wandl' ich wieder den alten Weg,  
Die wohlbekannten Gassen;  
Ich komme von meiner Liebsten Haus,  
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng'!  
Das Pflaster ist unerträglich!  
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!  
Ich eile so viel als möglich!

---

21.

Ich trat in jene Hallen,  
Wo sie mir Treue versprochen;  
Wo einst ihre Thränen gefallen,  
Sind Schlangen hervor gekrochen.

---

22.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,  
In diesem Hause wohnt mein Schatz;  
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,  
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe  
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;  
Mir graust es, wenn ich sein Anlich sehe, —  
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Gefelle!  
Was äßst du nach meinem Liebesleid,  
Das mich gequält auf dieser Stelle,  
So manche Nacht in alter Zeit.

---

23.

Wie kannst du ruhig schlafen,  
Und weißt, ich lebe noch?  
Der alte Jörn kommt wieder,  
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennst du das alte Liedchen:  
Wie einst ein tochter Knab'  
Um Mitternacht die Geliebte  
Zu sich geholt in's Grab?

Glaub' mir, du wunderschönes,  
Du wunderholbes Kind,  
Ich lebe und bin noch stärker  
Als alle Lobten sind!

---

24.

„Die Jungfrau schläft in der Kammer,  
Der Mond schaut zitternd hinein;  
Da draußen singt es und klingt es,  
Wie Walzermelodein.

Ich will mal schau'n aus dem Fenster,  
Wer drunten stört meine Ruh'.  
Da steht ein Lottengerippe,  
Und fiedelt und singt dazu:

Du hast einst mir den Tanz versprochen  
Und hast gebrochen dein Wort,  
Und heut ist Ball auf dem Kirchhof,  
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,  
Es lockt sie hervor aus dem Haus;  
Sie folgt dem Gerippe, das singend  
Und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiddelt und tänzelt und hüpfet,  
Und klappert mit seinem Gebein,  
Und nickt und nickt mit dem Schädel  
Unheimlich im Mondenschein.“

---

25.

Ich stand in dunkeln Träumen  
Und starrte ihr Bildniß an,  
Und das geliebte Antlitz  
Drimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich  
Ein Lächeln wunderbar.  
Und wie von Wehmuthsthränen  
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen flossen  
Mir von den Wangen herab —  
Und ach, ich kann es nicht glauben,  
Daß ich Dich verloren hab'!

---

26.

Ich unglücksel'ger Atlas! eine Welt,  
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen,  
Ich trage Unerträglichkeit, und brechen  
Will mir das Herz im Leibe.

Du stolzes Herz! du hast es ja gewollt,  
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich  
Ober unendlich elend, stolzes Herz,  
Und sezo bist du elend.

---

27.

Die Jahre kommen und gehen,  
Geschlechter steigen in's Grab,  
Doch nimmer vergeht die Liebe,  
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich sehen,  
Und sinken vor dir auf's Knie,  
Und sterbend zu dir sprechen:  
Madame, ich liebe Sie!

---

28.

Nir träumte: schaurig schaute der Mond,  
Und traurig schienen die Sterne;  
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,  
Viel hundert Meilen ferne.

Er hat mich zu ihrem Hause geführt,  
Ich küßte die Steine der Treppe,  
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,  
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,  
Es waren so kalt die Steine;  
Es lugt' aus dem Fenster die blass' Gestalt,  
Beleuchtet vom Mondenscheine.

---

29.

Was will diese einsame Thräne?  
Sie trübt mir ja den Blick.  
Sie blieb aus alten Zeiten  
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,  
Die alle zerflossen sind,  
Mit meinen Qualen und Freuden,  
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen  
Die blauen Sternelein,  
Die mir jene Freuden und Qualen  
Gelächelt in's Herz hinein.

Nach meine Liebe selber  
Zerfloß wie eitel Rauch!  
Du alte, einsame Thräne,  
Zerfließe segunder auch.

---

30.

Der bleiche, herbflüchtige Halbmond  
Lugt aus den Wolken heraus;  
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof  
Das stille Pfarrerrhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,  
Der Sohn, der starret in's Licht,  
Schlafrunken dehnt sich die Ält're,  
Die jüngere Tochter spricht:

Nach Gott! wie Einem die Tage  
Langweilig hier vergeh'n;  
Nur wenn sie Einen begraben,  
Besommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen  
Du irrst, es starben nur Vier,  
Selt man deinen Vater begraben,  
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die Ält're Tochter gähnet:  
Ich will nicht verhungern bei Euch,  
Ich gehe morgen zum Grafen,  
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:  
Drei Jäger gehen im Stern,  
Die machen Gold, und lehren  
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel  
In's mag're Gesicht hinein:  
So willst du, Gottverfluchter,  
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster  
Und sehn eine winkende Hand;  
Der todt' Vater steht drauß'n  
Im schwarzen Pred'gergewand.

---

31.

Das ist ein schlechtes Wetter,  
Es regnet und stürmt und schnei't;  
Ich sitz am Fenster und schaue  
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,  
Das wandelt langsam fort;  
Ein Mütterchen mit dem Laternchen  
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier  
Und Butter kaufte sie ein;  
Sie will einen Kuchen backen  
Für's große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl,  
Und blinzelt schläfrig in's Licht;  
Die goldnen Locken wallen  
Ueber das süße Gesicht.

---

32.

Man glaubt, daß ich mich gräme  
In bitter'm Liebesleid,  
Und endlich glaub' ich es selber,  
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,  
Ich hab' es dir immer gesagt,  
Daß ich dich unsäglich liebe,  
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer  
Sprach ich auf solche Art,  
Und ach! ich hab' immer geschwiegen  
In deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,  
Die hielten mir zu den Mund;  
Und ach! durch böse Engel  
Bin ich so elend gesund.

---

33.

Deine weichen Lippenfinger,  
Könnst' ich sie noch einmal küssen,  
Und sie drücken an mein Herz,  
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Wellenaugen  
Schweben vor mir Tag und Nacht,  
Und mich quält es: was bedeuten  
Diese süßen, blauen Räthsel?

---

34.

„Hat sie sich denn nie geäußert  
Ueber dein verliebtes Wesen?  
Konntest du in ihren Augen  
Niemals Gegenliebe lesen?

Konntest du in ihren Augen  
Niemals bis zur Seele dringen?  
Und du bist ja sonst kein Esel,  
Eheurer Freund, in solchen Dingen.“

---

35.

Sie liebten sich beide, doch keiner  
Wollt' es dem andern gestehn;  
Sie sahen sich an so feindlich,  
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sah'n sich  
Nur noch zuweilen im Traum;  
Sie waren längst gestorben,  
Und wußten es selber kaum.

---

36.

Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt,  
Da habt Ihr gegähnt und nichts gesagt;  
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,  
Da habt Ihr mir große Elogen gemacht.

---

37.

Ich rief den Teufel und er kam,  
Und ich sah ihn mit Verbund'ung an.  
Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,  
Er ist ein lieber scharmanter Mann.  
Ein Mann in seinen besten Jahren,  
Verbindlich und höflich und welterfahren.  
Er ist ein gescheuter Diplomat,  
Und spricht recht schön über Kirch' und Staat.  
Blas ist er etwas, doch ist es kein Wunder,  
Sanscrit und Hegel studirt er sekunder.  
Sein Lieblingspoet ist noch immer Fouqué.  
Doch will er nicht mehr mit Kritik sich befassen,  
Die hat er jetzt gänzlich überlassen  
Der theuren Großmutter Dekate.  
Er lobte mein juristisches Streben,  
Hat früher sich auch damit abgegeben.  
Er sagte, meine Freundschaft sei  
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei,  
Und frug ob wir uns früher nicht  
Schon einmal gesehn bei'm span'schen Gesandten?  
Und als ich recht besah sein Gesicht,  
Sah ich in ihm einen alten Bekannten.

---

38.

Mensch, verspötte nicht den Teufel,  
Kurz ist ja die Lebensbahn,  
Und die ewige Verdammniß  
Ist kein bloßer Pöbelwahn.

Mensch, bezahle deine Schulden,  
Lang ist ja die Lebensbahn,  
Und du mußt noch manchmal borgen,  
Wie du es so oft gethan.

---

39.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,  
Sie frugen in jedem Städtchen:  
Wo geht der Weg nach Bethlehem,  
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,  
Die Könige zogen weiter;  
Sie folgten einem goldenen Stern,  
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,  
Da sind sie hineingegangen;  
Das Weiblein brüllte, das Kindlein schrie,  
Die heil'gen drei Könige sangen.

---

40.

Mein Kind, wir waren Kinder,  
Zwei Kinder, klein und froh;  
Wir krochen in's Hühnerhäuschen  
Und steckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,  
Und kamen Leute vorbei—  
Kikerikü! sie glaubten,  
Es wäre Hahneneschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe,  
Die tapezirten wir aus,  
Und wohnten drin beisammen,  
Und machten ein vornehmeres Haus.

Des Nachbarn alte Kaze  
kam öfters zum Besuch;  
Wir machten ihr Bückling' und Kasse,  
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden  
Besorglich und freundlich gefragt;  
Wir haben seitdem dasselbe  
Mancher alten Kaze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen  
Bemühtig, wie alte Leut',  
Und klagten, wie Alles besser  
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben  
Verschwunden aus der Welt,  
Und wie so theuer der Kasse,  
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,  
Und Alles rollt vorbei, —  
Das Geld und die Welt und die Zeiten,  
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

---

41.

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich  
Gedenke ich der alten Zeit;  
Die Welt war damals noch so wöhnlich,  
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist alles wie verschoben,  
Das ist ein Drängen! eine Noth!  
Gestorben ist der Herrgott oben,  
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe,  
Und frausverwirrt und morsch und kalt,  
Und wäre nicht das Bißchen Liebe,  
So gäb' es nirgend einen Halt.

42.

Wie der Mond sich 'leuchtend drängt,  
Durch den dunkeln Wolkenskor,  
Also taucht aus dunkeln Zeiten  
Mir ein liches Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,  
Führen stolz hinab den Rhein,  
Und die sommergrünen Ufer  
Glänzn im Abendsonnenschein.

Sinnend sah ich zu den Füßen  
Einer Dame, schön und hold;  
In ihr liebes, bleiches Antlitz  
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Euben sangen,  
Bunderbare Fröhlichkeit!  
Und der Himmel wurde blauer,  
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen  
Berg und Burgen, Wald und Au';  
Und das alles sah ich glänzen  
In dem Aug' der schönen Frau.

43.

Im Traum sah ich die Geliebte  
Ein banges, bekümmertes Weib,  
Verwelkt und abgefallen  
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,  
Ein andres führt sie an der Hand,  
Und sichtbar ist Armuth und Erüßal  
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz  
Und da begegnet sie mir,  
Und sieht mich an, und ruhig  
Und schmerzlich sag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hause,  
Denn du bist blaß und krank;  
Ich will durch Fleiß und Arbeit  
Dir schaffen Speiß und Trank.

Ich will auch pflegen und warten  
Die Kinder, die bei dir sind,  
Vor Allem aber dich selber,  
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,  
Daß ich dich geliebet hab',  
Und wenn du stirbst, so will ich  
Weinen auf deinem Grab.

---

44.

„Theurer Freund! was soll es nützen,  
Stets das alte Lied zu leiern!  
Willst du ewig brütend sitzen  
Auf den alten Liebes-Eiern!

Ach! das ist ein ewig Gattern,  
Aus den Schalen kriechen Klüchlein,  
Und sie piepsen und sie flattern,  
Und du sperrst sie in ein Büchlein!“

---

45.

Werbet nur nicht ungeduldig,  
Wenn von alten Schmerzensklängen  
Manche noch vernehmlich klingen  
In den neuesten Gesängen.

Wartet nur, es wird verhallen  
Dieses Echo meiner Schmerzen,  
Und ein neuer Liebesfrühling  
Espriest aus dem geheilten Herzen.

---

46.

Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand  
Mich aller Thorheit entled'ge;  
Ich hab' so lang als ein Comödiant  
Mit dir gespielt die Comödie.

Die prächt'gen Couliissen, sie waren bemalt  
Im hochromantischen Style,  
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,  
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich  
Des tollen Lands entled'ge,  
Noch immer elend fühl' ich mich,  
Als spielt ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt  
Sprach ich was ich gefühlet;  
Ich hab' mit dem eignen Tod in der Brust  
Den sterbenden Fechter gespielt.

---

47.

Den König Wiswamitra  
Den treibt's ohne Raß und Ruh',  
Er will durch Kampf und Übung  
Erwerben Wasischthas Ruh.

O, König Wiswamitra,  
O, welch ein Döds bist du,  
Daß du so viel kämpfest und läsest,  
Und Alles für eine Ruh!

---

48.

Derz, mein Derz sei nicht bekommen,  
Und ertrage dein Geschick,  
Neuer Frühling giebt zurück,  
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!  
Und wie schön ist noch die Welt!  
Und, mein Herz, was dir gefällt,  
Alles, Alles darfst du lieben!

---

49.

Du bist wie eine Blume,  
So hold und schön und rein;  
Ich schau' dich an, und Wehmuth  
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände  
Auf's Haupt dir legen sollt',  
Betend, daß Gott dich erhalte  
So rein und schön und hold.

---

50.

Kind! Es wäre dein Verderben,  
Und ich geb' mir selber Mühe,  
Daß dein liebes Herz in Liebe  
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's so leicht gelinget,  
Will mich dennoch fast betrüben,  
Und ich denke manchmal dennoch:  
Nächstest du mich dennoch lieben.

---

51.

Wenn ich auf dem Lager liege,  
In Nacht und Kissen gehüllt,  
So schwebt mir vor ein süßes,  
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer  
Geschlossen die Augen kaum,  
So schleicht das Bild sich leise  
Hinein in meinen Traum

Doch mit dem Traum des Morgens  
Zerrinnt es nimmermehr;  
Dann trag' ich es im Herzen  
Den ganzen Tag umher.

---

52.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,  
Mit den Auglein süß und klar,  
Du mein liebes, kleines Mädchen,  
Deiner dent' ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,  
Und ich möchte bei dir sein,  
Bei dir sitzen, mit dir schwärzen,  
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich pressen  
Deine kleine, weiße Hand,  
Und mit Thränen sie benetzen,  
Deine kleine, weiße Hand.

---

53.

Mag da draußen Schnee sich türmen,  
Mag es hageln, mag es stürmen,  
Klirrend mir an's Fenster schlagen  
Nimmer will ich mich beklagen,  
Denn ich trage in der Brust  
Liebchens Bild und Frühlingsluft.

---

54.

Andere beten zur Madonna,  
Andere auch zu Paul und Peter;  
Ich jedoch, ich will nur beten,  
Nur zu dir, du süße Sonne.

Gieb mir Küsse, gieb mir Banne,  
Sei mir gütig, sei mir gnädig,  
Schönste Sonne unter den Mädchen,  
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

---

55.

Verrieth mein blasses Angesicht  
Dir nicht mein Liebeswehe?  
Und willst du, daß der stolze Mund  
Das Bettlerwort gestehe?

O, dieser Mund ist gar zu stolz,  
Und kann nur küssen und scherzen;  
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,  
Während ich sterbe vor Schmerzen.

---

56.

Theurer Freund, du bist verliebt,  
Und dich quälen neue Schmerzen;  
Dunkler wird es dir im Kopf,  
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du bist verliebt,  
Und du willst es nicht bekennen,  
Und ich seh' des Herzens Gluth  
Schon durch deine Weste brennen.

---

57.

Ich wollte bei dir weilen,  
Und an deiner Seite ruhn;  
Du mußttest von mir ellen,  
Du hattest viel zu thun.

Ich sagte, daß meine Seele  
Dir gänzlich ergeben sei;  
Du lachtest aus voller Kehle,  
Und machtest 'nen Knir dabel.

Du hast noch mehr gesteigert  
Mir meinen Liebesverdruss,  
Und hast mir sogar verweigert  
Am Ende den Abschiedsruß.

Glaub' nicht, daß ich mich erschieße,  
Wie schlimm auch die Sachen stehn!  
Das Alles, meine Süße,  
Ist mir schon einmal geschehn.

---

58.

Saphire sind die Augen dein,  
Die lieblichen, die süßen; —  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Den sie mit Liebe begrüßen.

Dein Herz, es ist ein Diamant,  
Der edle Lichter sprühet; —  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen dein,  
Man kann nicht schön're sehen; —  
O, dreimal glücklich ist der Mann,  
Dem sie die Liebe gestehen.

O, kennst' ich nur den glücklichen Mann,  
O, daß ich ihn nur fände,  
So recht allein im grünen Wald,  
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

---

59.

Habe mich mit Liebesreden  
Festgelogen an dein Herz,  
Und, verstrickt in eignen Fäden,  
Wird zum Ernste mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte,  
Eherzend seht von mir entfernst,  
Nah'n sich mir die Höllenmächte,  
Und ich schief' mich todt im Ernst.

---

60.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,  
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,  
Der weiß das Leben zusammen zu setzen,  
Und er macht ein verständlich System daraus;  
Mit seinen Nachtmühen und Schlafrockfetzen  
Stopft er die Lücken des Weltendau's.

---

61.

Sie haben heut' Abend Gesellschaft,  
Und das Haus ist lichterfüllt.  
Dort oben am hellen Fenster  
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln  
Steh' ich hier unten allein;  
Noch wen'ger kannst du schauen  
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herz liebt dich,  
Es liebt dich und es bricht,  
Und bricht und zuckt und verblutet,  
Aber du siehst es nicht.

---

62.

Ich wollt', meine Schmerzen ergößen,  
Sich all' in ein einziges Wort,  
Das gäb' ich den lustigen Winden,  
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,  
Das schmerzgefüllte Wort;  
Du hörst es zu jeder Stunde,  
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer  
Geschlossen die Augen kaum,  
So wird dich mein Wort verfolgen  
Bis in den tiefsten Traum.

---

63.

Du hast Diamanten und Perlen  
Hast Alles, was Menschenbegehr,  
Und hast die schönsten Augen—  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen  
Hab' ich ein ganzes Heer  
Von ewigen Liebern gebichtet—  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen  
Hast du mich gequält so sehr,  
Und hast mich zu Grunde gerichtet—  
Mein Liebchen, was willst du mehr?

---

64.

Wer zum erstenmale liebt,  
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;  
Aber wer zum zweitenmale  
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe  
Wieder ohne Gegenliebe!  
Sonne, Mond und Sterne lachen,  
Und ich lache mit und — sterbe.

---

65.

Zu der Laubheit und der Flaubeit  
Deiner Seele paßte nicht  
Meiner Liebe wilde Rauheit,  
Die sich Bahn durch Felsen bricht.

Du, du liebtest die Chaussees  
In der Liebe, und ich schau  
Dich am Arm des Gatten gehen,  
Eine brave, schwang're Frau.

---

66.

Gaben mir Rath und gute Lehren,  
Ueberschütteten mich mit Ehren,  
Sagten, daß ich nur warten sollt',  
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegiren,  
Hätte ich können vor Hunger krepiren,  
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,  
Wader nahm er sich meiner an.

Braver Mann! Er schafft mir zu essen!  
Will es ihm nie und nimmer vergessen!  
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!  
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

---

67.

Diesen liebenswürb'gen Jüngling  
Kann man nicht genug verehren;  
Oft traktirt er mich mit Austern,  
Und mit Rheinwein und Liqueuren.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,  
Doch noch zierlicher die Binde,  
Und so kommt er jeden Morgen,  
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,  
Meiner Anmuth, meinen Wissen;  
Eifrig und geschäftig ist er  
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Gesellschaft,  
Mit begeistertem Gesichte,  
Deklamirt er vor den Damen  
Seine göttlichen Gebichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,  
Solchen Jüngling noch zu finden,  
Jetzt in unserer Zeit, wo täglich  
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

---

68.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,  
Und sitz' im Himmel droben,  
Und Englein sitzen um mich her,  
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confekt  
Für manchen lieben Gulden,  
Und Cardinal trink' ich dabei,  
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,  
Ich wollt', ich wär' auf Erden,  
Und wär' ich nicht der liebe Gott,  
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,  
Geh', mach' dich auf die Sohlen,  
Und meinen theuren Freund Eugen  
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,  
Such' ihn beim Glas Lölager;  
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,  
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar  
Und fliegt herab der Engel,  
Und packt ihn auf, und bringt herauf  
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,  
Und ich regier' die Erde!  
Ich hab's ja immer dir gesagt,  
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,  
Die sollen dich entzücken,  
Und dir zum Spasse will ich heut'  
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Strass',  
Die sollen jetzt sich spalten,  
Und eine Auster, frisch und klar,  
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft  
Soll thautig sie begießen,  
Und in den Strassengässen soll  
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer sich,  
Sie gehen schon an's Fressen;  
Die Herren von dem Landgericht,  
Die saufen aus den Gässen.

Wie freuen die Poeten sich  
Bei solchem Götterfeste!  
Die Leutnants und die Fähnberichs,  
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnberichs  
Das sind die klügsten Leute,  
Sie denken, alle Tag' geschieht  
Kein Wunder so wie heute.

69.

Von schönen Lippen fortgebrängt, getrieben  
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!  
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,  
Doch kam der Schwager schon mit seinen Koffen.

Das ist das Leben, Kind, ein ewig Jammern,  
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trennen!  
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?  
Hat selbst dein Auge mich nicht halten können?

70.

Wir fuhren allein im dunkeln  
Postwagen die ganze Nacht;  
Wir ruhten einander am Herzen,  
Wir haben gescherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,  
Mein Kind, wie staunten wir!  
Denn zwischen uns saß Amor  
Der blinde Passagier.

71.

Das weiß Gott, wo sich die tolle  
Dirne einquartieret hat;  
Fluchend, in dem Regenwetter,  
Lauf ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gasthof  
Nach dem andern hingerannt,  
Und an jeden groben Kellner  
Hab' ich mich umsonst gewandt.

Da erblick' ich sie am Fenster,  
Und sie winkt und kichert hell.  
Konnt' ich wissen, du bewohnstest,  
Mädchen, solches Pracht-Hotel?

72.

Wie dunkle Träume stehen  
Die Häuser in langer Reih';  
Tief eingehüllt im Mantel  
Schreite ich schweigend vorbei.

Der Thurm der Cathedrale,  
Verkündet die zwölfte Stund':  
Mit ihren Reizen und Küssen  
Erwartet mich Liebchen jeund.

Der Mond ist mein Begleiter,  
Er leuchtet mir freundlich vor;  
Da bin ich an ihrem Hause,  
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,  
Daß du meinen Weg erhellst;  
Jetzt will ich dich entlassen,  
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findest du einen Verliebten,  
Der einsam klagt sein Leid,  
So tröst' ihn, wie du mich selber  
Getröstet in alter Zeit.

---

73.

In den Küssen, welche Lüge!  
Welche Wonne in dem Schein!  
Ach, wie süß ist das Betrügen,  
Süßer das Betrogensein!

Liebchen, wie du dich auch wehrest,  
Weiß ich doch, was du erlaubst;  
Glauben will ich, was du schwörest,  
Schwören will ich, was du glaubst.

---

74.

Auf deinen schneeweissen Busen,  
Hab' ich mein Haupt gelegt,  
Und heimlich kann ich begehren,  
Was dir dein Herz bewegt.

Es blasen die blauen Husaren,  
Und reiten zum Thore herein,  
Und morgen will mich verlassen  
Die Herzallerliebste mein.

Und willst du mich morgen verlassen,  
So bist du doch heute noch mein,  
Und in deinen schönen Armen  
Will ich doppelt selig sein.

---

75.

Es blasen die blauen Husaren,  
Und reiten zum Thore hinaus;  
Da komm ich, Geliebte, und bringe  
Dir einen Rosenstrauss.

Das war eine wilde Wirthschaft,  
Biel Volk und Kriegesplag'!  
Sogar in deinem Herzen  
Biel Einquartierung lag.

---

76.

Dabe auch in jungen Jahren,  
Manches bitt're Leid erfahren  
Von der Liebe Gluth.  
Doch das Holz ist gar zu theuer,  
Und erlösen will das Feuer,  
Ma soll und das ist gut.

Das bedenke, junge Schöne,  
Schicke fort die dumme Thräne,  
Und den dummen Liebesdarm.  
Ist das Leben dir geblieben,  
So vergiß das alte Lieben,  
Ma foi! in meinem Arm.

---

77.

Doch die Kastaten klagten,  
Als ich meine Stimm' erhob;  
Sie klagten und sie sagten:  
Ich fänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle  
Die kleinen Stimmelein,  
Die Trillerchen, wie Krystalle,  
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,  
Von Lieb' und Liebeserguß;  
Die Damen schwammen in Thränen,  
Bei solchem Kunstgenuß.

---

78.

Ich hab' Euch im besten Juli verlassen,  
Und finde Euch wieder im Januar;  
Ihr sahet damals so recht in der Hitze,  
Jetzt seid Ihr gekühlt und kalt sogar.

Bald scheid' ich nochmals, und komm' ich einst wieder,  
Dann seid Ihr weder warm noch kalt,  
Und über Eure Gräber schreit' ich,  
Und das eigene Herz ist arm und alt.

---

79.

Bist du wirklich mir so feindlich,  
Bist du wirklich ganz verwandelt?  
Aller Welt will ich es klagen,  
Daß du mich so schlecht behandelst.

O, Ihr undankbaren Lippen,  
Sagt, wie könnt Ihr Böses sagen  
Von dem Manne, der so liebend  
Euch geküßt in schönen Tagen.

---

80.

Ach die Augen sind es wieder,  
Die mich einst so lieblich grüßten,  
Und es sind die Lippen wieder,  
Die mir's Leben einst versüßten.

Auch die Stimme ist es wieder,  
Die ich einst so gern gehört;  
Nur ich selber bin's nicht wieder,  
Bin verändert heimgekehrt.

Von den weißen, schönen Armen  
Fest und liebevoll umschlossen,  
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen,  
Dummpfen Sinnes und verbrossen.

---

81.

Auf den Wällen Salamankas  
Sind die Lüfte lind und labend;  
Dort, mit meiner holden Donna,  
Wandle ich am Sommerabend.

Um den schlanken Leib der Schönen  
Hab' ich meinen Arm gebogen,  
Und mit sel'gem Finger fühl' ich  
Ihres Busens stolzes Wogen.

Doch ein ängstliches Geflüster  
Zieht sich durch die Lindenbäume,  
Und der dunkle Mühlbach unten  
Murmelt böse, lange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung sagt mir:  
Einst wird man mich relegiren,  
Und auf Salamankas Wällen  
Geh'n wir nimmermehr spazieren.“

---

82.

Raum sahen wir uns, und an Augen und Stimme  
Merkt' ich, daß du mir gewogen bist;  
Und stand nicht dabei die Rutter, die schlimme,  
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,  
Und esse fort im alten Lauf;  
Dann lauert am Fenster mein blondes Mädchen  
Und freundliche Grüße werf' ich hinaus.

---

83.

Ueber die Berge steigt schon die Sonne,  
Die Lämmerheerde läutet fern:  
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,  
Noch einmal sah' ich dich gar zu gern!

Ich schaue hinaus, mit spähender Miene —  
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!  
Vergebens! Es regt sich keine Gardine; —  
Sie liegt noch und schläft, und träumt von mir.

---

84.

Zu Halle auf dem Markt,  
Da stehn zwei große Löwen.  
Et, du hallischer Löwentropf,  
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,  
Da steht ein großer Riese.  
Er hat ein Schwert und regt sich nicht,  
Er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt,  
Da steht eine große Kirche.  
Die Burschenschaft und die Landmannschaft,  
Die haben dort Platz zum Beien.

---

85.

Dämmernd liegt der Sommerabend  
Ueber Wald und grünen Wiesen;  
Goldner Mond, am blauen Himmel,  
Strahlt herunter, duftig ladend.

An dem Bache zirpt die Grille,  
Und es regt sich in dem Wasser,  
Und der Wand'rer hört ein Plätschern,  
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,  
Badet sich die schöne Elfe;  
Arm und Nacken, weiß und lieblich,  
Schimmern in dem Mondenscheine.

---

86.

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —  
Krankes Herz und müde Glieder; —  
Ach, da fließt, wie stiller Regen,  
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond mit beinen Strahlen  
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;  
Es zerrinnen meine Qualen,  
Und die Augen überhauen.

---

87.

Der Lob das ist die kühle Nacht,  
Das Leben ist der schwüle Tag.  
Es dunkelt schon, mich schläfert,  
Der Tag hat mich müd' gemacht.

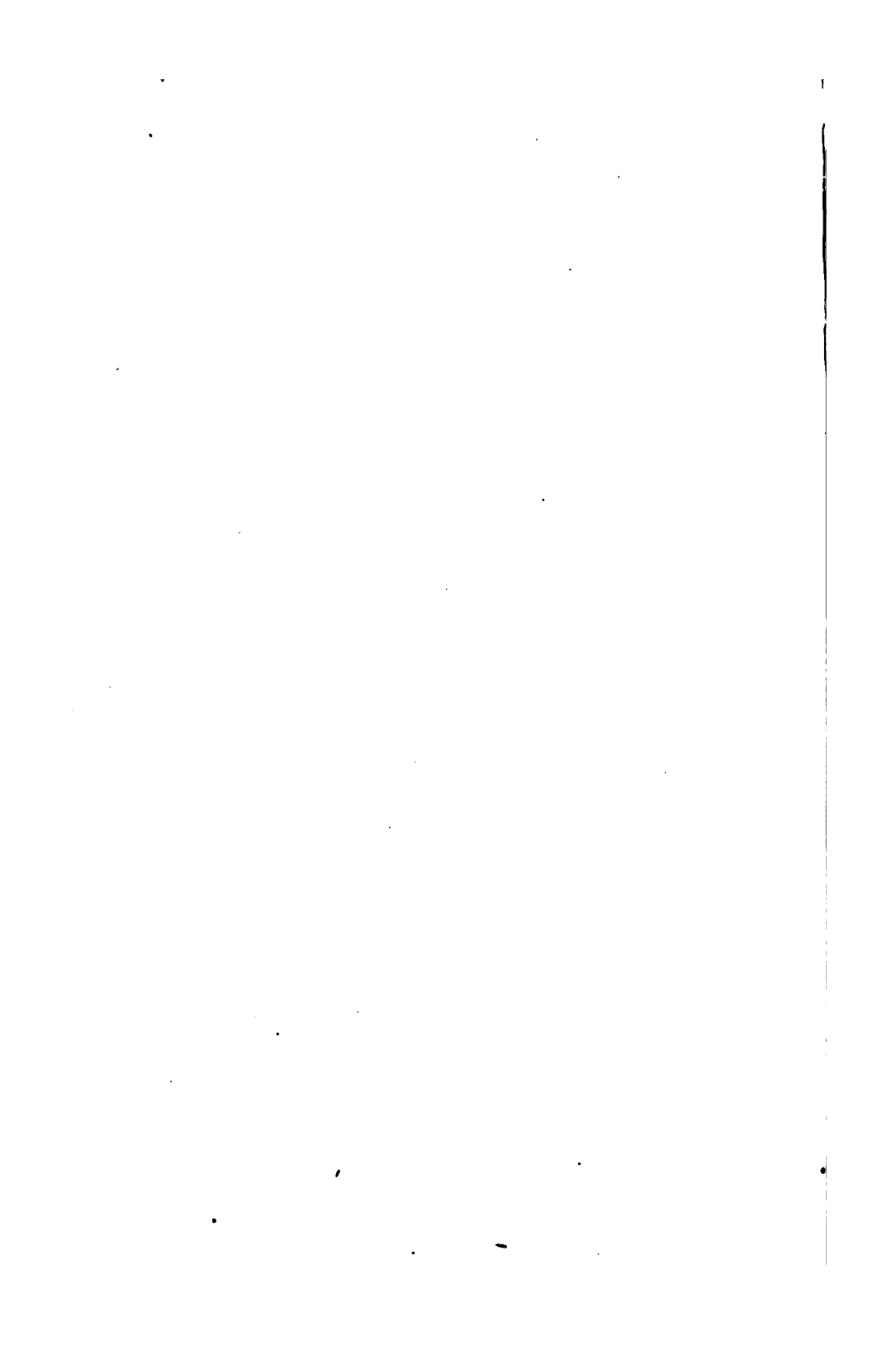
Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,  
Drin singt die junge Nachtigall;  
Sie singt von lauter Liebe,  
Ich hör' es sogar im Traum.

---

88.

„Sag', wo ist dein schönes Liebchen,  
Das du einst so schön besungen,  
Als die zaubermächtig'n Flammen  
Wunderbar dein Herz durchdrungen?“

Jene Flammen sind erloschen,  
Und mein Herz ist kalt und trübe.  
Und dies Büchlein ist die Urne  
Mit der Asche meiner Liebe.



# Die Harzreise.

(1824.)

Nichts ist dauernd, als der Wechsel; nichts beständig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht roset, einen Frühling, der nicht abblühet, wolkenloses Glüd und ewige Jugend

Öhrne.

Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe,  
Weiße, höfliche Manschetten,  
Sanfte Reben, Embrassiren —  
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,  
Warme Liebe in dem Herzen —  
Ach, mich tödtet ihr Gesänge  
Von erlog'nen Liebeschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,  
Wo die frommen Hütten stehen,  
Wo die Brust sich frei erschließet,  
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,  
Wo die dunkeln Tannen ragen,  
Bäche rauschen, Vögel singen,  
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,  
Glatte Herren! Glatte Frauen!  
Auf die Berge will ich steigen,  
Lachend auf Euch niederschauen.

---

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeischießende Bach heißt „die Leine,“ und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten so breit, daß Flüßer wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber sprang. Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf konsilirt wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altfluge Ansehen, und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Theebansants, Wäscherinnen, Compendien, Laubenbraten, Quelsenorden, Promotionskutschen, Pfeisentröpfen, Hofrätthen, Justizrätthen, Relegationsrätthen, Profaren und anderen Faren. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen, und davon stammten alle die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, horbenweis, und geschleben durch Farben der Mützen und der Pfeisenquäste über die Weendersstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Ritschenkrugs und Boddens sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen, noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Comment heißt und in den *legibus barbarorum* eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingetheilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als streng geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Professoren hier herzugählen, wäre zu weitläufig; auch sind mir in diesem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtnisse, und unter den Professoren sind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philister muß sehr groß sein, wie der Sand, oder besser gesagt, wie Roth am Meer; wirklich, wenn ich sie des Morgens, mit ihren schmutzigen Gesichtern und weißen

Rechnungen, vor den Pforten des akademischen Gerichtes aufgezogen sah, so mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur so viel Lumpenpack erschaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt sich sehr bequem nachlesen in der Topographie derselben von K. F. P. Marr. Obzwar ich gegen den Verfasser, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeugte, die heiligsten Verpflichtungen hege, so kann ich doch sein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tabeln, daß er jener falschen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht streng genug widerspricht. Ja, ich habe mich sogar seit Jahr und Tag mit einer ernstlichen Widerlegung dieser Meinung beschäftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die seltensten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderstraße stundenlang die Füße der vorübergehenden Damen studirt, und in der grundgelehrten Abhandlung, so die Resultate dieser Studien enthalten wird, spreche ich 1<sup>o</sup> von den Füßen überhaupt, 2<sup>o</sup> von den Füßen bei den Alten, 3<sup>o</sup> von den Füßen der Elephanten, 4<sup>o</sup> von den Füßen der Göttingerinnen, 5<sup>o</sup> stelle ich Alles zusammen, was über diese Füße auf Ulrichs Garten schon gesagt worden, 6<sup>o</sup> betrachte ich diese Füße in ihrem Zusammenhang, und verbreite mich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Knie u. s. w., und endlich 7<sup>o</sup>, wenn ich nur so großes Papier austreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facsimile Göttingischer Damenfüße. —

Es war noch sehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte \* \* lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandelte in einem schönen Garten, auf dessen Beeten lauter weiße, mit Citaten beschriebene Papierschcn wachsen, die im Sonnenlicht lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühsam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren süßesten Tönen sein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der Eine zum Andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wußte er nicht mal wie der Genitiv von Monsa heißt.“ So unbedeutend diese Worte klingen, so muß ich sie doch wieder erzählen, ja, ich möchte sie als Stadt-Motto gleich auf das Thor schreiben lassen; denn die Jungen piepen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenstolz der hochgelehrten Georgia Augusta.

Auf der Chaussee wehte frische Morgenluft, und die Vögel sangen gar freudig, und auch mir wurde allmählig wieder frisch und freudig zu Muth. Eine solche Erquickung that Noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Casuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt

zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klug es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verschlungenen Händen. Auf der Landstraße fing es an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Gelftreiber mit ihren grauen Jöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieses ist nicht das idyllische Paar, wovon Gefner singt, sondern es sind wohlbesallte Universitätspedelle, die wachsam aufpassen müssen, daß sich keine Studenten in Borden buelliren, und daß keine neuen Ibern, die noch immer einige Dezennien vor Göttingen Quarantaine halten müssen, von einem spekulirenden Privatdozenten eingeschmuggelt werden. Schäfer grüßte mich sehr kollegialisch; denn er ist ebenfalls Schriftsteller, und hat meiner in seinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hause fand, immer so gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Studenthür zu schreiben. Dann und wann rollte auch ein Einspänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreifen. In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerforschlicherlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens—nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.

Aus den Myrtenlauden bei Rauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstraße das Geleit, klätschelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reuter ihr hinten, auf die breite Spontanität einige Galanterien mit der Peitsche überlangte, und schob sich alsdann gen Borden. Die Jünglinge aber sagten nach Nörten, und johlten gar geistreich, und sangen gar lieblich das Rossin'sche Lied: „Trin! Bier, liebe, liebe Lise!“ Diese Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger selbst verlor ich halb völlig aus dem Gesichte, sintemal sie ihre Pferde, die im Grunde einen deutsch langsamem Charakter zu haben schienen, gar entseßlich anspornen und vorwärtspeitschten. Nirgends wird die Pferdeschinderei stärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich sah, wie solch eine schweißtriefende, lahme Krade für das bißchen Lebensfutter, von unsern Rauschenwasserrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, so dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Vorältern im Paradiese verbotenen Hafer gefressen!“

Im Wirthshause zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen Heringsalat, und der andere unterhielt sich mit der geliebten Magd, Jusia Canina, auch Trittvogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie Hand-gemein. Um meinen Ranz zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Dosen, die in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig sind, wieber heraus und schenkte sie dem kleinen Kellner, den man Colibri nennt. Die Bussenia, die alte Wirthin brachte mir unterdessen ein Butterbrod, und beklagte sich, daß ich sie jetzt so selten besuche; denn sie liebt mich sehr.

Hinter Nörten stand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshaussonne in Nordheim ist auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein, und fand das Mittagessen schon fertig. Alle Gerichte waren schmackhaft zubereitet, und wollten mir besser behagen, als die abgeschmackten akademischen Gerichte, die salzlosen, lebernen Stockfische mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgesetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beschwichtigt hatte, bemerkte ich in derselben Wirthsstube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren abzureisen. Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rothe Kupfer Nase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen spätern Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Gesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aus sahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonirten Krägen, wie mit Thürmchen und Bastionen umbaut war, und einer Festung glich, die gewiß eben so wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammt sie von Pharaos seitern Kühen, so stammte diese von den mageren. Das Gesicht nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgefocht Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logirten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holde Aleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnen

zwischen den eisernen Paragraphen selbstflüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verschlungenen Händen. Auf der Landstraße fing es an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eseltreiber mit ihren grauen Jöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieses ist nicht das ibleyische Paar, wovon Gefner singt, sondern es sind wohlbestallte Universitätshebel, die wachsam aufpassen müssen, daß sich keine Studenten in Borden duelliren, und daß keine neuen Ideen, die noch immer einige Deggennien vor Göttingen Quarantaine halten müssen, von einem spekulirenden Privatdozenten eingeschmuggelt werden. Schäfer grüßte mich sehr kollegialisch; denn er ist ebenfalls Schriftsteller, und hat meiner in seinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hause fand, immer so gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Studententür zu schreiben. Dann und wann rollte auch ein Einspänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreifen. In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortbrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens—nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.

Aus den Myrtenlauben bei Rauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstraße das Geleit, klätschelte mit gelächter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reuter ihr hinten, auf die breite Spontanität einige Galanterien mit der Peitsche überlangte, und schob sich alsdann gen Borden. Die Jünglinge aber sagten nach Hörten, und johlten gar gestreich, und sangen gar lieblich das Rossin'sche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Lise!“ Diese Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger selbst verlor ich bald völlig aus dem Gesichte, sinitemal sie ihre Pferde, die im Grunde einen deutsch langsamen Charakter zu haben schienen, gar entseßlich ansporteten und vorwärtspeitschten. Nirgends wird die Pferdeschinderei stärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich sah, wie solch eine schweißtriefende, lahme Kracke für das bißchen Lebensfutter, von unsern Rauschenwasserreitern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, so dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Vorältern im Paradiese verbotenen Safer gefressen!“

Im Wirthshause zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen Heringsalat, und der andere unterhielt sich mit der gelbledernen Nagd, Fussia Canina, auch Trittbogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie Hand-gemein. Um meinen Ranz zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hosen, die in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig sind, wieder heraus und schenkte sie dem kleinen Kellner, den man Colibri nennt. Die Bussenia, die alte Wirthin brachte mir unterdessen ein Butterbrod, und beklagte sich, daß ich sie jetzt so selten besuche; denn sie liebt mich sehr.

Hinter Nörten stand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshaussonne in Nordheim ist auch nicht zu verachten; ich lehrte hier ein, und fand das Mittagessen schon fertig. Alle Gerichte waren schmachtst zubereitet, und wollten mir besser bezaugen, als die abgeschmackten akademischen Gerichte, die salzlosen, ledernen Stodfische mit ihrem alten Kobl, die mir in Göttingen vorgelegt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beschwichtigt hatte, bemerkte ich in derselben Wirthshube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren abzureisen. Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rothe Kupfer Nase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen spätern Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich riet ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Gesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aus sahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spizen und vielzadig festonirten Krügen, wie mit Thürmchen und Bastionen umbaut war, und einer Festung glich, die gewiß eben so wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammt jene von Pharos fetten Kühen, so stammte diese von den mageren. Das Gesicht nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logirten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holbe Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnen

wirth lächelte gar schlau und mochte wohl wissen, daß der Rarzer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es schon gebirgig und hier und da treten schöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meistens Krämer, die nach der Braunschweiger Messe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, fast häuserhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältniß auf dem Rücken trug. Darin saßen allerlei gefangene Singvögel, die beständig piepsten und zwitscherten, während ihre Trägerinnen lustig dahinhüpfen und schwapten. Mir kam es gar närrisch vor, wie so ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Osterode. Es fehlte mir der Appetit zum Essen und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde wie ein Hund, und schlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich stand in einer Ecke des juristischen Saals, durchstöberte alte Dissertationen, vertiefte mich im Lesen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß es Nacht war, und herabhängende Kristall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke schlug eben zwölf, die Saalthüre öffnete sich langsam, und herein trat eine stolze, gigantische Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juristischen Facultät. Das Riesenweib, obgleich schon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer strengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Hemis, Schwert und Wage hielt sie nachlässig zusammen in der einen Hand, in der andern hielt sie eine Pergamentrolle, zwei junge Dootores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite sprang windig hin und her der dünne Hofrath Rusticus, der Lykurg Hannovers, und deklamirte aus seinem neuen Gesetzesentwurf; an ihrer linken Seite humpelte, gar galant und wohlgelaunt, ihr Cavaliere servente, der geheime Justizrath Casacius, und riß beständig juristische Wiße, und lachte selbst darüber so herzlich, daß sogar die ernste Götthin sich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich zuflüsterte: „Kleiner, loser Schalk, der die Bäume von oben herab beschneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Systemchen, oder Hypotheschen, oder ähnliches Mißgebürchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die sich als die andern großen Männer des illustren Ordens kund gaben, meistens edige, lauernde Gefellen, die mit breiter Selbstzufriedenheit gleich darauf los definirten und distinguirten und über jedes Titelchen eines Pandektenitels disputirten. Und immer kamen noch neue Gestalten herein, alte Rechtsgelehrten, in verschollenen Trach-

ten, mit weißen Allongeperücken und längst vergessenen Gesichtern, und sehr erstaunt, daß man sie, die Hochberühmten des verflossenen Jahrhunderts, nicht sonderlich regargirte; und diese stimmten nun ein, auf ihre Weise, in das allgemeine Schwäzen und Schrilla und Schreien, das, wie Meeresbrandung, immer verwirrt und lauter, die hohe Göttin umrauschte, bis diese die Geduld verlor, und in einem Tone des entsetzlichsten Riesenschmerzes plötzlich aufschrie: „Schweig! schweig! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhrende Kraft und die stumme Gewalt schmieden den Schuldlosen an den Marterfelsen, und all Euer Geschwätz und Gezänke kann nicht seine Wunden kühlen und seine Fesseln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche stürzten aus ihren Augen, die ganze Versammlung heulte wie von Todesangst ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhausen aus seinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreischte immer wilder, — und fort aus diesem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den historischen Saal, nach jener Gnadenstelle, wo die heiligen Bilder des belovderischen Apoll's und der medicischen Venus neben einander stehen, und ich stürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüste Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Liebllichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechische Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmlischen Segen, goß seine süßesten Lyraflänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freundliches Klingen. Die Heerden zogen auf die Weide und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne schien durch das Fenster und beleuchtete die Schildeereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargestellt stand, wie wir alle Helden waren, dann auch die Hinrichtungs-Szenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine und ähnliche Kopfabschneiderien, die man gar nicht ansehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt, und guten Kaffee trinkt und den Kopf noch so recht comfortabel auf den Schultern sitzen hat.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inschriften auf den Fenster Scheiben gelesen, und alles im Wirthshause berichtigt hatte, verließ ich Oserode.

Diese Stadt hat so und so viel Häuser, verschiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottschall's „Taschenbuch für Harzreisende“ genauer nachzulesen ist. Ehe ich die Landstraße einschlug, bestieg ich die Trümmer der uralten Oseroder Burg. Sie bestehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebschäden angefressenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der ersten

Höhen schaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oserode mit seinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervor guckt, wie eine Moosrose. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickte man hier die imponirende Rückseite.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zusammen mit einem reisenden Handwerksburschen, der von Braunschweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog sei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Lösegeld frei kommen. Die große Reise des Herzogs mag diese Sage veranlaßt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ueengang, der sich so lieblich ausspricht in seinem „Herzog Ernst.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergesell, ein niedlicher, kleiner, junger Mensch, so dünn, daß die Sterne durchschimmern konnten, wie durch Ossian's Nebelgeister, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Mischung von Laune und Wehmuth. Dieses äußerte sich besonders in der brollig rührenden Weise, womit er das wunderbare Volkslied sang: „Ein Käfer auf dem Jaune saß, sum, sum!“ Das ist schön bei uns Deutschen; Keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn versteht. Nur ein Deutscher kann jenes Lied nachempfinden, und sich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'sche Wort in's Leben des Volkes gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenosse trillerte ebenfalls zuweilen vor sich hin: „Freudvoll und freudvoll, Gedanken sind frei!“ Solche Corruption des Textes ist bei'm Volke etwas Gewöhnliches. Er sang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Verihers“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einsam wein' ich an der Rosenstelle, wo uns oft der späte Mond belauscht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugeräuscht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über, und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Cassel, der eben solche Lieder selbst macht; er kann keinen seligen Stich nähen; hat er einen Groschen in der Tasche, so hat er für zwei Groschen Durst, und wenn er im Thran ist, hält er den Himmel für ein blaues Camisol, und weint wie eine Dachtraufe, und singt ein Lied mit der doppelten Poesie!“ Von letzterem Ausdruck wünschte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit seinen Ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beständig: „Die doppelte Poesie ist die doppelte Poesie!“ Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzas im Sinne hatte. — Unterdeß durch große Bewegung und durch den conträren Wind, war der Ritter von der Nadel sehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anstalten zum Gehen und bramarbasirte: „Jetzt will ich den Weg zwischen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daß er sich Blasen unter die Füße gegangen,

und die Welt viel zu weilkäufzig sei: und endlich, bei einem Baumstamme ließ er sich sachte niedersinken, bewegte sein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schintluderchen schon wieder marode.“

Die Berge wurden hier noch steiler, die Tannentwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben schifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichsam gezähmt. Wie ein guter Dichter, liebt die Natur keine schroffen Uebergänge. Die Wolken, so bizarr gestaltet sie auch zuweilen erscheinen, tragen ein weißes, oder doch ein milbes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmonisch correspondirendes Colorit, so daß alle Farben einer Gegend wie leise Musik in einander schmelzen, und jeder Naturanblick krampfstillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der selige Hoffmann würde die Wolken buntschedig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigsten Mitteln die größten Effecte hervor zu bringen. Da sind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Wasser und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beschauers, so mag das Ganze wohl einen schlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann blos so und so viel Meilen im Durchmesser, und die Bäume sind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden classifizirt, und das Wasser ist naß.

Ein kleiner Junge, der für seinen kranken Oheim im Walde Reissig suchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, dessen kleine Hütten, mit grauen Dächern, sich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort,“ sagte er, „wohnen dumme Kropfsleute und weiße Mohren,“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge stand mit den Bäumen in gar eigenem Einverständnis; er grüßte sie wie gute Bekannte, und sie schienen rauschend seinen Gruß zu erwidern. Er pffif wie ein Reissig, ringsum antworteten zwitschernd die andern Vögel, und ehe ich mich dessen versah, war er mit seinen nackten Füßchen und seinem Bündel Reissig ins Waldbidicht fortgesprungen. Die Kinder, dacht' ich, sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und sind also noch im Stande, dieselben zu verstehen; unsereins aber ist schon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und schlechte Verse im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Claustral wieder recht lebhaft in's Gedächtniß. In dieses nette Bergstädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor steht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf schlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, fast alle rothbädig, blauäugig und flachshaarig, sprangen und sauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einst selbst, als ein kleines Büßchen, in einer dumpykatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen

Heben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig saugte und jubelte, wenn die alte Franziskanerglocke endlich zwölf schlug. Die Kinder sahen an meinem Ranz, daß ich ein Fremder sei, und grüßten mich recht gastfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, sie hätten eben Religionsunterricht gehabt, und er zeigte mir den Königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Christenthum abfragt. Dieses Büchlein war sehr schlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch schon gleich einen unerfreulich löschpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erschrecklich mißfiel, daß das Einmal-Eins, welches doch mit der heiligen Dreieitslehre bedenklich collidirt, im Katechismus selbst, und zwar auf dem letzten Blatte desselben, abgedruckt ist, und die Kinder dadurch schon frühzeitig zu sündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da sind wir im Preussischen viel klüger, und bei unserem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die sich so gut auf's Rechnen verstehen, hüten wir uns wohl, das Einmal-Eins hinter dem Katechismus abdrucken zu lassen.

In der „Krone“ zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterskornsuppe, weißgelben Kobl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimborasso in Miniatur, so wie auch eine Art geräucherter Hering, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. so verehrt wurde, daß derselbe anno 1556 von Niddelburg nach Bierlieb in Seeland reiste, bloß um dort das Grab dieses großen Mannes zu sehen. Wie herrlich schmeckt doch solch ein Gericht, wenn man die historischen Notizen dazu weiß und es selbst verzehrt. Nur der Kaffee nach Tische wurde mir verleidet, indem sich ein junger Mensch diskursirend zu mir setzte und so entseßlich schwadronirte, daß die Milch auf dem Tische sauer wurde. Es war ein junger Handlungsbesessener mit fünf und zwanzig bunten Westen und eben so viel goldenen Petschaften, Ringen, Brustnadeln u. s. w. Er sah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu sich selber sagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, so wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo sie am wenigsten paßten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daß vor meiner Abreise von dort ein Decret des akademischen Senats erschienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuschneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwischen den Beinen tragen, und man sie dadurch von den Nichttollen unterscheidet, was doch nicht geschehen könnte, wenn sie gar keine Schwänze haben. — Nach Tische machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu besuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt.

In der Münze traf ich es schon besser, und konnte zusehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei solcher Gelegenheit immer das Zusehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, so bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Israel die silberne Manna mit lustigem Muthe einsammeln würden. Mit einem Gefühl, worin gar komisch Ehrfurcht und Rührung gemischt waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägstocke kam, in die Hand, und sprach zu ihm: junger Thaler! welche Schicksale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böses wirst du stiften! wie wirst du das Laster beschützen und die Tugend sticken, wie wirst du geliebt und dann wieder verwünscht werden! wie wirst du schwelgen, kuppeln, lügen und morben helfen! wie wirst du rastlos umherirren, durch reine und schmutzige Hände, jahrhundertlang, bis du endlich, schuldbeladen und sündenmüde, versammelt wirst zu den Deinigen im Schooße Abraham's, der dich einschmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen besseren Sein.

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Clauethaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgelappter Regell. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleber, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfege Loch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwesen versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Deliquentenracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je

kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser beheuert immer: es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Sittenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil herausgeht, und wo, vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinunter gestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgefinterter Wasser, herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika "Hurrah Lafayette!" schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Gausen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengeriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstücke losblasen, zwischen drein der lustige Matrosenlärm erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Duzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es lustiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Ruche, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tief sinnig klaren Blicken, die ernst-frommen, etwas blaffen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschächten den ganzen

Lag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freubigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Tisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals stattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zitter gespielt und gesungen, wie der vergnügte liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er selbst ganz besonders, sich gern würden todt schlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthans-treue in seinen einfachen Naturlauten ausdrückt. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sein, und wigiger und ergößlicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressenloskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, der alte, verständige, treue Hund sei plötzlich toll geworden, und schnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schächten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlte! — Glück auf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wadern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zitter, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiteten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Striger meinte sogar, ich sollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Richte.

So stillstehend ruhig auch das Leben dieser Leute erscheint, so ist es dennoch

ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen saß, mag dort schon ein Vierteljahrhundert lang gefessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzereien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeblüht.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entstand die deutsche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln. Sinnigem, harmlosen Volke, in der stillen, umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innere Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen nothwendigen, consequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Märchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähmadel und Stiechnadel kommen von der Schneiderherberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalme und Äpfel wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und tanzen und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids. — Aus demselben Grunde ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir sehen Alles, bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir späterhin absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebendtiefe verlieren. Jetzt sind wir ausgewachsene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig interessieren, da sie entweder neu sind, oder heute dem Hans, morgen dem Isaak gehören; selbst unsere Kleider bleiben uns fremd, wir wissen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke sitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geklärnten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blühpäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von

diesem Noth wohl schon viele Geschichten erzählt haben, viele erusthafte, hübsche Geschichten, die der Junge gewiß nicht so bald vergißt, die ihm noch oft vorschweben werden, wenn er halb, als ein erwachsener Mann, in den nächsten Stollen der Carolina einsam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längst todt ist, und er selber, ein silberhaariger, erloschener Greis, im Kreise seiner Enkel sitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdessen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich in's Fremdenbuch einschrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vielheuern Namen Adalbert von Chamisso, den Biographen des unsterblichen Schlemiehl. Der Wirth erzählte mir: Dieser Herr sei in einem unbeschreibbar schlechten Wetter angekommen, und in einem eben so schlechten Wetter wieder abgereist.

Den andern Morgen mußte ich meinen Ranzgen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wissen wie. Nur soviel kann ich mich erinnern: ich schlenderte wieder bergauf, bergab; schaute hinunter in manches hübsche Wiesenthal; silberne Wasser brausten, süße Waldbögel zwitscherten, die Heerdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angestrahlt, und oben war die blauebene Decke des Himmels so durchsichtig, daß man tief hineinschauen konnte, bis in's Allerheiligste, wo die Engel zu den Füßen Gottes sitzen, und in den Zügen seines Antlitzes den Generalbass studiren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verschrecken konnte. Es war das alte Märchen, wie ein Ritter hinabsteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die schönste Prinzessin zu einem starren Zauberschlafe erwünscht ist. Ich selbst war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Clauenthaler Grube, und plötzlich erschienen viele Lichter, aus allen Steinlöchern stürzten die wachsamten Zwerglein, schnitten zornige Gesichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwertblern, bliesen gellend in's Horn, daß immer mehr und mehr herzu eilen, und es wackelten entseßlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuschlug und das Blut herausfloß, merkte ich erst, daß es die rothblühenden, langbärtigen Distelbüsse waren, die ich den Tag vorher an der Landstraße mit dem Stocke abgeschlagen hatte. Da waren sie auch gleich alle verschreckt, und ich gelangte in einen hellen Prachtsaal; in der Mitte stand weiß verschleiert, und wie eine Bildsäule starr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, bei'm lebendigen Gott! ich küßte den beseligenden Hauch ihrer Seele und das süße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend schoß seine. I.

herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demselben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann chaotisch zusammen in ein wilde<sup>s</sup>, wüßtes Meer! Ein wildes, wüßtes Meer! über das gährende Wasser jagten ängstlich die Gespenster der Verstorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hehend, mit klatschender Peitsche lief ein buntschediger Harlequin, und dieser war ich selbst — und plötzlich aus den dunkeln Wellen, reckten die Meerungethüme ihre mißgestalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entsetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerschönsten Märchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die schlafende Prinzessin gefunden hat, ein Stück aus ihrem kostbaren Schleier heraus schneiden; und wenn durch seine Kühnheit ihr Zauberschlaf gebrochen ist, und sie wieder in ihrem Palast auf dem goldenen Stuhle sitzt, muß der Ritter zu ihr treten und sprechen: Meine allerschönste Prinzessin, kennst du mich? Und dann antwortet sie: Mein allertapferster Ritter, ich kenne dich nicht. Und dieser zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier heraus geschnittene Stück, das fußt in denselben wieder hineinpaßt, und Beide umarmen sich zärtlich, und die Trompeter blasen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es ist wirklich ein eigenes Mißgeschick, daß meine Liebesträume selten ein so schönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt so erfreulich, und es knüpfen sich daran so viele uralte Kaisererinnerungen, daß ich eine imposante, stattliche Stadt erwartete. Aber so geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe besieht! Ich fand ein Nest mit meistens schmalen, labyrinthisch krummen Straßen, allwo mitedurch ein kleines Wasser, wahrscheinlich die Gose, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaster, so holprig wie Berliner Hexameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfassung, nämlich Reste von Mauern, Thürmen und Zinnen, geben der Stadt etwas Pitantes. Einer dieser Thürme, der Zwinger genannt, hat so dicke Mauern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen sind. Der Platz vor der Stadt, wo der weltberühmte Schützenhof gehalten wird, ist eine schöne große Wiese, ringsum hohe Berge. Der Markt ist klein, in der Mitte steht ein Springbrunnen, dessen Wasser sich in ein großes Metallbeden ergießt. Bei Feuersbrünsten wird einige Mal daran geschlagen; es giebt dann einen weitgeschallenden Ton. Man weiß nichts vom Ursprunge dieses Bedens. Einige sagen, der Teufel habe es einst, zur Nachtzeit, dort auf den Markt hingestellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und sie machten sich wechselseitig Geschenke.

Das Rathhaus zu Goslar ist eine weißangestrichene Wachtstube. Das daneben stehende Gildehaus hat schon ein besseres Ansehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt stehen da die Standbilder deut-

scher Kaiser, räucherig schwarz und zum Theil vergolbet, in der einen Hand das Scepter, in der andern die Weltkugel; sehen aus wie gebratene Universalitätspebelle. Einer dieser Kaiser hält ein Schwert, statt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieser Unterschied sagen will; und es hat doch gewiß seine Bedeutung, da die Deutschen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß sie bei Allem, was sie thun, sich auch etwas denken.

In Gottschalk's „Handbuch“ hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiserstuhl zu Goslar viel gelesen. Als ich aber Beides besuchen wollte, sagte man mir: der Dom sei niedergerissen und der Kaiserstuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiserstühle in die Kumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des seligen Doms sind jetzt in der Stephanskirche aufgestellt. Glasmalereien, die wunderschön sind, einige schlechte Gemälde, worunter auch ein Lucas Cranach sein soll, ferner ein hölzerner Christus am Kreuz, und ein heidnischer Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Gestalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Caryatiden getragen, die, in gebuckter Stellung, die Hände stützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Gesichter schneiden. Indessen noch unerfreulicher ist das dabeistehende, schon erwähnte hölzerne Crucifix. Dieser Christuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbesmiertem Gesichte, zeigt freilich höchst meisterhaft das Hinstirben eines Menschen, aber nicht eines gottgeborenen Heilands. Nur das materielle Leiden ist in dieses Gesicht hineingeschnitten, nicht die Poesie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomischen Lehrsaal, als in ein Gotteshaus.

Ich logirte in einem Gasthose nahe dem Markte, wo mir das Mittagessen noch besser geschmeckt haben würde, hätte sich nur nicht der Herr Wirth mit seinem langen, überflüssigen Gesichte und seinen langweiligen Fragen zu mir hin gesetzt; glücklicher Weise ward ich bald erlöst durch die Ankunft eines andern Reisenden, der dieselben Fragen in derselben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieser Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus seinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, besonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abwesenheit, nach Queblinburg, seiner Vaterstadt, zurückkehrte, — „denn,“ setzte er hinzu, „unsere Familie hat dort ihr Erbegräbniß.“ Der Herr Wirth machte die sehr aufgeklärte Bemerkung: daß es doch für die Seele gleichgültig sei, wo unser Leib begraben wird. „Haben Sie es schriftlich?“ antwortete der Fremde, und dabei zogen sich unheimlich schlaue Ringe um seine kümmerlichen Lippen und verblühenen Augenlein. „Aber,“

sehte er ängstlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böses gesagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit schöner als wir, ihre Kirchhöfe sind ordentlich Gärten, und da sitzen sie auf ihren weißen, beturbanten Grabsteinen, unter dem Schatten einer Zypresse, und streichen ihre ernsthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkischen Tabak aus ihren langen türkischen Pfeifen; — und bei den Chinesen gar ist es eine ordentliche Lust zuzusehen, wie sie auf den Ruhestätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige spielen, und die geliebten Gräber gar hübsch zu verzieren wissen mit allerlei vergolbetem Lattenwerk, Porzellanfigürchen, Fegen von buntem Seidenzeug, künstlichen Blumen, und farbigen Laternechen — Alles sehr hübsch — wie weit hab' ich noch bis Queblinburg?“

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht sehr angesprochen. Desto mehr aber jenes wunderschöne Lockenköpfchen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterrefenster lächelnd heraus schaute. Nach Tisch suchte ich wieder das liebe Fenster; aber jetzt stand dort nur ein Wasserglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glase, steckte sie ruhig auf meine Mütze, und kümmerte mich wenig um die aufgesperrten Mäuler, versteinigten Nasen und Glopaugen, womit die Leute auf der Straße, besonders die alten Weiber, diesem qualifizirten Diebstahle zusahen. Als ich eine Stunde später an demselben Hause vorbei ging, stand die Holde am Fenster, und als sie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde sie blutroth und stürzte zurück. Ich hatte jetzt das schöne Antlitz noch genauer gesehen; es war eine süße, durchsichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondschein, Nachtigallenlaut und Rosenbust. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat sie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — sie zieht sich langsam zurück in den dunkeln Hausflur — ich faßte sie bei der Hand und sage: ich bin ein Liebhaber von schönen Blumen und Küssen, und was man mir nicht freiwillig giebt, das stehle ich — und ich küßte sie rasch — und wie sie entfliehen will, flüstere ich beschwichtigend: morgen reis' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewußt jene Zauberformel ausgesprochen, wodurch unsere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre schnurrbärtige Lebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reise morgen fort und komme wohl nie wieder.“

Mein Fagis gewährte eine herrliche Aussicht nach dem Rammesberg. Es war ein schöner Abend. Die Nacht lagte auf ihrem schwarzen Kofse, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich stand am Fenster und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Ronde? Die Elaven

sagen, er heiße Clotar, und das Wachsen des Mondes bewirkte er durch Wassertausch. Als ich noch klein war, hatte ich gehört: der Mond sei eine Frucht, die, wenn sie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt, und, zu den übrigen Vollmonden, in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt steht, wo sie mit Brettern zugenagelt ist. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daß die Welt nicht so eng begrenzt ist, und daß der menschliche Geist die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem riesigen Petri-Schlüssel, mit der Idee der Unsterblichkeit, alle sieben Himmel aufgeschlossen hat. Unsterblichkeit! schöner Gedanke! wer hat dich zuerst erbacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Tonpfeife im Munde, am lauen Sommerabend vor seiner Hausthüre saß, und recht behaglich meinte: es wäre doch hübsch, wenn er nun so immer fort, ohne daß sein Pfeifchen und sein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein Liebender, der in den Armen seiner Geliebten jenen Unsterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nichts anders fühlen und denken konnte! — Liebe! Unsterblichkeit! — in meiner Brust ward es plötzlich so heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergossen sich die Gefühle der Liebe, ergossen sich sehnlich in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenster dufteten stärker. Düfte sind die Gefühle der Blumen, und wie das Menschenherz, in der Nacht, wo es sich einsam und unbelauscht glaubt, stärker fühlt, so scheinen auch die Blumen, sinnig verschämt, erst die enthüllende Dunkelheit zu erwarten, um sich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben, und sie auszuhauhen in süßen Düften. — Ergieße dich, Ihr Düfte meines Herzens! und sucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt schon und schläft; zu ihren Füßen knien Engel, und wenn sie im Schlafe lächelt, so ist es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Brust liegt der Himmel mit allen seinen Seligkeiten, und wenn sie athmet, so bebt mein Herz in der Ferne; hinter den seidnen Wimpern ihrer Augen ist die Sonne untergegangen, und wenn sie die Augen wieder aufschlägt, so ist es Tag, und die Vögel singen, und die Heerdenglocken läuten, und die Berge schimmern in ihren smaragdnen Kleidern, und ich schnüre den Ranzen und wandre.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, ist mir etwas höchst Seltsames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angst daran zurück denken. Ich bin von Natur nicht ängstlich, aber vor Geistern fürchte ich mich fast so sehr wie der Oestreichische Beobachter. Was ist Furcht? Kommt sie aus dem Verstande oder aus dem Gemüth? Ueber diese Frage disputirte ich so oft mit dem Doctor Saul Ascher, wenn wir zu Berlin, im Cafe royal, wo ich lange Zeit

meinen Mittagstisch hatte, zufällig zusammen trafen. Er behauptete immer: wir fürchten etwas, weil wir es durch Vernunftschlüsse für fürchtbar erkennen. Nur die Vernunft sei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonstirte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende seiner Demonstration pflegte er nach seiner Uhr zu sehen, und immer schloß er damit: „Die Vernunft ist das höchste Prinzip!“—Vernunft! Wenn ich jetzt dieses Wort höre, so sehe ich noch immer den Doctor Saul Ascher mit seinen abstrakten Beinen, mit seinem engen transcendental-grauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieser Mann, tief in den Funzigern, war eine personifizierte gerade Linie. In seinem Streben nach dem Positiven hatte der arme Mann sich alles Herrliche aus dem Leben heraus philosophirt, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb bei ihm nichts übrig, als das kalte, positive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Christenthum hatte er eine specielle Malice. Gegen letzteres schrieb er sogar eine Broschüre, worin er dessen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geschrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommirt, und wobei es der arme Doctor gewiß ernsthaft genug meinte, und also in dieser Hinsicht alle Achtung verdiente. Darin aber bestand ja eben der Hauptspass, daß er ein so ernsthaft närrisches Gesicht schnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind ist. Einige Mal besuchte ich auch den Vernunftdoctor in seinem eigenen Hause, wo ich schöne Mädchen bei ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einst ebenfalls besuchen wollte, sagte mir sein Bedienter: der Herr Doctor ist eben gestorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabei, als wenn er gesagt hätte: der Herr Doctor ist ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchste Prinzip ist die Vernunft!“ sagte ich beschwichtigend zu mir selbst, als ich in's Bett stieg. Indessen, es half nicht. Ich hatte eben in Barnhagen von Ense's „deutsche Erzählungen,“ die ich von Claudthal mitgenommen hatte, jene entsetzliche Geschichte gelesen, wie der Sohn, den sein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiste seiner todtten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darstellung dieser Geschichte bewirkte, daß mich während des Lesens ein inneres Grauen durchfröstelte. Auch erregen Gespenstererzählungen ein noch schauerlicheres Gefühl, wenn man sie auf der Reise liest, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hause, in einem Zimmer, wo man noch nie gewesen. Wie viel Gräßliches mag sich schon zugetragen haben auf diesem Flecke, wo du eben liegst! so denkt man unwillkürlich. Ueberdies schien jetzt der Mond so zweideutig in's Zimmer herein, an der Wand bewegten sich allerlei unberufene

Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu sehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man, beim Mondschein, das eigene Gesicht zufällig im Spiegel sieht. In demselben Augenblicke schlug eine schwersällige, gährende Glocke, und zwar so lang und langsam, daß ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verfloßen, und es müßte wieder von vorn anfangen, zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen, und tiefe Todesstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines Mannes. Endlich öffnete sich meine Thür, und langsam trat herein der verfordene Doctor Saul Ascher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und faum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von  $22\frac{1}{2}$  Grad bildete, war zusammengekniffen, und die Augentreise hatten einen größeren Radius. Schwankend und wie sonst sich auf sein spanisches Röhrchen stützend, näherte er sich mir, und in seinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte sprach er freundlich: „Fürchten Sie sich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition? Deduziren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Gespenstes? In welchem vernünftigen Zusammenhange stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft —“ Und nun schritt das Gespenst zu einer Analyse der Vernunft, citirte Kant's „Kritik der reinen Vernunft“, 2. Theil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, die Unterscheidung von Phänomena und Noumena, construirte alsdann den problematischen Gespensterglauben, setzte einen Syllogismus auf den andern, und schloß mit dem logischen Beweise: daß es durchaus keine Gespenster giebt. Mir unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Seelenangst nickte ich unbedingte Zustimmung bei jedem Satz, womit der spukende Doctor die Absurdität aller Gespensterfurcht bewies, und derselbe demonstirte so eifrig, daß er einmal in der Zerstreuung, statt seiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Urtafche zog, und seinen Irrthum bemerkend, mit possirlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das höchste —“ da schlug die Glocke Eins und das Gespenst verschwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Absicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzusuchen. Wieder schönes, liebliches Sonntagswetter. Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete wie die Sonne den Nebel zu verschrecken suchte, wanderte freudig durch die schauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln standen die Berge, die Lannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisirte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vögelin hielten Verstunde, das Wiesenthal blitzte wie eine diamantenbesäete Goldbede, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geh't's uns auch auf dem Harze. Aber es gibt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern und finden noch obenbrein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir versinken konnten, und welches Glück es sei, daß wir so wegfundige Leute, wie wir sind, noch zeitig angestossen. Einen solchen Berichtigter fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen und erzählte mir allerlei Sputzgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinausliefen, daß es doch kein wirklicher Spuß gewesen, sondern daß die weiße Gestalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernnden Stimmen von den eben geworfenen Zungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskaze herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sei er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kurire er sich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Anliß erglänzte noch freudiger, und bei dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, sangen die Bäume wieder an zu sprechen und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Him-

mel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es besser; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und sei er noch so groß, wünscht, daß sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, steht ausdrücklich, daß er die Menschen erschaffen zu seinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich nach der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes, übernachtete allbort und erlebte folgendes schöne Gedicht:

1.

Auf dem Berge steht die Hütte,  
Wo der alte Bergmann wohnt;  
Dorten rauscht die grüne Tanne,  
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,  
Reich geschnitz und wunderbar,  
Der darauf sitzt, der ist glücklich,  
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,  
Stützt den Arm auf meinen Schooß;  
Auglein wie zwei blaue Sterne,  
Mündlein wie die Purpurroß'.

Und die lieben, blauen Sternz  
Schau'n mich an so himmelgroß,  
Und sie legt den Lilienfinger  
Schalkhaft auf die Purpurroß'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,  
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,  
Und der Vater spielt die Zitter,  
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise  
Leise, mit gedämpfem Laut;  
Manches wichtige Geheimniß  
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Ruhme todt ist;  
Können wir ja nicht mehr geh'n  
Nach dem Schützenhof zu Goslar,  
Und dort ist es gar zu schön.“

„Hier dagegen ist es einsam,  
Auf der kalten Bergeshöh',  
Und des Winters sind wir gänzlich  
Wie vergraben in dem Schner.“

„Und ich bin ein banges Mädchen,  
Und ich fürcht' mich wie ein Kind  
Vor den bösen Bergesgeistern,  
Die des Nachts geschäftigt sind.“

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,  
Wie vom eignen Wort erschreckt,  
Und sie hat mit beiden Händchen  
Ihre Auglein bedeckt.

Lauter rauscht die Lanne draußen,  
Und das Spinnrad schnarrt und brummt  
Und die Zitter klingt dazwischen,  
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,  
Vor der bösen Geister Nacht;  
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,  
Halten Englein bei dir Wacht!“

---

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,  
Pocht an's nteb're Fensterlein,  
Und der Mond, der gelbe Lauscher,  
Wirft sein süßes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise  
In dem nahen Schlafgemach,  
Doch wir Beide selig schwärend,  
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet  
Das zu glauben wird mir schwer,  
Jenes Zucken deiner Lippen  
Kommt wohl nicht vom Beten her.“

„Jenes böse, kalte Zucken,  
Das erschreckt mich jedesmal,  
Doch die dunkle Angst beschwichtigt  
Deiner Augen frommer Strahl.“

„Auch bezweifel' ich, daß du glaubest,  
Was so rechter Glaube heißt,  
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,  
An den Sohn und heil'gen Geist?“

Ah, mein Kindchen, schon als Knabe,  
Als ich saß auf Mutters Schooß  
Glaubte ich an Gott den Vater,  
Der da waltet gut und groß.

Der die schöne Erd' erschaffen,  
Und die schönen Menschen d'rauf,  
Der den Sonnen, Monden, Sternen,  
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,  
Noch vielmehr begriff ich schon,  
Und begriff, und ward vernünftig,  
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend  
Uns die Liebe offenbart,  
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,  
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jeszo, da ich ausgewachsen,  
Viel gelesen, viel gereist,  
Schwollt mein Herz, und ganz von Herzen  
Glaub ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,  
Und viel größ're thut er noch;  
Er zerbrach die Zwingherrnburgen  
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alle Todeswunden heilt er,  
Und erneut das alte Recht:  
Alle Menschen, gleichgeboren,  
Sind ein abliches Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Nebel,  
Und das dunkle Hirngespinnst,  
Das uns Lieb' und Lust verleidet,  
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohl gewappnet,  
Hat der heil'ge Geist erwählt,  
Seinen Willen zu erfüllen,  
Und er hat sie muthbeseelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,  
Ihre guten Banner weh'n!  
Et, du möchtest wohl, mein Kindchen,  
Solche stolze Ritter seh'n?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,  
Küsse mich und schaue dreist!  
Denn ich selber bin ein solcher  
Ritter von dem heil'gen Geist!

---

3.

Still versteckt der Mond sich draußen  
Hinter'm grünen Tannenbaum,  
Und im Zimmer unsre Lampe  
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne  
Strahlen auf in heller'm Licht,  
Und es glüht die Purpurrose,  
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Bölkchen, Wichtelmännchen,  
Stehlen unser Brod und Speck,  
Abends liegt es noch im Kasten,  
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Bölkchen, unsre Sahne  
Rascht es von der Milch, und läßt  
Unbedeckt die Schüssel stehen,  
Und die Raze säuft den Rest.

„Und die Raz' ist eine Hexe,  
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,  
Drüben nach dem Geisterberge  
Nach dem altverfall'nen Thurm.

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,  
Voller Lust und Waffenglanz;  
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen  
Schwangen sich im Fackeltanz.“

„Da verwünschte Schloß und Leute  
Eine böse Zauberin,  
Nur die Trümmer blieben stehen,  
Und die Eulen nisteten d'rin.“

„Doch die sel'ge Ruhme sagte:  
Wenn man spricht das rechte Wort,  
Nächtlich zu der rechten Stunde,  
Drüben an dem rechten Ort;“

„So verwandeln sich die Trümmer  
Wieder in ein helles Schloß,  
Und es tanzen wieder lustig  
Ritter, Frau'n und Knappentrost;“

„Und wer jenes Wort gesprochen,  
Dem gehören Schloß und Leut',  
Pauken und Trompeten huld'gen  
Seiner jungen Herrlichkeit.“

Also blühen Märchenbilder  
Aus des Mundes Röslein,  
Und die Augen gießen drüber  
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre gold'nen Haare widelt  
Mir die Kleine um die Händ',  
Liebt den Fingern hübsche Namen,  
Lacht und küßt, und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer Alles  
Blickt mich an so wohlvertraut;  
Tisch und Schrank, mir ist als hätt' ich  
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwagt die Wanduhr,  
Und die Zitter hörbar kaum,  
Fängt von selber an zu klingen,  
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzt ist die rechte Stunde,  
Und es ist der rechte Ort;  
Staunen würdest du mein Kindchen,  
Sprach' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert  
Und erbebt die Mitternacht,  
Bach und Lannen brausen lauter,  
Und der alte Berg erwacht.

Zitterklang und Zwergenlieder  
Tönen aus des Berges Spalt,  
Und es spriehet, wie'n toller Frühling,  
D'raus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,  
Blätter, breit und fabelhaft,  
Duftig bunt und heftig regsam,  
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,  
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;  
Liljen, wie krystall'ne Pfeiler,  
Schließen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,  
Schau'n herab mit Sehnsuchtsgluth;  
In der Liljen Riesenfelse  
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir selber, süßes Kindchen,  
Sind verwandelt noch viel mehr;  
Fackelglanz und Gold und Seide  
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,  
Diese Hütte ward zum Schloß,  
Und da jubeln und da tanzen  
Ritter, Frau'n und Knappentrog.

Aber Ich, ich hab' erworben,  
Dich und Alles, Schloß und Leut';  
Pauken und Trompeten huld'gen  
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flogen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wieder erzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich krummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne Klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldfirche. Man sagt, das seien die Heerbenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuße ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brod gegeben, so will ich ihn auch königlich besingen.

König ist der Hirtenknabe,  
Grüner Hügel ist sein Thron,  
Ueber seinem Haupt die Sonne  
Ist die schwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,  
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;  
Cavaliere sind die Kälber,  
Und sie wandeln stolz gespreizt.

Hoffchauspieler sind die Böcklein,  
Und die Vögel und die Rüh',  
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,  
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,  
Und so lieblich rauschen d'rein  
Wasserfall und Tannenbäume,  
Und der König schlummert ein.

Unter dessen muß regieren  
Der Minister, jener Hund,  
Dessen knurriges Gebelle  
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:  
„Das Regieren ist so schwer,  
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause  
Schon bei meiner Kön'gin wär'!“

„In den Armen meiner Kön'gin  
Ruht mein Königshaupt so weich,  
Und in ihren lieben Augen  
Liegt mein unermesslich Reich!“

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Walbung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinsicht, Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen, und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen

können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinstreckend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe empor geschwungen, und, mit den umklammernden Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früherer Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hegen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzreichen der heiligen Genovefa.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinab beugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungs-geschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Schnuckschreie, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchensprachen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, brollig gezackten Blätter, spielend stimmen hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinauf steigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mügen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Rißgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Lust beginnt, wie die

glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Hausbildern des Meister Kopsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergede ihre ästhetische Theeegesellschaft hielten, sich gemütlich die „Abendzeitung“ vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpfen, als Universalgenies priesen, und über alle Erscheinungen der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als sie auch auf den „Ratkliff“ und „Almanfor“ geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprachen, da sträubte sich das Haar des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blockbergsgeschichten zu denken, und besonders an die große, mythische, deutsche Nationaltragödie vom Doctor Faust. Mir war immer, als wenn der Pferdefuß neben mir hinauf kletterte, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, blos aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch, als Wirthshaus verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in früheren Zeiten, den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wollenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderbar zusammengesezte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. Dieses verschaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo schon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, sich etablirt hatte.

In der Wirthshube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verschiedenen Universitäten. Die Einen sind kurz vorher angekommen und restauriren sich, Andere bereiten sich zum Abmarsch, schnüren ihre Ranzgen, schreiben ihre Namen in's Gedächtnißbuch, erhalten Brockensträuße von den Hausmädchen: da wird in die Wangen gekniffen, gesungen, gesprungen, geföhlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Prosit, Adieu. Einige der Abgehenden sind auch etwas angesoffen, und diese haben von der schönen Aussicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt sieht.

Nachdem ich mich ziemlich rekreirt, bestieg ich die Thurmwarde, und fand daselbst einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer älteren. Die junge Dame war sehr schön. Eine herrliche Gestalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, schwarzer Atlashut, mit dessen weißen Federn die Winde spielten, die schlanken Glieder von einem schwarzseidenen Mantel so fest umschlossen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabschauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an nichts als an Zauber- und Wundergeschichten, und jede schöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, so hielt ich sie für eine Wassernixe. Jetzt denke ich anders, seit ich aus der Naturgeschichte weiß, daß jene symbolischen Federn von dem dümmsten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf sehr natürliche Weise naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung auf dem Brocken gesehen, so würde ich sicher gedacht haben: das ist die Fee des Berges, und sie hat eben den Zauber ausgesprochen, wodurch dort unten Alles so wunderbar erscheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles bei'm ersten Hinabschauen vom Brocken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverständenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriff zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Riesenspanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erscheint Alles wie eine scharfgezeichnete, rein illuminierte Spezialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich schöne Landschaften erfreut; wie es denn immer geschieht, daß wir deutschen Compileren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu ge-

ben. Der Berg hat auch so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesenaugen öffnet, mag er noch etwas mehr sehen, als wir Zwerge, die wir mit unsern blöden Auglein auf ihm herumklettern. Viele wollten zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Brocken ist der lange Herr Philister!“ Aber das ist ein Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er sich zwar den Anschein von Philiströsität; aber wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, daß der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, z. B. die erste Mainacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Uebrigen, recht echtdeutsch romantisch verrückt.

Ich suchte gleich die schöne Dame in ein Gespräch zu verflechten: denn Naturschönheiten genießt man erst recht, wenn man sich auf der Stelle darüber aussprechen kann. Sie war nicht geistreich, aber aufmerksam sinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, steife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlassen werden muß; sondern jene feltner, freie, positive Vornehmheit, die uns genau sagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchste gefällige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographische Kenntnisse, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, suchte und zeigte ihr dieselben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintisch, der in der Mitte der Thurmplatte steht, mit echter Dozentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern suchte, als mit den Augen, die sich unterdessen auf dem Gesicht der holden Dame orientirten, und dort schönere Partien fanden, als „Schierte“ und „Elenb.“ Dieses Gesicht gehörte zu denen, die nie reizen, selten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe solche Gesichter, weil sie mein schlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denselben stehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, sparsam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Nase weit hervorretend, dagegen Mund und Kinn sich wieder ängstlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieses Gesichtchen schien aus einem zarten, gelblichen Thone zu bestehen, woraus die Bildhauer ihre ersten Modelle kneten; und wenn die schmalen Lippen zusammen kniffen, zogen sich über seine Wangen einige tausend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann sprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüsterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch sie besaß die vornehmsten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft schwärmerischen Tiefinn, um ihren Mund lag strenge Frömmigkeit, doch schien mir's, als ob er einst sehr schön gewesen sei, und viel gelacht und viele Küsse empfangen und viele erwidert habe. Ihr Gesicht glich einem Coder palmyrsestus, wo, unter der neuschwarzen Mönchsschrift eines Kirchenvatertertes, die halberloschenen Verse eines altgriechischen Liebesdichters hervorliefen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieses Jahr in Italien gewesen und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphael'schen Bildern in der Peterskirche; die Tochter sprach mehr von der Oper im Theater Fenice.

Derweil wir sprachen, begann es zu dämmern: die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte sich tiefer, und die Thurmplatte füllte sich mit Studenten, Handwerksburschen und einigen ehrfamen Bürgerleuten, sammt deren Ehefrauen und Töchtern, die alle den Sonnenuntergang sehen wollten. Es ist ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet stimmt. Wohl eine Viertelstunde standen Alle ernsthaft schweigend, und sahen, wie der schöne Feuerball im Westen allmählig versank; die Gesichter wurden vom Abendroth angestrahlt, die Hände falteten sich unwillkürlich; es war, als ständen wir, eine stille Gemeinde, im Schiffe eines Riesenboms, und der Priester erhöhe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergösse sich Palestrina's ewiger Choral.

Während ich so in Andacht versunken stehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie ist die Natur doch im Allgemeinen so schön!“ Diese Worte kamen aus der gefühlvollen Brust meines Zimmergenossen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsstimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu sagen, und sie ruhig, als wäre nichts passiert, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, sie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde selbst, drehte sich unsre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte: die in Nebel versinkende Sonne habe ausgesehen wie eine rothglühende Rose, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautschleier seiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick solcher Naturerscheinungen schwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und frug mich, ob ich den Werther gelesen? Ich glaube wir sprachen auch von Angorakafen, etruskischen Vasen, türkischen Schawls, Makaroni und Lord Byron, aus dessen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsgedichte, recht hübsch lächelnd und seufzend, rezitierte. Der jüngere Dame, die kein Englisch verstand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl

ich die Uebersetzungen meiner schönen, griftreichen Landmännin, der Baronin Elise von Hohenhausen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byrons Gottlosigkeit, Lieblosigkeit, Trostlosigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach diesem Geschäfte ging ich noch auf dem Brocken spazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht stark, und ich betrachtete die Umrisse der beiden Hügel, die man den Herenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich schoß meine Pistolen ab, doch gab es kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage später verlassen hatten, und bedeutend erstaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiste waren wir wieder in unserem gelehrten Sibirien, wo die Cultur so groß ist, daß die Bären in den Wirthshäusern angebunden werden, und die Jodel dem Jäger guten Abend wünschen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tisch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Universitätsgespräch: Duell, Duell und wieder Duell. Die Gesellschaft bestand meistens aus Hallensern, und Halle wurde daher Hauptgegenstand der Unterhaltung. Die Fensterscheiben des Hofraths Schüz wurden erregtisch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypren sehr glänzend gewesen sei, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er sich eine lichtenstein'sche Prinzessin an's linke Bein antrauen lassen, daß er die Staatsmaitresse abgedankt, und daß das ganze gerührte Ministerium vorschriftsmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß sich dieses auf Halle'sche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chinesen auf's Tapet, die sich vor zwei Jahren in Berlin sehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatbogenanten der chinesischen Aesthetik abgerichtet werden. Nun wurden Wipe gerissen. Man setzte den Fall: ein Deutscher ließe sich in China für Geld sehen; und zu diesem Zwecke wurde ein Anschlagzettel geschmiedet, worin die Mandarinen Tsching-Tschang-Tschung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein echter Deutscher sei, worin ferner seine Kunststücke aufgerechnet wurden, die hauptsächlich in Philosophiren, Tabakrauchen und Gebuld bestanden, und worin noch schließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsstunde sei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem diese dem armen Deutschen die besten Brocken weg zu schnappen pflegten.

Ein junger Burschenschaftler, der kürzlich zur Purifikation in Berlin gewesen, sprach viel von dieser Stadt; aber sehr einseitig. Er hatte Wisoßki und das Theater besucht; beide beurtheilte er falsch. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort u. s. w.“ Er sprach von Garderobaufwand, Schau-

spieler- und Schauspielerinnenskanal u. s. w. Der junge Mensch wußte nicht, da in Berlin überhaupt der Schrein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Lebensart, „man so buhn,“ hinlänglich andeutet, dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meisten zu sorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird,“ für die Treue der Costüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet, und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das ist nothwendig. Denn trüge mahl Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiß der Banquier Christian Gumpel sich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mahl Lord Burleigh aus Versehen die Hose von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiß die Kriegsräthin von Stiringzopf, geborene Lilienthau, diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen. Solche täuschende Sorgfalt der Generalintendanz erstreckt sich aber nicht bloß auf Schürzen und Hosen, sondern auch auf die darin verwickelten Personen. So soll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren gespielt werden, den Professor Lichtenstein schon zu diesem Behufe aus Afrika verschrieben hat; in Menschenhaß und Neue soll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei gespielt werden, die man alle drei nicht erst aus Afrika zu verschreiben braucht. Hatte nun obenerwähnter junger Mensch die Verhältnisse des Berliner Schauspiels schlecht begriffen, so merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'sche Janitscharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroisches Mittel ist, um unser erschlaftes Volk kriegerisch zu stärken, ein Mittel, das schon Plato und Cicero staatspfliffig empfohlen haben. Am allerwenigsten begriff der junge Mensch die diplomatische Bedeutung des Ballets. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Faguet's Füßen mehr Politik sitzt, als in Buchholz Kopf, wie alle seine Tanz Touren diplomatische Verhandlungen bedeuten, wie jede seiner Bewegungen eine politische Beziehung habe, so z. B. daß er unser Kabinet meint, wenn er, sehnüchlig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daß er den Bundestag meint, wenn er sich hundertmal auf einem Fuße herumbreht, ohne vom Fleck zu kommen, daß er die kleinen Fürsten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daß er das Europäische Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin- und herschwanzt, daß er einen Congress andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verschlingt, und endlich, daß er unsern allzugroßen Freund im Osten darstellt, wenn er in allmählicher Entfaltung sich in die Höhe hebt, in dieser Stellung lange ruht, und plötzlich in die erschrecklichsten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Au-

gen, und jetzt merkte er, warum Tänzer besser honorirt werden, als große Dichter, warum das Ballet bei'm diplomatischen Corps ein unerschöpflicher Gegenstand des Gesprächs ist, und warum oft eine schöne Tänzerin noch privatim von dem Minister unterhalten wird, der sich gewiß Tag und Nacht abmüht, sie für sein politisches Systemchen empfänglich zu machen. Bei'm Apis! wie groß ist die Zahl, der erotischen, und wie klein die Zahl der erotischen Theaterbesucher! Da steht das blöde Volk und gafft und bewundert Sprünge und Wendungen, und studirt Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudirt die Entrechats der Köhnisch, und schwagt von Grazie, Harmonie und Lenden — und keiner merkt, daß er in getanzten Chiffren das Schicksal des deutschen Vaterlandes vor Augen hat.

Während solcherlei Gespräche hin- und herflogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüsseln, die mit Fleisch, Kartoffeln u. s. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugesprochen. Jedoch das Essen war schlecht. Dieses erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete: daß wir Deutschen wie mit der wahren Freiheit, so auch mit der wahren Genügsamkeit unbekannt seien. Ich suchte die Achseln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürstenthume und Lederkramverfertiger überall Schweizer sind und vorzugsweise so genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen schweizerischen Freiheitshelden, die so viel Politisch-Rühmes in's Publikum hineinschwaben, mir immer vorkommen wie Hasen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Pistolen abschließen, alle Kinder und Bauern durch ihre Rühtheit in Erstaunen setzen, und dennoch Hasen sind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böse gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann,“ sagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Aeußerung sehr piquirt; er betheuerte, daß deutsche Thakraft und Einfältigkeit noch nicht erloschen sei, schlug sich bröhnend auf die Brust, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer sagte: „Nu! Nu!“ Doch, je beschwichtigender er dieses sagte, desto eifriger ging der Greifswalder in's Geschirr. Dieser war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuse gute Tage hatten und die Friseur zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängendes langes Haar, ein ritterliches Barett, einen schwarzen, altdeutschen Rock, ein schmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weste versah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blücher's Schimmel. Er sah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern eine Bewegung bei'm Abendessen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotischen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutschland müsse in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete: es müßten 48 sein, weil man alsdann ein systematischeres Handbuch über

Deutschland schreiben könne, und es doch nothwendig sei, das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutscher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalhelden-gebiicht zur Verherrlichung Hermanns und der Hermannsschlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieses Epos. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es die Sümpfe und Krüppelwege des teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wässrige und holprige Verse andeuten könne, und daß es eine patriotische Freiheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe. Ich hoffe, dieser Kunstkniff wird ihm, eben so erfolgreich wie andern Berlinern Dichtern, bis zur bedencklichsten Illusion gelingen.

An unserem Tische wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verbrängte das Bier, die Punschbowlen dampften, es wurde gestunken, smollirt und gesungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. s. w. erschollen. Schöne Methfessel'sche Melodien. Am allerbesten erklangen unseres Arndt's deutsche Worte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ Und draußen brauste es, als ob der alte Berg mitsänge, und einige schwankende Freunde behaupteten sogar, er schüttle freudig sein kahles Haupt und unser Zimmer werde dadurch hin- und herbewegt. Die Flaschen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere flüsterte, ein Dritter deklamirte aus der „Schuld,“ ein Vierter sprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster stellte sich auf den Stuhl und bozirte: „Meine Herren! Die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiften darauf, scheinbar arglos zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stiften stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern selten, das giebt eine wunderbare complicirte Musik, und diese heißt Weltgeschichte. Wir sprechen also erst von der Musik, dann von der Welt und endlich von der Geschichte; letztere aber theilen wir ein in Positiv und spanische Fliegen —“ Und so ging's weiter mit Sinn und Unsinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte, und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung: es sei ihm zu Muth, als stände er wieder vor dem Theaterbüffet in Schwerin! Ein Anderer hielt sein Weinglas wie ein Perspektiv vor die Augen und schien uns aufmerksam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen in's hervortretende Maul hinabließ. Der Greifswalder, plötzlich begeistert, warf sich an meine Brust und jauchzte: „O, verständest Du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdamm' mich! es ist ein gebildetes Mädchen, denn sie hat volle Brüste, und trägt ein weißes Kleid und spielt Clavier!“ — Aber der Schweizer weinte,  
Seine. I.

und küßte zärtlich meine Hand und wimmerte beständig: „O Babeli! O Babeli!“

In diesem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläser fliegen lernten, saßen mir gegenüber zwei Jünglinge, schön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leichte Rosenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe sahen sie sich einander an, als wenn Einer lesen könnte in den Augen des Andern, und in diesen Augen strahlte es, als wären einige Lichttropfen hinein gefallen aus jener Schale voll lobender Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie sprachen leise, mit sehnsuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geschichten, aus denen ein wunderschmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore ist jetzt auch todt!“ sagte der Eine und seufzte, und nach einer Pause erzählte er von einem Halle'schen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und als dieser Halle verließ, mit Niemand mehr sprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Canarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einst geschenkt hatte. „Der Vogel starb und bald darauf ist auch die Lore gestorben!“ so schloß die Erzählung, und beide Jünglinge schwiegen wieder und seufzten, als wollte ihnen das Herz zerspringen. Endlich sprach der Andere: „Meine Seele ist traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genosse meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte können wie Rohrgeflüster, wie gleitende Ströme, sie können wieder in meiner Brust, aber meine Seele ist traurig!“

Nun erhoben sich die beiden Jünglinge, Einer schlang den Arm um den Nacken des Andern, und sie verließen das tosende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und sah, wie sie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, statt des Fensters, einen großen Kleiderschrank öffnete, wie Beide vor demselben, mit sehnüchtig ausgestreckten Armen, stehen blieben und wechselweise sprachen. „Ihr Küßte der dämmernden Nacht!“ rief der Erste, „wie erquickend küßt Ihr meine Wangen! Wie lieblich spielt Ihr mit meinen flatternden Locken! Ich steh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die schlafenden Städte der Menschen, und blinken die blauen Gewässer. Horch! dort unten im Thale rauschen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgestalten, die Geister der Väter. O, könnt' ich mit Euch sagen, auf dem Wolkenroß, durch die stürmische Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele ist traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls seine Arme sehnüchtswoll nach dem Kleiderschrank ausgestreckt, Thränen stürzten aus seinen Augen, und zu einer gelblebernen Hölse, die er für den Mond hielt, sprach er mit wehmüthiger

Stimme: „Schön bist du, Tochter des Himmels! Goldselig ist deines Antlitzes Ruhe! Du wandelst einher in Ebllichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Osten! Bei deinem Anblick erfreuen sich die Wolken, und es lichten sich ihre düstern Gestalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beschämt, in deiner Gegenwart, sind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehst du von deinem Pfade? Hast du gleich mir deine Halle? Wohnst du im Schatten der Demuth? Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, sind sie nicht mehr? Ja, sie fielen herab, o schönes Licht, und du verbirgst dich oft, sie zu betrauern. Doch einst wird kommen die Nacht, und du, auch du bist vergangen, und hast deine blauen Pfade dort oben verlassen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einst deine Gegenwart beschämt, sie werden sich freuen. Doch jetzt bist du gekleidet in deiner Strahlenpracht und schaust herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buschigen Berge erglänzen und das Meer seine schäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ein wohlbekannter, nicht sehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegessen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Kindfleisch verschlungen, wovon sechs Garbelientheile und ein unschuldiges Kind satt geworden wären, dieser kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz on Schwein, vorbeigerannt, schob die beiden elegischen Freunde etwas unsanft in den Schrank hinein, polsterte nach der Hausthüre, und wirthschaftete draußen ganz mörderisch. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke sammerten und wimmerten, sie lägen zerschmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals strömte ihnen der eble Nothwein, sie überschwemmten sich wechselseitig, und der Eine sprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: ich beehaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welfens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden.“ Aber Alles übertobte die wohlbekannte Bassstimme, die draußen vor der Thüre, unter Fluchen und Jauchzen, sich gottklästerlich beklagte: daß auf der ganzen dunklen Weenderstraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal sehen könne, bei wem man die Fenster-scheiben eingeschmissen habe.

Ich kann viel vertragen — die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouleillenzahl zu nennen — und ziemlich gut conditionirt gelangte ich nach meinem

Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag schon im Bette, mit seiner krebberweißen Nachtmütze und safrangelben Jacke von Gesundheitsflanell. Er schlief noch nicht und suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich sprach er gleich von den Juden, die Alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die englischen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreise verkaufen. Es ergriff mich die Lust, ihn etwas zu mystificiren; deshalb sagte ich ihm: ich sei ein Nachtwandler und müsse im Voraus um Entschuldigung bitten, für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe stören möchte. Der arme Mensch hat deshalb, wie er mir den andern Tag gestand, die ganze Nacht nicht geschlafen, da er die Besorgniß hegte, ich könnte mit meinen Pistolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzustande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel besser als ihm gegangen, ich hatte sehr schlecht geschlafen. Wüßt, beängstigende Phantastiegebilde. Ein Clavierauszug aus Dante's „Hölle.“ Am Ende träumte mir gar, ich sähe die Aufführung einer juristischen Oper, die Faloidia geheißen, erbrechlicher Text von Gans und Musik von Spontini. Ein toller Traum. Das römische Forum leuchtete prächtig, Cero. Aftinius Göschenus als Prätor auf seinem Stuhle, die Toga in stolze Falten werfend, ergoß sich in polternden Recitativen, Marcus Tullius Elversus, als Prima Donna *legataria*, all' seine holbe Weiblichkeit offenbarend, sang die liebeschmelzende Bravourarie *quicumque civis romanus*, ziegelroth geschminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen, Privatdozenten, als Genien in fleischfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejustinianisches Ballet und befränzten mit Blumen die zwölf Tafeln, unter Donner und Bliß stieg aus der Erde der beleidigte Geist der römischen Gesetzgebung, hierauf Posaunen, Lamtam, Feuerregen, *o omni causa*.

Aus diesem Lärmen zog mich der Brodenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnenaufgang anzusehen. Auf dem Thurm fand ich schon einige Harrende, die sich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf: endlich stand die stille Gemeinde von gestern Abend wieder ganz versammelt, und schweigend sahen wir: wie am Horizonte die kleine, carmoisinrothe Kugel empor stieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung sich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere schwammen, und bloß die Spitzen derselben sichtbar hervor traten, so daß man auf einem kleinen Hügel zu stehen glaubte, mitten auf einer überschwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt. Um das Gesehene und Empfundene in Worten fest zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es schon im Osten  
Durch der Sonne kleines Glimmen  
Weit und breit die Bergegipfel  
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefel,  
Lief ich mit der Hast des Windes  
Ueber jene Bergegipfel,  
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,  
Zög' ich leise die Gardinen,  
Leise küss ich ihre Stirne,  
Leise ihres Mund's Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern  
In die kleinen Liljenohren:  
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,  
Und daß wir uns nie verloren.

Indessen, meine Sehnsucht nach einem Frühstück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten gesagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen sah es so nüchtern aus, wie in der Goslar'schen Stephanskirche. Aber mit dem arabischen Trank rieselte mir auch der warme Orient durch die Glieder, östliche Rosen umdufteten mich, süße Bulbulieder erklangen, die Studenten verwandelten sich in Kamele, die Brockenhausmädchen, mit ihren Congrevi'schen Blicken, wurden zu Houris, die Philisternasen wurden Minarets u. s. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unsinn enthielt es freilich genug. Es war das sogenannte Brockenbuch, worin alle Reisende, die den Berg ersteigen, ihre Namen schreiben, und die Reisten noch einige Gedanken, und in Ermangelung derselben, ihre Gefühle hinzu notiren. Viele drücken sich sogar in Versen aus. In diesem Buche sieht man, welche Greuel entstehen, wenn der große Philistertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, sich vorgenommen hat, poetisch zu werden. Der Palast des Prinzen von Pallagonia, enthält keine so große Abgeschmacktheiten, wie dieses Buch, wo besonders hervor glänzen die Herren Acciseeintnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Comptoirjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsbllettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzündungsphrasen u. s. w. Herr Johannes Hagel will sich auch mal als

Schriftsteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majestätische Pracht beschrieben; dort wird geklagt über schlechtes Wetter, über getäuschte Erwartungen, über den Rebel, der alle Aussicht versperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ ist ein stehender Witz, der hier von Hunderten nachgerissen wird.

Das ganze Buch riecht nach Käse, Bier und Taback; man glaubt einen Roman von Claren zu lesen.

Während ich nun besagtermassen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeisterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurm genossen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmassen gekämpft, daß es ausgesehen habe wie eine Geisterschlacht, wo zürnende Riesen ihre langen Schwerdter ausstrecken, geharnischte Ritter, auf bäumenden Rossen, einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abentheuerliche Thierbildungen aus dem wildesten Gewühle hervor tauchen, bis endlich Alles in den wahnsinnigsten Verzerrungen zusammen kräufelt, blasser und blasser zerrinnt, und spurlos verschwindet. Diese demagogische Naturerscheinung hatte ich versäumt, und ich kann, wenn es zur Untersuchung kommt, eidlich versichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geschmack des guten braunen Kaffee's. Ach, dieser war sogar Schuld, daß ich meine schöne Dame vergessen, und jetzt stand sie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu besteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu versichern, daß es kalt sei. Sie schien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die misgünstigen Falten ihrer schönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume schenkte, die ich den Tag vorher, mit halsbrechender Gefahr, von einer steilen Felsenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wissen, gleichsam als ob sie es unschädlich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Brust stecke — denn wirklich, die Blume erhielt diesen beneidenswerthen Platz, was sie sich gewiß gestern auf ihrer einsamen Höhe nicht träumen ließ. Der schweigsame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und sagte ganz trocken, sie gehört zur achten Classe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich sehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben so wie uns, in Casten getheilt hat, und nach ähnlichen Außerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verschiedenheit. Soll doch mal eine Einteilung statt finden, so folge man dem Vorschlage Theophrast's, der die Blumen mehr nach dem Geiste, nämlich nach ihrem Geruch, einteilen wollte. Was mich betrifft, so habe ich in der Naturwissenschaft mein eigenes System, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man essen kann, und in dasjenige, was man nicht essen kann.

Jedoch, der ältern Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nicht weniger als verschlossen, und unwillkürlich äußerte sie: daß sie von den Blumen, wenn sie noch im Garten oder im Topfe wachsen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leises Schmerzgefühl, traumhaft beängstigend, ihre Brust durchzitterte, wenn sie eine abgebrochene Blume sehe — da eine solche doch eigentlich eine Leiche sei, und so eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herab hängen lasse, wie ein tobttes Kind. Die Dame war fast erschrocken über den trüben Widerschein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denselben mit einigen Voltaire'schen Versen zu verschleichen. Wie doch ein paar französische Worte uns gleich in die gehörige Convenienzstimmung zurück versetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten und der Wagen holperte, langsam und beschwerlich, den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anstalt zum Abreisen, die Ranzen wurden geschnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Gesichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich ist, die Brodensträußchen, halfen solche auf die Mügen befestigen, wurden dafür mit einigen Küffen oder Groschen honorirt; und so stiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einschlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landleute und ich, angeführt von einem Wegweiser, durch die sogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilfenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'sche Studenten marschiren schneller, als die östreichische Landwehr. Ehe ich mich dessen versah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerstreuten Steingruppen schon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher gesehen. Die Sonne goß schon ihre festlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoristisch buntgekleideten Burschen, die so munter durch das Dickicht drangen, hier verschwanden, dort wieder zum Vorschein kamen, bei Sumpfstellen über die quergelegten Baumstämme liefen, bei abschüssigen Tiesen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergößlichsten Tonarten empor johlten, und eben so lustige Antwort zurück erhielten von den zwitschernden Waldbögeln, von den rauschenden Tannen, von den unsichtbar plätschernden Quellen und von dem schallenden Echo. Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammen kommen, so freuen sie sich wechselseitig.

Je tiefer wir hinab stiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer, nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor, und schien heimlich zu lauschen, ob es an's Licht treten dürfe, und endlich kam eine

kleine Welle entschlossen hervor gesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Jagenden wird plötzlich, zu seinem eigenen Erstaunen, von Muth ergriffen, und eilt, sich mit jenem Ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpfen jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen, und in wunderlichen Windungen, das Bergthal hinab rauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse. Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsethal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählig höher erheben, und diese sind, bis zu ihrem Fuße, meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wird vorherrschend auf dem „Unterharz“, wie man die Ostseite des Brodens nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der „Oberharz“ heißt, und wirklich viel höher ist, und also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelbölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilse sich hinunter stürzt über die abentheuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild empor zischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinpalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen sich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernstern Vätern, die verstoßen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich kantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichenbaum schaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schwesterchen! — aber das lustige Mädchen springt unaufhaltsam weiter, und plötzlich ergreift sie den träumenden Dichter, und es strömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und strahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die süßenfüße Stimme

Ich bin die Prinzessin Ilse  
Und wohne im Ilsenstein;  
Komm mit mir nach meinem Schlosse,  
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benezen  
Mit meiner klaren Well',  
Du sollst deine Schmerzen vergessen,  
Du sorgenfranker Gesell!

In meinen weißen Armen,  
An meiner weißen Brust,  
Da sollst du liegen und träumen  
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,  
Wie ich geherzt und geküßt  
Den lieben Kaiser Heinrich,  
Der nun gestorben ist.

Es bleiben todt die Todten,  
Und nur der Lebendige lebt;  
Und ich bin schön und blühend,  
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,  
So klingt mein krystallenes Schloß,  
Es tanzen die Fräulein und Ritter,  
Es jubelt der Knappentrost.

Es rauschen die seidenen Schleppen,  
Es klirren die Eisenspor'n,  
Die Zwerge trompeten und pauken,  
Und fideln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,  
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;  
Ich hielt ihm zu die Ohren,  
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemüthswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch ein so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsere logischen Thaten rühmen, wie wir Alles so hübsch eingetheilt in objektiv und subjektiv, wie wir unsere Köpfe apothekenartig mit

tausend Schutbladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Wiß, in der vierten schlechter Wiß, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten ist.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich fast nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilseithales verlassen, und wieder bergauf stiegen. Dies ging sehr steil und mühsam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unser seliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus an's Bergabsteigen, und waren um so vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilsestein.

Das ist ein ungeheurer Granitfelsen, der sich lang und fest aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umschließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordseite, ist frei und hier schaut man das unten liegende Ilsenburg und die Ilse, weit hinab in's niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felsens steht ein großes, eisernes Kreuz, und zur Noth ist da noch Platz für vier Menschenfüße.

Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilsestein mit phantastischen Reizen geschmückt, so hat auch die Sage ihren Rosenschein darüber ausgegossen. Gottschalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünschtes Schloß gestanden, in welchem die reiche, schöne Prinzessin Ilse gewohnt, die sich noch jetzt jeden Morgen in der Ilse bade; und wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felsen, wo ihr Schloß sei, geführt und königlich belohnt!“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilse und des Ritters von Westenberg eine hübsche Geschichte, die einer unserer bekanntesten Dichter romantisch in der „Abendzeitung“ besungen hat. Andere wieder erzählen anders: es soll der altfächische Kaiser Heinrich gewesen sein, der mit Ilse, der schönen Wasserfee, in ihrer verzauberten Ilsenburg die kaiserlichsten Stunden genossen. Ein neuerer Schriftsteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Sarzreisebuch geschrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indess: „was man von der schönen Prinzessin Ilse erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So sprechen alle diese Leute, denen eine solche Prinzessin niemals erschienen ist, wir aber, die wir von schönen Damen besonders begünstigt werden, wissen das besser. Auch Kaiser Heinrich wußte es. Nicht umsonst hingen die altfächischen Kaiser so sehr an ihrem heimischen Sarze. Man blättere nur in der hübschen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderbar treuherzigen Holzschnitten, abconterseit sind, wohl geharnischt, hoch auf ihrem gewappneten Schlachttroß, die heilige Kaiserkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in festen Händen; und auf den lieben, Inebelhärtigen Gesichtern kann man deutlich lesen, wie oft sie sich nach den süßen Herzen ihrer

Harzprinzessinnen und dem traulichen Rauschen der Harzwälder zurück sehnten, wenn sie in der Fremde weilten, wohl gar in dem zitronen- und gistrichen Welschland, wohin sie und ihre Nachfolger so oft verlockt wurden von dem Wunsche, römische Kaiser zu heißen, einer echtdeutschen Titelsucht, woran Kaiser und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilfensteins steht, weder an Kaiser und Reich, noch an die schöne Ilse, sondern bloß an seine Füße zu denken. Denn als ich dort stand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdische Musik des Zauberschlosses, und ich sah, wie sich die Berge ringsum auf die Köpfe stellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilfenburg ansingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herumflogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, an's eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Daß ich, in so mißlicher Stellung, dieses leptere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken.

Die Harzreise ist und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die so hübsch hineingesponnen sind, um sich im Ganzen harmonisch zu verschlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeschnitten. Vielleicht verwebe ich sie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt karglich verschwiegen ist, wird alsdann vollauf gesagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schrofne ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieses würde vielleicht schon bei den ersten Blättern der Harzreise der Fall sein, und sie könnten wohl einen minder fauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obschon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen, doch lange nicht so groß ist wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuth heilsamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene historischen Tröstungen bereiteite, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge

ein klarer Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die lezten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberhartz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Isthals beschrieben habe, bei weitem keinen so erfreulichen Anblick, wie der romantisch malerische Unterhartz gewährt, und in seiner wiltschroffen, tannenbüstern Schönheit gar sehr mit demselben contrastirt; so wie ebenfalls die drei, von der Ilse, von der Bobe und von der Selse gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contrastiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personificiren weis. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu entscheiden vermag, welche die Schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bobe, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im schmiedebunkeln Nübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier: aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Rosstrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte sich mir die schöne Selse, die schöne, lebenswürbige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle sentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverstecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Selsethal gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinsplumpste, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Walddorne die Beine zersekten, u. leider s. w. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreiz, und scheint zu sagen: wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich. Die herrliche Bobe tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge spricht: du gleichst mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebst. Auch die schöne Ilse kommt herangesprungen, zierlich und bezaubernd in Wiene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig

wahr. — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse.

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschäum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blühen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spaziergänger wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daß die Luft so angreifend und ihnen selbst so wunderbar zu Muthe ist, die bunten Bierlanderinnen bringen Weizensträußer, die Waisenkinder, mit ihren blauen Säckchen und ihren lieben, unehelichen Gesichtchen, ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen, noch ungehenkten Mäfler, der dort mit seinem spitzbüßigen Manufakturwaaren-Gesicht einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke deiner, du schöne Ilse — oder soll ich dich „Agnès“ nennen, weil mir dieser Name am besten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Ueberall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Weizen, keine lachende Rose, keine reine Lilie, oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchensinn erfreut, und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abentheuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarkinder, daß es ihre „Aloe“ gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närrisch breiten, scharfgezackten Blättern, woran man sich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geschossen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichste Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal so hoch hinauf sehen, und der alte, schmunzelnde Christian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Ragen, und schauten neugierig in den offenen Blumentelch, woraus die gelben Strahlenfäden und willfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervorbrangen.

Seine L.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieses Herz nicht zum Blühen; so viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag schon lange her sein, gewiß schon hundert Jahr. Ich glaube, so herrlich auch damals seine Blüthe sich entfaltete, so mußte sie doch aus Mangel an Sonnenschein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn sie nicht gar von einem dunkeln Wintersturme gewaltsam zerstört worden. Jetzt aber regt und brängt's sich wieder in meiner Brust, und hörst du plötzlich den Schuß — Mädchen! erschrick nicht! ich hab' mich nicht todt geschossen, sondern meine Liebe sprengt ihre Knospe, und schießt empor in strahlenden Liebern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle.

Ist dir aber diese hohe Liebe zu hoch, Mädchen, so mach es dir bequem, und besteige die hölzerne Treppe, und schaue von dieser hinab in mein blühendes Herz.

Es ist noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz buftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopfe steigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich selbst wieder zerrinnen möchte in süße Atome, in die unerschaffene Gottheit; — wie soll das erst gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erscheinen, „die unglücksel'gen Sterne, die dir sagen können —“

Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimental zu werden, und dem Dichter wolltest du es verwehren?

# Die Nordsee.

(1825—1826.)

Sto: Xenophon's Anabasis IV. 7.

## Erste Abtheilung.

1825.

1.

### Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande  
Sass ich gedankenbekümmert und einsam.  
Die Sonne neigte sich tiefer, und warf  
Glührothe Streifen auf das Wasser,  
Und die weißen, weiten Wellen,  
Von der Fluth gebrängt,  
Schäumten und rauschten näher und näher —  
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,  
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,  
Dazwischen ein wiegenliebheimliches Singen —  
Mir war als hört ich verscholl'ne Sagen,  
Uralte, liebliche Märchen,  
Die ich einst, als Knabe,  
Von Nachbarkindern vernahm,  
Wenn wir am Sommerabend,  
Auf den Treppensteinen der Hausthür,  
Zum stillen Erzählen niederkauerten,  
Mit kleinen, horchenden Herzen

(99)

829628 A

Und neugierflugen Augen ; —  
Während die großen Mädchen,  
Neben duftenden Blumentöpfen,  
Gegenüber am Fenster saßen,  
Rosengesichter,  
Lächelnd und mondbeglänzt.

---

2.

Sonnenuntergang.

---

Die glühend rothe Sonne steigt  
Hinab in's weitauffschauende,  
Silbergraue Weltmeer ;  
Luftgebilde, rosig angehaucht,  
Wallen ihr nach, und gegenüber,  
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,  
Ein traurig todtblaßes Antlitz,  
Bricht hervor der Mond,  
Und hinter ihm Lichtfünkchen,  
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Ginst am Himmel, glänzten,  
Ehlich vereint,  
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,  
Und es wimmelten um sie her die Sterne,  
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt  
Und es trennte sich feindlich  
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt, am Tage, in einsamer Pracht,  
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,  
Ob seiner Herrlichkeit  
Angebetet und vielbesungen  
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.  
Aber des Nachts,  
Am Himmel, wandelt Luna,  
Die arme Mutter

Mit ihren verwaisten Sternenkindern,  
Und sie glänzt in stummer Wehmuth,  
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter  
Welchen ihr Thränen und Lieder.

Die weiße Luna! Weiblich gesinnt,  
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.  
Gegen Abend, zitternd und bleich,  
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewöl,  
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,  
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!  
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —“  
Aber der tropige Sonnengott,  
Bei dem Anblick der Gattin, erglüht' er  
In doppeltem Purpur,  
Vor Jorn und Schmerz,  
Und unerbittlich eilt er hinab  
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

\* \* \*

Böse, zischelnde Zungen  
Brachten also Schmerz und Verderben  
Selbst über ewige Götter.  
Und die armen Götter, oben am Himmel  
Wandeln sie, qualvoll,  
Trostlos unenbliche Bahnen,  
Und können nicht sterben,  
Und schleppen mit sich  
Ihr strahlendes Glend.

Ich aber, der Mensch,  
Der niedriggepflanzte, der Lob-beglückte,  
Ich klage nicht länger.

---

3.

Die Nacht am Strande.

---

Sternlos und kalt ist die Nacht,  
Es gährt das Meer;  
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch',  
Riegt der ungefaltete Nordwind,

Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,  
Wie'n störriger Griesgram, der gutgelaunt wird,  
Schwagt er in's Wasser hinein,  
Und erzählt viel tolle Geschichten,  
Riesenmärchen, todtschlaglaunig,  
Uralte Sagen aus Norweg,  
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er  
Beschwörungslieder der Ebba,  
Graue Runensprüche  
So kunkeltropig und zaubergewaltig,  
Daß die weißen Meerkinde  
Hochaußspringen und lauchzen,  
Uebermuth berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,  
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,  
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,  
Das wilder noch als Wind und Wellen;  
Wo er hintritt,  
Sprützen Funken und knistern die Muscheln,  
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel,  
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —  
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,  
Das lockend und lieblich schimmert,  
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,  
Und mutterselallein blieb dort  
In der Hütte die Fischertochter,  
Die wunderschöne Fischertochter.  
Am Herde sitzt sie  
Und horcht auf des Wasserkessels  
Ahnungs süßes, heimliches Summen,  
Und schüttet knisterndes Reissig in's Feuer,  
Und bläst hinein,  
Daß die flackernd rothen Lichter  
Zauberlieblich wiederstrahlen  
Auf das blühende Antlitz,  
Auf die zarte, weiße Schulter,  
Die rührend hervorlaucht

Aus dem groben, grauen Hemde,  
Und auf die kleine, sorgsame Hand,  
Die das Unterröckchen fester bindet,  
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,  
Und es tritt herein der nächtliche Fremdling;  
Liebesicher ruht sein Auge  
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,  
Das schauernd vor ihm steht,  
Gleich einer erschrockenen Lilje;  
Und er wirft den Mantel zur Erde,  
Und lacht und spricht:

Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,  
Und ich komme, und mit mir kommt  
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels  
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,  
Und die Töchter der Menschen umarmten,  
Und mit ihnen zeugten  
Zeptertragende Königsgeschlechter  
Und Helden, Wunder der Welt.  
Doch staune, mein Kind, nicht länger  
Ob meiner Göttlichkeit,  
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,  
Denn draußen war's kalt,  
Und bei solcher Nachtlust  
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,  
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen,  
Und einen unsterblichen Husten.

---

4.

Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten  
Ueber das weithinrollende Meer;  
Fern' auf der Rhebe glänzte das Schiff,  
Das mich zur Heimath tragen sollte;  
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,  
Und ich saß noch ruhig auf weißer Dühne,

Am einsamen Strand,  
Und ich las das Lied vom Odysseus,  
Das alte, ewig junge Lied,  
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern  
Mir freudig entgegenstieg  
Der Athem der Götter,  
Und der leuchtende Menschenfrühling  
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich  
Den Sohn des Laertes, in Irrfahrt und Drangsal,  
Sezte sich mit ihm, seelenbekümmert,  
An gastliche Heerde,  
Wo Königinnen Purpur spinnen,  
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen  
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,  
Folgte ihm nach in kimerische Nacht,  
Und in Sturm und Schiffbruch,  
Und duldete mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,  
Dein Jorn ist furchtbar,  
Und mir selber bangt  
Ob der eigenen Heimkehr.

Raum sprach ich die Worte,  
Da schäumte das Meer,  
Und aus den weißen Wellen stieg  
Das schiffbekränzte Haupt des Meergotts,  
Und höhniisch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!  
Ich will nicht im g'ringsten gefährden  
Dein armes Schiffchen,  
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen  
Mit allzubedenklichem Schaukeln.  
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,  
Du hast kein einziges Thürmchen verletzt  
An Priamos heiliger Beste,

Kein einziges Häschen hast du versengt  
Am Aug' meines Sohns Polyphemos,  
Und dich hat niemals rathend beschützt  
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Also rief Poseidon  
Und tauchte zurück in's Meer;  
Und über den groben Seemannswitz  
Lachten unter dem Wasser  
Amphitrite, das plumpe Fischweib,  
Und die dummen Töchter des Nereus.

---

5.

*G u l d i g u n g.*

Ihr Lieber! Ihr meine guten Lieber!  
Auf, auf! und wappnet Euch!  
Laßt die Trompeten klingen,  
Und hebt mir auf den Schilb  
Das junge Mädchen,  
Das setzt mein ganzes Herz  
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben  
Reiß' ich das strahlend rothe Gold,  
Und webe draus ein Diadem  
Für dein geweihtes Haupt.  
Von der flatternd blauweiß'nen Himmelsdecke,  
Worin die Nachtdiamanten blitzen,  
Schneid' ich ein kostbar Stück,  
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,  
Um deine königliche Schulter.  
Ich gebe dir einen Hofstaat  
Von feisgeputzten Sonetten,  
Stolzen Terzinen und höflichen Stangen;  
Als Läufer diene dir mein Witz,  
Als Hofnarr meine Phantasie,

Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,  
Diene dir mein Humor.  
Aber ich selber, Königin,  
Ich kniet vor dir nieder,  
Und huld'gend, auf rothem Sammetkissen,  
Ueberreiche ich Dir  
Das bißchen Verstand,  
Das mir, aus Mitleid, noch gelassen hat  
Deine Vorgängerin im Reich.

---

6.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,  
Wilder toste die Fluth,  
Und ich saß am Strand/ und schaute zu  
Dem weißen Tanz der Wellen,  
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,  
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh  
Nach dir, du holdes Bild,  
Das überall mich umschwebt,  
Und überall mich ruft,  
Überall, überall,  
Im Säusen des Windes, im Brausen des Meeres,  
Und im Seufzen der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:  
„Agnes, ich liebe Dich!“  
Doch böse Wellen ergossen sich  
Ueber das süße Bekenntniß,  
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,  
Zerfließende Wellen, Euch trau' ich nicht mehr!  
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,  
Und mit starker Hand aus Norwegs Wäldern  
Reiß ich die höchste Tanne,  
Und tauche sie ein

In des Aetna's glühenden Schlund, und mit solcher  
Feuergetränkten Riesenfeder  
Schreib' ich an die dunkle Himmelsbede:  
„Agnes, ich liebe Dich!“

Jedwebe Nacht lobert alsdann  
Dort oben die ewige Flammenschrift,  
Und alle nachwachsenden Entelgeschlechter  
Lesen jauchzend die Himmels Worte:  
„Agnes, ich liebe Dich!“

---

7.

Nachts in der Kajüte.

---

Das Meer hat seine Perlen  
Der Himmel hat seine Sterne,  
Aber mein Herz, mein Herz,  
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,  
Doch größer ist mein Herz,  
Und schöner als Perlen und Sterne  
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du Kleines, junges Mädchen,  
Komm an mein großes Herz;  
Mein Herz und das Meer und der Himmel  
Vergehn vor lauter Liebe.

\* \* \*

An die blaue Himmelsbede,  
Wo die schönen Sterne blinken,  
Möcht' ich pressen meine Lippen,  
Pressen will und stürmisch weinen.

Sene Sterne sind die Augen  
Meiner Liebsten, tausendfältig  
Schimmern sie und grüßen freundlich,  
Aus der blauen Himmelsbede.

Nach der blauen Himmelsbede,  
Nach den Augen der Geliebten,  
Heb' ich andachtsvoll die Arme,  
Und ich bete und ich sehe:

Holke Augen, Gnadenlichter,  
O, beselig meine Seele,  
Laß mich sterben und erwerben  
Euch und Euren ganzen Himmel!

\* \* \*

Aus den Himmelsaugen droben,  
Fallen zitternd lichte Funken  
Durch die Nacht, und meine Seele  
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, Ihr Himmelsaugen droben!  
Reint Euch aus in meine Seele,  
Daß von lieben Sternenthänen  
Ueberfließet meine Seele.

\* \* \*

Eingewiegt von Meereswellen,  
Und von träumenden Gedanken,  
Liegt' ich still in der Casüte,  
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die off'ne Luke schau' ich  
Droben hoch die hellen Sterne,  
Die geliebten, süßen Augen  
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen,  
Wachen über meinem Haupte,  
Und sie klingen und sie winken  
Aus der blauen Himmelsbede.

Nach der blauen Himmelsbede  
Schau' ich selig lange Stunden,  
Bis ein weißer Nebelschleier  
Mir verbirgt die lieben Augen.

An die bretterne Schiffswand,  
Wo mein träumendes Haupt liegt,  
Branden die Wellen, die wilden Wellen.  
Sie rauschen und murmeln  
Mir heimlich in's Ohr:  
„Betheörter Geselle!  
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,  
Und die Sterne broben sind festgenagelt,  
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,  
Das Beste wäre, du schliefst ein.“

\* \* \*

Es träumte mir von einer weiten Halbe,  
Weit überdeckt von weißem, weißem Schnee,  
Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben,  
Und schlief den einsam kalten Todeschlaf.

Doch broben aus dem dunkeln Himmel schauten  
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,  
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft  
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

## 8.

### S t u r m.

Es wüthet der Sturm,  
Und er peitscht die Well'n,  
Und die Wellen, wuthschäumend und bäumend,  
Thürmen sich auf, und es wogen lebendig  
Die weißen Wasserberge,  
Und das Schifflein erklimmt sie,  
Hastig mühsam,  
Und plötzlich stürzt es hinab  
In schwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!  
Mutter der Schönheit, der Schaumenspiegeln!  
Großmutter der Liebe! schone meiner!  
Schon flattert, leichenwitternd,  
Die weiße, gespenstische Möve,

Und weßt an dem Mastbaum den Schnabel,  
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,  
Das den Ruhm deiner Tochter verkündet,  
Und das dein Enkel, der kleine Schall,  
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!  
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,  
Im Schlachtlärm der Winde;  
Es braust und pfeift und prasselt und heult,  
Wie ein Tollhaus von Tönen!  
Und zwischenbüch hör' ich vernehmbar  
Lockende Harfenlaute,  
Sehnsuchtwilden Gesang,  
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,  
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,  
Wo das graue Schloßlein hinaustragt  
Ueber die brandende See,  
Dort am hochgewölbten Fenster,  
Steht eine schöne, franke Frau,  
Zartdurchsichtig und marmorbläß,  
Und sie spielt die Harfe und singt,  
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,  
Und trägt ihr dunkles Lieb,  
Ueber das weite, stürmende Meer.

---

9.

**Meeresstille.**

---

Meeresstille! Ihre Strahlen,  
Wirft die Sonne auf das Wasser,  
Und im wogenden Geschmeide  
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann,  
Auf dem Bauch, und schnarchet leise.  
Bei dem Mastbaum, segelflickend,  
Rauert der beehrte Schiffsjung.

Hinter'm Schmuze seiner Wangen  
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es  
Um das breite Maul, und schmerzlich  
Schau'n die großen, schönen Augen.

Denn der Capitän steht vor ihm,  
Lobt und flucht und schilt ihn: Spitzbub.  
„Spitzbub! einen Dering hast du  
Aus der Tonne mir gestohlen!“

Meeresstille! Aus den Wellen  
Taucht hervor ein kluges Fischlein,  
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,  
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,  
Schießt herunter auf das Fischlein,  
Und den raschen Raub im Schnabel  
Schwingt sie sich hinauf in's Blaue.

---

## 10.

### S t e g e s p e n s t.

---

Ich aber lag am Rande des Schiffes,  
Und schaute, träumenden Auges,  
Hinab in das spiegelklare Wasser,  
Und schaute tiefer und tiefer —  
Bis tief im Meeresgrunde,  
Anfangs wie dämmernde Nebel,  
Jedoch allmählig farbenbestimmter,  
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten  
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,  
Alterthümlich niederländisch,  
Und menschenbelebt.  
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,  
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten  
Und langen Degen und langen Gesichtern,  
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,  
Nach dem treppenhohen Rathhaus,

Wo feinerne Kaiserbilder  
Wacht halten mit Zepht und Schwerdt.  
Unferne, vor langen Häuferreich'n  
Mit spiegelblanken Fenstern,  
Stehn pyrambisch beschnittene Linden,  
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,  
Ein gülden Band um den schlanken Leib,  
Die Blumengefichter sitzsam umschlossen  
Von schwarzen, sammtinen Mützen,  
Woraus die Lockenfülle hervordringt.  
Bunte Gefellen, in spanischer Tracht,  
Stolziren vorüber und nicken.  
Besahnte Frauen,  
In braunen, verschollnen Gewänden,  
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,  
Eilen, trippelnden Schritt's,  
Nach dem großen Dome,  
Getrieben von Glockengeläute  
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs  
Geheimnißvoller Schauer,  
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth  
Beschleicht mein Herz,  
Mein laumgeheiltes Herz;  
Mir ist, als würden seine Wunden  
Von lieben Lippen aufgeklüft,  
Und thäten wieder bluten,  
Heiße, rothe Tropfen,  
Die lang und langsam niederfall'n  
Auf ein altes Haus dort unten  
In der tiefen Meerstadt,  
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,  
Wo melancholisch einsam  
Unten am Fenster ein Mädchen sitzt,  
Den Kopf auf den Arm gelehnt,  
Wie ein armes, vergessenes Kind  
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!

So tief, so tief also  
Versteckst du dich vor mir,

Aus kindischer Laune,  
Und konntest nicht mehr hinauf,  
Und sahest fremd unter fremden Leuten,  
Fünfhundert Jahre lang,  
Derweilen ich, die Seele voll Gram,  
Auf der ganzen Erde dich suchte,  
Und immer dich suchte,  
Du Immergeliebte,  
Du Längstverlorene,  
Du Endlichgefundene, —  
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder  
Dein süßes Gesicht,  
Die Augen, treuen Augen,  
Das liebe Lächeln —  
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,  
Und ich komme hinab zu dir,  
Und mit ausgebreiteten Armen  
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch  
Ergriff mich bei'm Fuß der Capitän,  
Und zog mich vom Schiffsrand,  
Und rief, ärgerlich lachend:  
Doktor, sind Sie des Teufels?

---

11.

**R e i n i g u n g .**

---

Bleib' Du in Deiner Meeresstiefe,  
Wahnsinniger Traum,  
Der Du einst so manche Nacht  
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast  
Und jetzt, als Seegespenst,  
Sogar am hellen Tag' mich bedrohest —  
Bleib' Du dort unten, in Ewigkeit,  
Und ich werfe noch zu Dir hinab  
Alle meine Schmerzen und Sünden  
Und die Schellenkappe der Thorheit,  
Die so lange mein Haupt umflingelt,

Und die kalte, gleißende Schlangenhaut  
Der Heuchelei,  
Die mir so lang' die Seele umwunden,  
Die kranke Seele,  
Die gottverleugnende, engelverleugnende,  
Unselige Seele —  
Hoïho! Hoïho! Da kommt der Wind!  
Die Segel auf! Sie flattern und schwell'n;  
Ueber die stillverderbliche Fläche  
Eilet das Schiff,  
Und es faucht die besetzte Seele.

---

12.

F r i e d e n .

---

Hoch am Himmel stand die Sonne,  
Von weißen Wolken umwogt,  
Das Meer war still,  
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,  
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen  
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,  
Den Heiland der Welt.  
Im wallend weißen Gewande  
Wandelt er riesengroß  
Ueber Land und Meer;  
Es ragte sein Haupt in den Himmel,  
Die Hände streckte er segnend  
Ueber Land und Meer;  
Und als ein Herz in der Brust  
Trug er die Sonne,  
Die rothe, flammende Sonne,  
Und das rothe, flammende Sonnenherz  
Goss seine Gnadenstrahlen  
Und sein helbes, liebseeliges Licht,  
Erleuchtend und wärmend,  
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich  
Hin und her, zogen wie Schwäne,

Am Rosenbunde, das gleitende Schiff,  
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,  
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter,  
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!  
Es ruhte das dumpfe Geräusch  
Der schwappenden, schwülen Gewerbe,  
Und durch die reinen, hallenden Straßen  
Zogen Menschen, weißgekleidete,  
Palmzweig-tragende,  
Und wo sich Zwei begegneten,  
Sah'n sie sich an, verständnißinnig.  
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung  
Küßten sie sich auf die Stirne,  
Und schauten hinaus  
Nach des Heilands Sonnenherzen,  
Das freudig verführend sein rothes Blut  
Hinunterstrahlte,  
Und dreimalſelig sprachen sie:  
Gelobt sei Jesu Christ!

\* \* \*

Hättest du doch dies Traumbild erfunden,  
Was gäbest du d'rum,  
Geliebtester!  
Der du in Kopf und Lenken so schwach,  
Und im Glauben so stark bist,  
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einsalt,  
Und den Wops und das Kreuz und die Psote  
Der hohen Gönnerin täglich küssest,  
Und dich hinaufgefrömmelt hast  
Zum Hofrath und dann zum Justizrath.  
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,  
In der frommen Stadt,  
Wo der Sand und der Glauben blüht,  
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser  
Die Seelen wäscht und den Thee verbünnt —  
Hättest du doch dies Traumbild erfunden,  
Geliebtester!

Du trügest es, höheren Ortes, zu Markt,  
Dein weiches, blingelndes Antlitz  
Verschwämme ganz in Andacht und Demuth,  
Und die Hoherlauchte,  
Verzückt und wonnebebend,  
Sänke betend mit dir auf's Knie,  
Und ihr Auge, selig strahlend,  
Verließe dir eine Gehaltzulage  
Von hundert Thalern Preussisch Courant,  
Und du sammeltest händesfaltend:  
Gelobt sei Jesu Christ!

---

## **Zweite Abtheilung.**

1826.

---

1.

### **Meergruß.**

**T**halatta! Thalatta!  
Sei mir begrüßt, du ewiges Meer!  
Sei mir begrüßt zehntausendmal  
Aus jauchzendem Herzen,  
Wie einst dich begrüßten  
Zehntausend Griechenherzen,  
Unglücksbekämpfende, heimatverlangende,  
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,  
Sie wogten und brausten,  
Die Sonne goß eilig herunter  
Die spielenden Rosenlichter,  
Die aufgeschreckten Mövenzüge  
Flatterten fort, lautschreiend,

Es kampfsten die Kasse, es kirrten die Schilde,  
Und weithin erscholl es, wie Siegesruf:  
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,  
Wie Sprache der Heimath rauscht mir dein Wasser,  
Wie Träume der Kindheit sah' ich es stimmern  
Auf deinem wogenden Wellengebiet,  
Und alte Erinn'ung erzählt mir auf's neue,  
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,  
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,  
Von all den rothen Corallenbäumen,  
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,  
Die du geheimnißvoll bewahrst  
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O! wie hab' ich geschmachet in über Fremde!  
Gleich einer welken Blume  
In des Botanikers bleicherer Kapsel,  
Lag mir das Herz in der Brust;  
Mir ist, als saß ich winterlange,  
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,  
Und nun verlaß ich sie plötzlich,  
Und blendend strahlt mir entgegen  
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,  
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,  
Und die jungen Blumen schauen mich an,  
Mit bunten, duftenden Augen,  
Und es duftet und summt, und athmet und lacht  
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —  
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!  
Wie oft, wie bitterost  
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!  
Aus großen, siegenden Augen  
Schossen sie brennende Pfeile;  
Mit krummgeschliffnen Worten  
Drohten sie mir die Brust zu spalten,  
Mit Keilschriftbilletts zerschlugen sie mir  
Das arme betäubte Gehirn —

Bergebens hielt ich den Schiß entgegen,  
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,  
Und von des Nordens Barbarinnen  
Ward ich gedrängt bis an's Meer,  
Und freithmend begrüß' ich das Meer,  
Das liebe, rettende Meer,  
Thalatta! Thalatta!

---

2.

Gewitter.

---

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter  
Und durch die schwarze Wolkenwand  
Zuckt der zackige Wetterstrahl,  
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,  
Wie'n Blitz aus dem Haupte Kronions.  
Ueber das wüste, wogende Wasser  
Weithin rollen die Donner  
Und springen die weißen Wellenrosse,  
Die Boreas selber erzeugt  
Mit des Erichthons reizenden Stuten,  
Und es flattert ängstlich das Seegewögel,  
Wie Schattenleichen am Styx,  
Die Charon abwies vom nächtlichen Rahn.

Armes, lustiges Schifflein,  
Das dort dahintanzet den schlimmsten Tanz!  
Neolus schickt ihm die flinksten Gefellen,  
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;  
Der Eine pfeift, der Andere bläst,  
Der Dritte streicht den dumpfen Brummbaß —  
Und der schwankende Seemann sieht am Steuer,  
Und schaut beständig nach der Busssole,  
Der zitternden Seele des Schiffes,  
Und hebt die Hände stehend zum Himmel  
O rette mich, Rastor, riesiger Held,  
Und Du, Kämpfer der Faust, Polydeutes!

---

3.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!  
Und ich selber, gleich einer Leiche,  
Die grollend ausgeworfen das Meer,  
Lieg' ich am Strande,  
Am öden, kahlen Strande.  
Vor mir woget die Wasserrüste,  
Hinter mir liegt nur Kummer und Glend,  
Und über mich hin ziehen die Wolken,  
Die formlos grauen Töchter der Luft,  
Die aus dem Meer, in Nebelkürnern,  
Das Wasser schöpfen,  
Und es mühsam schleppen und schleppen,  
Und es wieder verschütten in's Meer,  
Ein trübes, langweil'ges Geschäft,  
Und nutzlos wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möven schrillen,  
Alte Erinn'rungen wehen mich an,  
Vergessene Träume, erloschene Bilder,  
Qualvoll süße tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,  
Ein schönes Weib, königlich schön.  
Die schlankte Zypressengestalt  
Umfließt ein lüftern weißes Gewand;  
Die dunkle Fodensülle,  
Wie eine selige Nacht, ergießt sich  
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,  
Sie ringelt sich träumerisch süß  
Um das süße, blasser Antlitz:  
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,  
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,  
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,  
Entzückend oft, trank ich aus dir  
Die wilden Begeiß'rungsflammen,

Und stand und taumelte, feuerberauscht—  
Dann schwebte ein taubenmilbes Lächeln  
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,  
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen  
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht  
Und zart wie der Duft der Rose —  
Und meine Seele erhob sich  
Und flog, wie ein Nar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Rößen!  
Vorüber ist Alles, Glück und Hoffnung,  
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,  
Ein über, schiffbrüchiger Mann,  
Und drücke mein glühendes Antlitz  
In den feuchten Sand.

---

4.

Untergang der Sonne.

---

Die schöne Sonne  
Ist ruhig hinabgestiegen in's Meer;  
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt  
Von der dunkeln Nacht,  
Nur noch die Abendröthe  
Ueberstreut sie mit goldnen Lichtern,  
Und die rauschende Fluthgewalt  
Drängt an's Ufer die weißen Wellen,  
Die lustig und hastig hüpfen,  
Wie wollige Lämmerheerden,  
Die Abends der singende Hirtenjunge  
Nach Hause treibt.

Wie schön ist die Sonne!  
So sprach nach langem Schweigen der Freund,  
Der mit mir am Strande wandelte,  
Und scherzend, halb und halb wehmüthig,  
Versichert' er mir: die Sonne sei  
Eine schöne Frau, die den alten Meergott

Aus Convenienz geheurathet;  
Des Tages über wandle sie freudig  
Am hohen Himmel, purpurgepust,  
Und diamantenbligend,  
Und allgeliebt und allbewundert  
Von allen Weltkreaturen,  
Und alle Weltkreaturen erfreuend  
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;  
Aber des Abends, trostlos gezwungen,  
Rehre sie wieder zurück  
In das nasse Haus, in die öden Arme  
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's,“ — setzte hinzu der Freund,  
Und lachte und seufzte und lachte wieder —  
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!  
Entweder sie schlafen oder sie zanken sich,  
Daß hochaufbraust hier oben das Meer,  
Und der Fischer im Wellengeräusch es hört  
Wie der Alte sein Weib ausschilt:  
Runde Rege des Weltalls!  
Strahlenbuhende!  
Den ganzen Tag glühst du für Andere,  
Und Nachts, für Mich, bist du frostig und müde  
Nach solcher Garbinnenpredigt,  
Versteht sich! bricht dann aus in Thränen  
Die stolze Sonne und klagt ihr Glend,  
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott  
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt,  
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,  
Um Lust und Besinnung zu schöpfen.“

„So sah ich ihn selbst, verfloffene Nacht,  
Bis an die Brust dem Meer enttauchen.  
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,  
Und eine lilienweiße Schlafmütze,  
Und ein abgewerktes Gesicht.“

5.

Der Gesang der Okeaniden

Abendlich blasser wird es am Meere,  
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,  
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand  
Und schaut, todtkalten Blickes, hinauf  
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,  
Und schaut auf das weite, wogende Meer,  
Und über das weite, wogende Meer,  
Wie Lüftesegler, ziehn seine Seufzer,  
Und kehren wieder trübselig,  
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,  
Worin sie ankern wollten —  
Und er höhnt so laut, daß die weißen Möven,  
Aufgeschreckt aus den sandigen Nestern,  
Ihn heerdenweis' umflattern,  
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

Schwarzbeinigte Vögel,  
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,  
Mit krummen Schnäbeln Seewasser-saufende,  
Und thranigtes Robbenfleisch-fressende,  
Eu'r Leben ist bitter wie Eure Nahrung!  
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!  
Ich koste den süßen Duft der Rose,  
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut,  
Ich koste noch süßere Josty-Baisers,  
Und das Allersüßeste kost' ich:  
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau  
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses,  
Und schaut in die Dämm'ung hinaus, auf die Landstraß'  
Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig  
Vergebens späht sie umher und sie seufzet,  
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten,  
Und wandelt in Duft und Mondschein,  
Und spricht mit den Blumen, erzählt ihnen;  
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin

Und so liebenswürdig — wahrhaftig!  
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,  
Umgaukelt sie selig mein theures Bild.  
Sogar des Morgens, bei'm Frühstück,  
Auf dem glänzenden Butterbrodte,  
Sieht sie mein lächelndes Antlitz,  
Und sie frisst es auf vor Liebe — wahrhaftig!

Also prahlt er und prahlt er,  
Und zwischendrein schrillen die Möven,  
Wie altes, ironisches Richern;  
Die Dämm'rungsnebel steigen herauf;  
Aus violetterm Gewölz, unheimlich,  
Schaut hervor der grasgelbe Mond;  
Hochaufrauschen die Meereswogen,  
Und tief aus hochaufrauschendem Meer,  
Wehmüthig wie flüsternder Windzug,  
Tönt der Gesang der Okeaniden,  
Der schönen, mitleidigen Wasserfrau'n,  
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme  
Der silberfüßigen Peleus-Gattin,  
Und sie seufzen und singen:

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!  
Du Kummergequälter!  
Dahingemordet sind all deine Hoffnungen,  
Die tändelnden Kinder des Herzens,  
Und ach! dein Herz, dein Niobe-Herz  
Versteinert vor Gram!  
In deinem Haupte wird's Nacht,  
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,  
Und du prahlst vor Schmerzen!  
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!  
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,  
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer  
Den Göttern stahl und den Menschen schenkte,  
Und Götter-gequält, Felsen-gefestelt,  
Olympaufstrotzte und trotzte und stöhnte,  
Daß wir es hörten im tiefen Meer,  
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!  
Du aber bist ohnmächtiger noch,  
Und es wäre vernünftig, du ehriest die Götter,  
Und trügest geduldig die Last des Elends,  
Und trügest geduldig so lange, so lange,  
Bis Atlas selbst die Geduld verliert,  
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft  
In die ewige Nacht.

So scholl der Gesang der Okeaniden,  
Der schönen mitleidigen Wasserfrau'n,  
Bis lautere Wogen ihn überraschten —  
Hinter die Wolken zog sich der Mond,  
Es gähnte die Nacht,  
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.

---

6.

**Die Götter Griechenlands.**

---

Vollblühender Mond! In deinem Licht,  
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;  
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,  
Liegt's über der weiten Strandesfläche;  
Und am hellblau'n, sternlosen Himmel  
Schweben die weißen Wolken,  
Wie kolossale Götterbilder  
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!  
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,  
Die einst so freudig die Welt beherrschten,  
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,  
Als ungeheure Gespenster dahinziehn  
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und seltsam geblendet, betracht' ich  
Das lustige Phanteon,  
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten  
Riesengehalten.

Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,  
Schneeweiß sind die Locken des Hauptes,  
Die berühmten, olymposerschütternden Locken,  
Er hält in der Hand den erloschenen Blix,  
In seinem Gesichte liegt Unglück und Gram,  
Und doch noch immer der alte Stolz.  
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,  
Als du dich himmlisch ergößtest,  
An Knaben und Nymphen und Helatomben!  
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,  
Die jungen verdrängen die alten,  
Wie du einst selber den greisen Vater  
Und deine Titanen-Dehne verdrängt hast,  
Jupiter Parricida!  
Auch dich erkenn' ich, stolze Here!  
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst,  
Hat doch eine Andre das Zepter gewonnen,  
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,  
Und dein großes Aug' ist erstarrt,  
Und deine Liljenarme sind kraftlos,  
Und nimmermehr trifft deine Rache  
Die gottbefruchtete Jungfrau  
Und den wunderthätigen Gottessohn.  
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!  
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht  
Abwehren das Götterverderben?  
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite!  
Einst die goldene! jetzt die silberne!  
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz;  
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,  
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,  
Wie andere Helben, ich stürbe vor Angst;  
Als Leichengöttin erscheinst du mir,  
Venus Libitina!  
Nicht mehr mit Liebe schaut nach dir,  
Dort, der schreckliche Ares.  
Es schaut so traurig Phöbos Apollo,  
Der Jüngling. Es schweigt seine Ley'r,  
Die so freudig erklingen bei'm Göttermahl.  
Noch trauriger schaut Hephaistos,

Und wahrlich, der Sinkende! nimmermehr  
Fällt er Hebe'n in's Amt,  
Und schenkt geschäftig, in der Versammlung,  
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist erloschen  
Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!  
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,  
Und gar die Römer sind mir verhaßt.  
Doch heil'ges Erbarmen und schauriges Mitleid  
Durchströmt mein Herz,  
Wenn ich Euch jetzt da droben schaue,  
Verlassene Götter,  
Tödtet, nachtwandelnde Schatten,  
Rebelschwache, die der Wind verschleucht —  
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig  
Die Götter sind, die Euch besiegten,  
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,  
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —  
O da faßt mich ein düsterer Groll,  
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,  
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,  
Für Euch und Eu'r gutes, ambrosisches Recht,  
Und vor Euren hohen Altären,  
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,  
Möcht' ich selber knien und beten,  
Und stehend die Arme erheben —

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,  
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menschen,  
Stets mit der Parthei der Sieger gehalten,  
So ist doch der Mensch großmüth'ger als Ihr,  
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt  
Mit der Parthei der besiegten Götter.

\* \* \*

Also sprach ich, und sichtbar errötheten  
Droben die blassen Wolfengestalten,  
Und schauten mich an wie Sterbende,  
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich.  
Der Mond verbarg sich eben

Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;  
Hochaufrauschte das Meer,  
Und siegreich traten hervor am Himmel  
Die ewigen Sterne.

---

7

Fragen.

---

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer  
Steht ein Jüngling-Mann,  
Die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,  
Und mit büßeren Lippen fragt er die Wogen:

„D löst mir das Räthsel des Lebens,  
Das qualvoll uralte Räthsel,  
Vorüber schon manche Häupter gegrüßelt,  
Häupter in Hieroglyphenmäßen,  
Häupter in Turban und schwarzem Barett,  
Verüdenhäupter und tausend andre  
Arme, schwitzende Menschenhäupter—  
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?  
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?  
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel  
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,  
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,  
Und ein Narr wartet auf Antwort.

---

8.

Der Phönix.

---

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,  
Er fliegt gen Osten,  
Nach der östlichen Gartenheimath,  
Wo Spezereien duften und wachsen,  
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen—  
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn, sie liebt ihn!  
Sie trägt sein Bildniß im kleinen Herzen,  
Und trägt es süß und heimlich verborgen,  
Und weiß es selbst nicht!  
Aber im Traum steht er vor ihr,  
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,  
Und ruft seinen Namen,  
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,  
Und reibt sich verwundernd die schönen Augen —  
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!“

---

9.

Chor.

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,  
Stand ich und hör' ich des Vogels Gesang.  
Wie schwarzgrüne Rösse mit silbernen Mähnen,  
Sprangen die weißgekräuselten Wellen,  
Wie Schwanzzüge schifften vorüber,  
Mit schimmernden Segeln, die Helgolander,  
Die kaden Komaden der Nordsee;  
Ueber mein Haupt, im ewigen Blau,  
Hinfalterte weißes Gewölk  
Und prangte die ewige Sonne,  
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,  
Die freudvoll sich im Meer bespiegelte;  
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz  
Ertönten im Nachhall:  
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!

---

10.

Seckrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken  
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,  
Das ihnen dunkel entgegensteigt,  
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seerant' sit' ich noch immer am Mastbaum,  
Und mache Betrachtungen über mich selber,  
Uralte, aschgraue Betrachtungen,  
Die schon der Vater Loth gemacht,  
Als er des Guten zu viel genossen  
Und sich nachher so übel befand.  
Mitunter denk' ich auch alter Geschichten:  
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,  
Auf stürmischer Meeresfahrt, das trostreiche Bident  
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;  
Wie kranke Ritter, in solcher Seenoth,  
Den lieben Handschuh ihrer Dame  
An die Lippen preßten, gleichgetröstet —  
Ich aber sitze und kaue verbrießlich  
Einen alten Hering, den salzigen Tröster  
In Kagenjammer und Hundetrübsal!

Unterdessen kämpft das Schiff  
Mit der wilden, wogenden Fluth;  
Wie'n bäumendes Schlachtroß stellt es sich jetzt  
Auf das Hinterkeil, daß das Steuer kracht,  
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab  
In den heulenden Wasserschlund,  
Dann wieder, wie sorglos liebematt,  
Denkt es sich hinzulegen  
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,  
Die mächtig heranbraust,  
Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,  
In weißem Gekräusel zusammenstürzt,  
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.

Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln  
Ist unerträglich!  
Vergebens späht mein Auge und sucht  
Die deutsche Küste. Doch ach! nur Wasser  
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!

Wie der Winterwanderer des Abends sich sehnt  
Nach einer warmen, innigen Tasse Thee,  
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,  
Mein deutsches Vaterland!

Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein  
Mit Wahnsinn, Dufaren, schlechten Versen  
Und laulig dünnen Traktätchen;  
Mögen immerhin deine Zebraq  
Mit Rosen sich mästen statt mit Disteln;  
Mögen immerhin deine noblen Affen  
In müßigem Puz sich vornehm spreizen,  
Und sich besser blünten als all das andre  
Banaufisch schwerhinwandelnde Hornvieh;  
Mag immerhin deine Schnedenversammlung  
Sich für unsterblich halten,  
Weil sie so langsam dahinkriecht,  
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,  
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?  
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,  
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,  
Damit ihre Wolle sich bess're  
Und der Hirt sie scheeren könne wie Andre,  
Ohn' Unterschied —  
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht  
Dich ganz bedecken, o Deutschland!  
Ich sehne mich dennoch nach dir:  
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

---

11.

Im Hafen.

---

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,  
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,  
Und seho warm und ruhig sitzt  
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich  
Im Römervase sich wieder spiegelt,  
Und wie der wogende Mikrokosmos  
Sonnig hinabfließt in's durstige Herz!  
Alles erblick' ich im Glas,  
Alte und neue Völkergeschichte,

Türken und Griechen, Hegel und Gans,  
Zitronenwälder und Nachtparaden,  
Berlin und Schilba und Lunis und Hamburg,  
Vor allem aber das Bild der Geliebten,  
Das Engellöpschen auf Rheintweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!  
Du bist wie eine Rose!  
Nicht wie die Rose von Schiras,  
Die hasisbesungene Nachtigallbraut;  
Nicht wie die Rose von Saron,  
Die heiligrothe, prophetengefeierte;  
Du bist wie die Ros' im Rathskeller zu Bremen!  
Das ist die Rose der Rosen,  
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,  
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,  
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,  
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,  
Der Rathskellermeister von Bremen,  
Ich wär' gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen  
Und tranken wie Brüder,  
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,  
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,  
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,  
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde  
Und allen schlechten Poeten vergab ich,  
Wie einst mir selber vergeben soll werden;  
Ich weinte vor Andacht, und endlich  
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,  
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stüdfässer,  
Schweigend pred'gen und doch so verständlich  
Für alle Völker.

Das sind Männer!  
Unscheinbar von außen, in hölzernen Rösslein,  
Sind sie von innen schöner und leuchtender,  
Denn all die stolzen Leviten des Tempels,  
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,  
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten;

Hab' ich doch immer gesagt  
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,  
Rein, in der allerbesten Gesellschaft,  
Lebte beständig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich  
Die Palmen von Bath El!  
Wie duften die Myrrhen von Hebron!  
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude,  
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,  
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd  
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,  
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Du braver Rathskellermeister von Bremen!  
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen  
Die Engel und sind betrunken und singen;  
Die glühende Sonne broben am Himmel  
Ist nur die rothe betrunkene Nase,  
Die der Weltgeist hinaussteckt,  
Und um die rothe Weltgeistnase  
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

---

12.

E p i l o g.

---

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen  
So wachsen und wogen im Menschengest  
Die Gedanken.  
Aber die zarten Gedanken der Dichter  
Sind wie lustig dazwischen blühende,  
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!  
Der mährische Schnitter verwirft Euch als nutzlos,  
Hölzerne Flegel zerbrechen Euch höhrend,  
Sogar der hablose Wandrer,  
Den Eu'r Anblick ergötzt und erquicket,

Schüttelt das Haupt,  
Und nennt Euch schönes Unkraut.  
Aber die ländliche Jungfrau,  
Die Kränzwinderin,  
Berehrt Euch und pflückt Euch,  
Und schmückt mit Euch die schönen Pocken,  
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,  
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,  
Oder zur stillen Bude,  
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt  
Als Pfeifen und Geigen.

---

### Dritte Abtheilung.

1826.

---

(Geschrieben auf der Insel Norðerney.)

— — — Die Eingebornen sind meistens blutarm und leben vom Fischfang, der erst im nächsten Monat, im Oktober, bei stürmischem Wetter, seinen Anfang nimmt. Viele dieser Insulaner dienen auch als Matrosen auf fremden Rauffarthtschiffen und bleiben jahrelang vom Hause entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von sich zukommen zu lassen. Nicht selten finden sie den Tod auf dem Wasser. Ich habe einige arme Weiber auf der Insel gefunden, deren ganze männliche Familie solcher Weise umgekommen; was sich leicht ereignet, da der Vater mit seinen Söhnen gewöhnlich auf demselben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für diese Menschen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim ist ihnen allen am wohlsten zu Ruthe. Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens stopfen, und mitten in der dufthigen Heimath des Frühlings sehnen sie sich wieder zurück nach ihrer Sandinsel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Feuer, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumlauern, und einen Thee trinken, der sich von gekochtem Seewasser nur durch den Namen unterscheidet, und eine Sprache

schwaben, wovon kaum begreiflich scheint, wie es ihnen selber möglich ist, sie zu verstehen.

Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innig mystische Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geisteshöhe, oder, besser gesagt, Geistesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfnisse und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Gesinnungen, daher leichtes Verständniß unter einander; und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen, ehe sie gesprochen worden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtnisse, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie unter einander so viel Lachen, oder Weinen, oder Andacht, wie wir bei unseres Gleichen erst durch lange Expositionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geistig einsam, durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre hat jeder von uns eine verschobene Charakterrichtung empfangen, jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die Andern, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zustande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bei unseren Insulanern sehen, lebten oft ganze Völker und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römisch-christliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen solchen Zustand in den Korporationen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deshalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erscheinungen, den ganzen physischen und moralischen Menschen unter ihre Vormundschaft. Es läßt sich nicht läugnen, daß viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward, und das Leben warm-inniger blühte, und die Künste, wie still hervorgetragene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anstaunen, und mit all unserm hastigen Wissen nicht nachahmen können. Aber der Geist hat seine ewigen Rechte, er läßt sich nicht eindämmen durch Sagen und nicht einfließen durch Glockengeläute; er zerbrach seinen Kerker und zerriß das eiserne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erstieg die höchsten Gipfel der Berge, fauchte vor Uebermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthelt, die alten Zweifel sind mächtig geworden in unserer Seele — ist jetzt mehr Glück darin, als ehemals? Wir wissen, daß diese Frage, wenn sie den

großen Haufen betrifft, nicht leicht bezagt werden kann; aber wir wissen auch, daß ein Glück, daß wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück ist, und daß wir, in den einzelnen zerrissenen Momenten eines gottgleichen Zustandes, einer höheren Geisteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetirten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrschaft eine Unterjochung der schlimmsten Art. Wer bürgte uns für die gute Absicht, wie ich sie eben ausgesprochen? Wer kann beweisen, daß sich nicht zuweilen eine schlimme Absicht beigemischte? Rom wollte immer herrschen, und als seine Regionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Riesenspinne saß Rom im Mittelpunkt der lateinischen Welt und überzog sie mit seinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem sie das für einen nahen Himmel hielten, was blos römisches Gewebe war; nur der höher strebende Geist, der dieses Gewebe durchschaute, fühlte sich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaschte ihn leicht die schlaue Weberin, und sog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumblick der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für solches Blut? Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber; alterschwach, zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Colisäums sitzt die alte Kreuzspinne, und spinnt noch immer das alte Gewebe, aber es ist matt und morsch, und es versangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es ist doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich so recht wohlwollend über die Absichten der römischen Kirche zu verbreiten, ergreift mich plötzlich der angewöhnte protestantische Eifer, der ihr immer das Schlimmste zumuthet; und eben dieser Meinungszwiespalt in mir selbst giebt mir wieder ein Bild von der Zerrissenheit der Denkweise unserer Zeit. Was wir gestern bewundert, hassen wir heute, und morgen vielleicht verspotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewissen Standpunkte ist alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäischen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zustand unserer armen Insulaner betrachte. Auch diese stehen an der Grenze einer solchen neuen Zeit, und ihre alte Sinneseinheit und Einfalt wird gestört durch das Gebelthen des hiesigen Seebades, indem sie dessen Gästen täglich Neues ablauschen, was sie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweise zu vereinen wissen. Stehen sie des Abends vor den erleuchteten Fenstern des Konversationshauses, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verständlichen Blicke, die begehrlischen Grimassen, das lüsterne Tanzen, das vergnügte Schmausen, das habgüchtige Spielen u. s. w., so bleibt das für diese Menschen nicht ohne schlimme Fol-

gen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanstalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieses Geld reicht nicht hin für die einklagenden, neuen Bedürfnisse; daher innere Lebensstörung, schlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnsucht, wenn schön gebadene Lorten, wovon ich nichts bekommen sollte, duftig-offen, bei mir vorübergetragen wurden; späterhin schälte mich dasselbe Gefühl, wenn ich modisch entblößte, schöne Damen vorbeispazieren sah; und ich denke jetzt, die armen Insulaner, die noch in einem Kindheitszustande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut, wenn die Eigentümer der schönen Lorten und Frauen solche etwas mehr verbedeten. Diese vielen unbedeckten Delikatessen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müssen ihren Appetit sehr stark wecken, und wenn die armen Insulanerinnen, in ihrer Schwangerschaft allerlei süßgebundene Gelüste bekommen und am Ende sogar Kinder zur Welt bringen, die den Badegästen ähnlich sehen, so ist das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unsittliches Verhältniß anspielen. Die Tugend der Insulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit, und gar besonders durch ihren Fischgeruch, der mir wenigstens unerträglich war, vor der Hand geschützt. Ich würde, wenn ihre Kinder mit badegästlichen Gesichtern zur Welt kommen, vielmehr ein psychologisches Phänomen erkennen und mir solches durch jene materialistisch-mystischen Gesetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtschaften so schön entwickelt.

Wie viele räthselhafte Naturerscheinungen sich durch jene Gesetze erklären lassen, ist ersichtlich. Als ich voriges Jahr, durch Sees Sturm, nach einer andern ostfriesischen Insel verschlagen wurde, sah ich dort in einer Schifferhütte einen schlechten Kupferstich hängen, la tentation du vieillard überschrieben, und einen Greis darstellend, der in seinen Studien gestört wird, durch die Erscheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortauft; und sonderbar! die Tochter des Schiffers hatte dasselbe lüsterne Mopsgeßicht, wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beispiel zu erwähnen: im Hause eines Geldwechslers, dessen geschäftsführende Frau das Gepräge der Münzen immer am sorgfältigsten betrachtet, fand ich, daß die Kinder in ihren Gesichtern eine erstaunliche Aehnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn sie alle beisammen waren und mit einander stritten, glaubte ich einen kleinen Kongreß zu sehen.

Deshalb ist das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenstand für den Politiker. Da die Leute das Geld so innig lieben und gewiß liebevoll betrachten, so bekommen die Kinder sehr oft die Züge des Landesfürsten, der darauf geprägt ist, und der arme Fürst kommt in den Verdacht, der Vater seiner Unterthanen zu sein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die

• Napoleonsb'or einzuschmelzen; sie wollen nicht mehr unter ihren Franzosen so viele Napoleonsköpfe sehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weitesten gebracht, man weiß es dort, durch eine verständige Beimischung von Kupfer, so einzurichten, daß die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und seit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit gesünderes Ansehen, als früherhin, und es ist ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroschengegesichter betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbniß andeutete, womit die Insulaner hier bedroht sind, die geistliche Schutzwehr, ihre Kirche, unerwähnt gelassen. Wie diese eigentlich aussieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin gewesen. Gott weiß, daß ich ein guter Christ bin, und oft sogar im Begriff stehe, sein Haus zu besuchen, aber ich werde immer fatalerweise daran verhindert, es findet sich gewöhnlich ein Schwäger, der mich auf dem Wege festhält, und gelange ich auch einmal bis an die Pforten des Tempels, so ergreift mich unversehens eine späßhafte Stimmung, und dann halte ich es für sünbhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir etwas der Art, indem mir vor der Kirchthür die Stelle aus Goethe's Faust in den Kopf kam, wo dieser mit dem Mephistopheles bei einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

Mephisto, hast Du Eil?

Was schlägst vor'm Kreuze die Augen nieder?

Und worauf Mephistopheles antwortet:

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil;

Alein es ist mir mal zuwider.

Diese Verse sind, so viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Faust gedruckt und bloß der selige Hofrath Moriz, der sie aus Goethe's Manuscript kannte, theilte sie mit in seinem „Philipp Reiser,“ einem schon verschollenen Romane, der die Geschichte des Verfassers enthält, oder vielmehr die Geschichte einiger hundert Thaler, die der Verfasser nicht hatte, und wodurch sein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entsagungen wurde, während doch seine Wünsche nichts weniger als unbescheiden waren, wie z. B. sein Wunsch, nach Weimar zu gehen, und bei dem Dichter des Werther Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch sei, um nur in der Nähe Desjenigen zu leben, der von allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals schon erregte Goethe eine solche Begeisterung, und doch ist erst „unser drittes nachwachsendes Geschlecht“ im Stande, seine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieses Geschlecht hat auch Menschen hervorgebracht, in deren Herzen nur faules Wasser sintert, und die daher in den Herzen Anderer Springquel-

len eines trischen Blutes verstopfen möchten, Menschen von erloschener Genussfähigkeit, die das Leben verläumdten, und Andern alle Herrlichkeit dieser Welt verleiden wollen, indem sie solche als die Lockspeisen schildern, die der Böse bloß zu unserer Versuchung hingestellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdose, mit den gezählten Stückchen Zucker, in ihrer Abwesenheit offen stehen läßt, um die Enthaltksamkeit der Magd zu prüfen; und diese Menschen haben einen Augenpöbel um sich versammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen seine nackten Göttergestalten, die sie gern durch ihre verummten dummen Teufel ersetzen möchten.

Das Vermummen ist so recht ihr höchstes Ziel, das Nachtgöttliche ist ihnen fatal, und ein Satyr hat immer seine guten Gründe, wenn er Hosen anzieht und darauf bringt, daß auch Apollo Hosen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen sittlichen Mann, und wissen nicht, daß in dem Claren-Lächeln eines verummten Satyrs mehr Anstößigkeit liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolsfgang Apollo, und daß just in den Zeiten, wo die Menschheit jene Pluderhosen trug, wozu sechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anständiger gewesen sind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daß ich Hosen, statt Beinkleider, sage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für sie schreiben dürfen, und ihre Geistesdiener im Occident werden so harmlos sein müssen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir in's Gedächtniß eine Stelle aus Bertholds Tagebuch:

„Wenn wir es recht überdenken, so stehen wir doch alle nackt in unseren Kleidern,“ sagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Aeußerung übel aufgenommen hatte.

Der hannoversche Adel ist mit Goethe sehr unzufrieden und behauptet: er verbreite Irreligiosität, und diese könne leicht auch falsche politische Ansichten hervorbringen, und das Volk müsse doch durch den alten Glauben zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutiren: ob Goethe größer sei, als Schiller, oder umgekehrt. Ich stand neulich hinter dem Stuhl einer Dame, der man schon von hinten ihre vier und sechzig Aehren ansehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwischen ihr und zwei hannoverschen Nobilitäts, deren Aehren schon auf dem Jodiasus von Dendera abgebildet sind, und wovon der Eine, ein langmagerer, quecksilbergefüllter Jüngling, der wie ein Barometer ausah, die Schiller'sche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeschossener Jüngling, einige Verse aus der „Würde der Frauen“ hinliespelte und dabei so süß lächelte, wie ein Esel, der den Kopf in ein Syrupfaß gesteckt hatte und sich wohlgefällig die Schnauze ableckt. Beide Jünglinge verstärkten ihre Behauptungen beständig mit dem

betheuernden Refrain: „Er ist doch größer, Er ist wirklich größer, wahrhaftig, Er ist größer, ich versichere Sie auf Ehre, Er ist größer.“ Die Dame war so gütig, auch mich in dieses ästhetische Gespräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?“ Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Brust, beugte gläubig das Haupt und sprach: „La illah ill allah, wamohammed rasul allah!“

Die Dame hatte, ohne es selbst zu wissen, die allerschlaueste Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht geradezu fragen: was denkst du von Himmel und Erde? was sind deine Ansichten über Menschen und Menschenleben? bist du ein vernünftiges Geschöpf oder ein dummer Teufel? Diese delikatsten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethe's Werke vor Augen liegen, so können wir das Urtheil, das Jemand darüber fället, mit dem unsrigen schnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen festen Maßstab, womit wir gleich alle seine Gedanken und Gefühle messen können, und er hat unbewußt sein eigenes Urtheil gesprochen. Wie aber Goethe, auf diese Weise, weil er eine gemeinschaftliche Welt ist, die der Betrachtung eines jeden offen liegt, uns das beste Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, so können wir wiederum Goethe selbst am besten kennen lernen, durch sein eignes Urtheil über Gegenstände, die uns allen vor Augen liegen, und worüber uns schon die bedeutendsten Menschen ihre Ansicht mitgetheilt haben. In dieser Hinsicht möchte ich am liebsten auf Goethe's italienische Reise hindeuten, indem wir alle entweder durch eigne Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabei so leicht bemerken, wie jeder dasselbe mit subjektiven Augen ansieht, dieser mit Archenhölzern unmutigen Augen, die nur das Schlimme sehen, jener mit begeisterten Corinnaaugen, die überall nur das Herrliche sehen, während Goethe, mit seinem klaren Griechenauge, Alles sieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit seiner Gemüthsstimmung kolorirt, und uns Land und Menschen schildert, in den wahren Umrissen und wahren Farben, womit sie Gott umkleidet.

Das ist ein Verdienst Goethe's, das erst spätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meist alle krank sind, stecken viel zu sehr in unseren kranken, zerrissenen romantischen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zusammengelesen, als daß wir unmittelbar sehen könnten, wie gesund, einheitlich und plastisch sich Goethe in seinen Werken zeigt. Er selbst merkt es eben so wenig; in seiner naiven Unbewußtheit des eignen Vermögens wundert er sich, wenn man ihm „ein gegenständliches Denken“ zuschreibt, und indem er durch seine Selbstbiographie uns selbst eine kritische Beihülfe zum Beurtheilen seiner Werke geben will, liefert er doch keinen Maßstab der Beurtheilung an und für sich, sondern nur neue Fakta, woraus man ihn beurtheilen

kann, wie es ja natürlich ist, daß kein Vogel über sich selbst hinauszufiegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plastischen Anschauens, Fühlens und Denkens, noch vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geistes sind ewig feststehend, aber die Kritik ist etwas wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit, hat nur für diese ihre Bedeutung, und wenn sie nicht selbst kunstwerthlicher Art ist, wie z. B. die Schlegel'sche, so geht sie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekümmert, bekümmert auch neue Augen, und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas anderes, und viel mehr, als sämmtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe sehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe festgeschwagt! Aber solche Abschweifungen sind sehr natürlich, wenn einem, wie auf dieser Insel, beständig das Meergeräusch in die Ohren dröhnt und den Geist nach Belieben stimmt.

Es geht ein starker Nordostwind, und die Heren haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Heren, die den Sturm zu beschwören wissen; wie es denn überhaupt auf allen nordischen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seelente behaupten, manche Insel stehe unter der geheimen Herrschaft ganz besonderer Heren, und dem bösen Willen derselben sei es zuzuschreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unseres Schiffes: die Heren wären besonders mächtig auf Wight, und suchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Insel selbst zu treiben. In solchen Fällen höre man diese Heren so laut durch die Luft fausen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerstehen könne. Als ich nun fragte: wer der Klabotermann sei? antwortete der Erzähler sehr ernsthaft: Das ist der gute, unsichtbare Schuttpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffen Unglück begegne, der da überall selbst nachsieht, und sowohl für die Ordnung, wie für die gute Fahrt sorgt. Der wackere Steuermann versicherte mit etwas heimlicherer Stimme: ich könne ihn selber sehr gut im Schiffsräume hören, wo er die Waaren gern noch besser nachstauet, dabei das Knarren der Fässer und Kisten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unserer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine schabhafte Stelle ungefümt auszubessern; am liebsten aber setze er sich auf das Bramsegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder sich nahe. Auf meine Frage: ob man ihn nicht sehen könne?

erhielt ich zur Antwort: Nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche keiner ihn zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden sei. Einen solchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht selbst erlebt, aber von Andern wollte er wissen: den Klabotermann höre man alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen, die ihm unterthan sind; doch wenn der Sturm zu stark und das Scheitern unvermeidlich würde, setze er sich auf das Steuer, zeige sich da zum ersten Mal und verschwinde, indem er das Steuer zerbräche — diejenigen aber, die ihn in diesem furchtbaren Augenblick sähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffscapitain, der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte so fein, wie ich seinem rauhen, wind- und wetterdienenden Gesicht nicht zugeraut hätte, und nachher versicherte er mir: vor fünfzig und gar vor hundert Jahren sei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für denselben aufgelegt, und von jeder Speise, etwa das Beste, auf seinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geschähe das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke solcher seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffen allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressirt sind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fischerknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Neerminen belauscht hatte, und nachher mit seiner Geige die ganze Welt durchzog und alle Menschen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorspielte. Diese Sage erzählte mir einst ein lieber Freund, als wir, im Concerte zu Berlin, solch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelssohn-Bartholdi, spielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Insel. Das Wetter muß aber schön sein, die Wolken müssen sich ungewöhnlich gestalten, und man muß rücklings auf dem Verdecke liegen, und in den Himmel sehen, und allensfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen klappern, allerlei Namen, die, wie süße Ahnung in die Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man sich alle Tage wiedersehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meer etwas Unheimliches; man will sich dann einbilden, die besten Freunde, die wir seit Jahren nicht gesehen, führen schweigend vorbei, und man verlöre sie auf immer.

Ich liebe das Meer, wie meine Seele.

Oft wird mir sogar zu Muth, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meer verborgene Wasserpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen; so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verschwinden wieder — „Evelina!“

Man sagt, unfern dieser Insel, wo jetzt nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden, das Meer habe sie plötzlich alle überschwemmt, und bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchtürme, und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe, sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geschichte ist wahr; denn das Meer ist meine Seele —

„Eine schöne Welt ist da versunken,  
Ihre Trümmer blieben unten stehn,  
Lassen sich als goldne Himmelsfunken  
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.“ (W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Gesang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande spazieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht, und dieses, wie von einer riesigen Glorie, umstrahlt wird.

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Eble, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen beibringen; aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen, schon seit undenklichen Zeiten, Rehböcke geschossen haben, so findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gefagten, und soll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen losbrücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß, nach abgesteckter Mensur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszubrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüftet es jetzt solche Jäger, wieder einen Menschen zu jagen, so müssen sie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen sah. Der arme Mensch hatte sich schon in der schwülen Sonntagsfrühe ziemlich müde gelaufen, als einige hannoversche Junker, die dort Humaniora studierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er

den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Mensch lief, und er war todtblaß und trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm, im wirbelnden Staube galoppirten die wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufen zuweilen den gehegten, feuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möven, die gar zu sicher umherflatterten, und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen: aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück eine junge Möve todt zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Mövchen geworden, die noch unbefiedert, im Sandneste der großen Dühne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Muth, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dühnen, vor mir das wogende, unermessliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr amelsenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andre erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet strebte immer höher als die gothischen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Kiostrappe haben wir, beim ersten Anblick, die kolossalen Gelsen, in ihren kühnen Gruppierungen, ziemlich imponirt; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheure Steinmassen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerشلagenen Riesenpalastes, worin sich meine Seele vielleicht comfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Mißverhältniß zwischen Körper und Seele quält mich eintgermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempsychose ist oft der Gegenstand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorzubringen pflegt. Wer kann wissen, in welchem Schneider setzt die Seele eines Platos, und in welchem Schulmeister die Seele eines Cäsars wohnt! Wer weiß, ob die Seele Gregors VII. nicht in dem Leibe

des Großtürken sitzt, und sich unter tausend häßsichenden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einst in ihren purpurnen Eölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Aly's Zeiten mögen sich jetzt in unseren antihellenischen Cabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, sitzen vielleicht jetzt in diesen Con-sistorialbänken und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dschingischans wohnt vielleicht jetzt in einem Rezensenten, der täglich, ohne es zu wissen, die Seelen seiner treuesten Paschiren und Kalmücken in einem kritischen Journale niedersäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des Pythagoras ist vielleicht in einen armen Candidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Examinatoren die Seelen jener Dörsen wohnen, die einst Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung seines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hinbus sind so dumm nicht, wie unsere Missionäre glauben, sie ehren die Thiere wegen der menschlichen Seele, die sie in ihnen vermuthen, und wenn sie Lazarethe für invalide Affen stiften, in der Art unserer Akademien, so kann es wohl möglich sein, daß in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es hingegen bei uns ganz sichtbar ist, daß in einigen großen Gelehrten nur Affenseelen stecken.

Wer doch mit der Allwissenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menschen von oben herabsehen könnte! Wenn ich des Nachts am Meere wandelnd, den Wellengesang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, so ist mir, als habe ich einst solchermaßen von oben herab gesehen und sei vor schwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es ist mir dann auch, als seien meine Augen so teleskopisch scharf gewesen, daß ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln gesehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber sie sind so nebligt, daß ich nicht erkenne, was sie wollen. Nur so viel weiß ich, daß all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste eben so klein und nichtig erscheinen muß, wie mir jene Spinne erschien, die ich in der göttinger Bibliothek so oft betrachtete. Auf den Folianten der Weltgeschichte saß sie emsig webend, und sie blickte so philosophisch sicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingischen Gelahrtheitsbünkel, und schien stolz zu sein auf ihre mathematischen Kenntnisse, auf ihre Kunstleistungen, auf ihr einsames Nachdenken — und doch wußte sie nichts von all den Wundern, die in dem Buche stehen, worauf sie geboren worden, worauf sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf sie auch sterben wird, wenn der schleichende Dr. L. sie nicht verjagt. Und wer ist der schleichende Dr. L.? Seine Seele wohnte vielleicht einst in eben einer solchen Spinne, und jetzt

hütet er die Follanten, worauf er einst saß — und wenn er sie auch lieft, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einst geschehen sein, wo ich jetzt wandle? Ein Conrector, der hier badete, wollte behaupten, hier sei einst der Dienst der Hertsa, oder besser gesagt, Forsete, begangen worden, wovon Tacitus so geheimnißvoll spricht. Wenn nur die Berichterstatter, denen Tacitus nachgezählt, sich nicht geirrt, und eine Badefutsche für den heiligen Wagen der Göttin angesehen haben.

Im Jahre 1819, als ich zu Bonn, in einem und demselben Semester vier Collegien hörte, worin meistens deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit tractirt wurden, nämlich 1° Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monat lang die barocksten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte, 2° die Germania des Tacitus bei Arnbt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermisse, 3° germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vague sind, und 4° deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als zur Zeit des Sesostris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertsa mich mehr interessirt haben, als jetzt. Ich ließ sie durchaus nicht auf Augen residiren, und versetzte sie vielmehr nach einer ostfriesischen Insel. Ein junger Gelehrter hat gern seine Privathypothese. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daß ich einst am Strande der Nordsee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotischer Begeisterung zu denken. Es ist wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andere, jüngere Göttinnen. Absonderlich wenn ich am Strande über die schaurige Stelle wandle, wo noch jüngst die schönsten Frauen, gleich Nixen geschwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, sondern spazieren in die freie See. Deshalb sind auch die Badestellen beider Geschlechter von einander geschieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt viel sehen. Es geht die Sage, ein neuer Attila habe auf solche Weise eine badende Diana erblickt, und Wunderbar! nicht er, sondern der Gemahl der Schönen, habe dadurch Hörner erworben.

Die Badefutschen, die Droschken der Nordsee, werden hier nur bis an's Wasser geschoben, und bestehen meistens aus viereckigen Holzgestellen mit steifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, stehen sie im Conversations-saale, und führen dort gewiß eben so hölzerne und steifleinene Gespräche, wie die vornehme Welt, die noch unlängst dort verkehrte.

Wenn ich aber sage, die vornehme Welt, so verstehe ich nicht darunter die guten Bürger Disfriedlands, ein Volk, das flach und nüchtern ist wie der Boden, den es bewohnt, das weder singen noch pfeifen kann, aber dennoch ein  
Seine L.

Talent besitzt, das besser ist als alle Triller und Schnurpfeiferreien, ein Talent, das den Menschen abelt, und über jene windige Dienstseelen erhebt, die allein edel zu sein wähnen, ich meine das Talent der Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, so ist ein solcher Schlag des Herzens eben so gut, wie ein Ritterschlag, und das wissen die freien Friesen, und sie verdienen ihr Volks-epitheton; die Händlingsperiode abgerechnet, war die Aristokratie in Ostfriesland niemals vorherrschend, nur sehr wenige adeliche Familien haben dort gewohnt, und der Einfluß des hannövrishen Adels, durch Verwaltungs- und Militärstand, wie er sich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Friesenherz, und überall zeigt sich die Vorliebe für die ehemalige preussische Regierung.

Was aber die allgemeinen deutschen Klagen über hannövrishen Adelsstolz betrifft, so kann ich nicht unbedingt einstimmen. Das hannövrishche Offiziercorps giebt am wenigsten Anlaß zu solchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Negger zu werden, so hatte früherhin der hannövrishche Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Offiziersrange gelangen konnten. Seitdem sich aber in der deutschen Legion so viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Offiziersstellen emporgeschwungen, hat auch jenes hieße Gewohnheitsrecht nachgelassen. Ja, das ganze Corps der deutschen Legion hat viel beigetragen zur Milderung aller Vorurtheile, diese Leute sind weit herum in der Welt gewesen, und in der Welt sieht man viel, besonders in England, und sie haben viel gelernt, und es ist eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn sie von Portugal, Spanien, Sizilien, den ionischen Inseln, Irland und anderen weiten Ländern sprechen, wo sie gekochten, und „Viele Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt,“ so daß man glaubt, eine Odysee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch ist unter den Offizieren dieses Corps viel freisinnige, englische Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövrishen Brauch stärker contrastirt, als wir es im übrigen Deutschland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beispiele Englands viel Einwirkung auf Hannover zuschreiben. In diesem Lande Hannover sieht man nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden sind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obscur, und trotz allen Pferden kommt es nicht weiter. Nein, durch diesen hannövrishen Adelswald drang niemals ein Sonnenstrahl britischer Freiheit, und kein britischer Freiheitstext konnte jemals vernehmbar werden im wiedernden Lärm hannövrisher Kasse.

Die allgemeine Klage über hannövrishen Adelsstolz trifft wohl zumeist die liebe Jugend gewisser Familien, die das Land Hannover regieren oder unmittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art, oder, besser gesagt, jene Unart ablegen, wenn sie ebenfalls etwas in der Welt herumgebrängt würden, oder eine bessere Erziehung ge-

nüssen. Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen, und sprechen nur von ihren Hundten, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal dergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentisches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist. Wahrlich, durch eine bessere Erziehung des jungen hannörischen Adels ließe sich vielen Klagen vorbeugen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derselbe Wahn: als wären sie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras sind; dieselbe Thorheit: mit dem Verdienste der Ahnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieselbe Unwissenheit über das Problematische dieser Verdienste, indem die Wenigsten bedenken, daß die Fürsten selten ihre treuesten und tugendhaftesten Diener, aber sehr oft den Kuppeler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingschufte mit adelnder Fuld beehrt haben. Die Wenigsten jener Ahnenstolzen können bestimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und sie zeigen nur, daß ihr Name in Rürners Turnierbuch erwähnt sei; — ja, können sie auch nachweisen, daß diese Ahnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jerusalems zugegen waren, so sollten sie, ehe sie sich etwas darauf zu Gute thun, auch beweisen, daß jene Ritter ehrlich mitgekochten haben, daß ihre Eisenhosen nicht mit gelber Furcht wattirt worden, und daß unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes gefessen. Gäbe es keine Ilias, sondern bloß ein Namensverzeichnis der Helten, die vor Troja gekanden, und ihre Namen einstirten noch jetzt — wie würde sich der Ahnenstolz Derer von Lherites zu blähen wissen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal sprechen; Philosophen und Stallknechte haben darüber gar seltene Gedanken.

Mein Tadel, wie gesagt, treffe zumeist die schlechte Erziehung des hannörischen Adels und dessen früh eingepprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andressirten Formen. O! wie oft habe ich lachen müssen, wenn ich bemerkte, wie viel man sich auf diese Formen zu Gute that; — als sei es sogar überaus schwer zu erlernen dieses Repräsentiren, dieses Präsentiren, dieses Lächeln ohne Etwas zu sagen, dieses Sagen ohne Etwas zu denken, und all diese abligen Künste, die der gute Bürgermann als Meerwunder angafft, und die doch jeder französische Tanzmeister besser inne hat, als der deutsche Edelmann, dem sie in der bärenledenden Lutetia mühsam eingeübt worden, und der sie zu Hause wieder, mit deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, seinen Descendenten überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, seinem führenden Lehrer entlie, zu seinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte: wie das Tanzen eine so gar schwere Kunst sei, und wie weit er es darin gebracht habe, — und in der That, den Proben, die er von seiner Kunst ablegte, konnten die armen

Besten Ihre Bewunderung nicht versagen. Jene Nation, wie sie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieses Jahr zu Wasser und zu Lande gegläntzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und sie haben alle gut gespielt.

Auch fürstliche Personen gab es hier, und ich muß gestehen, daß diese in ihren Ansprüchen bescheidener waren, als die geringere Noblesse. Ob aber diese Bescheidenheit in den Herzen dieser hohen Personen liegt, oder ob sie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, das will ich unentschieden lassen. Ich sage dieses nur in Beziehung auf deutsche mediatisirte Fürsten. Diesen Leuten ist in der letzten Zeit ein großes Unrecht geschehen, indem man sie einer Souverainität beraubte, wozu sie ein eben so großes Recht haben, wie die größeren Fürsten, wenn man nicht etwa annehmen will, daß dasjenige, was sich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat, zu existiren. Für das vielzersplitterte Deutschland war es aber eine Wohlthat, daß diese Anzahl von Sebezugsbüschen ihr Regieren einstellen mußten. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derselben wir armen Deutschen zu ernähren haben. Wenn diese Mediatisirten auch nicht mehr das Zepter führen, so führen sie doch noch immer Löffel, Messer und Gabel, und sie essen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke daß wir einmal durch Amerika etwas von dieser Fürstenlast erleichtert werden. Denn früh oder spät werden sich doch die Präsidenten dortiger Freistaaten in Souveraine verwandeln, und dann fehlt es diesen Herren an Gemahlinnen, die schon einen legitimen Anstrich haben, sie sind dann froh, wenn wir ihnen unsere Prinzessinnen überlassen, und wenn sie sechs nehmen, geben wir ihnen die siebente gratis, und auch unsere Prinzen können sie späterhin bei ihren Töchtern employiren; — daher haben die mediatisirten Fürsten sehr politisch gehandelt, als sie sich wenigstens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben so hoch schätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derselben Absicht, indem sie wohl wissen, daß Deutschland von jeher das große Fürstengeschüte war, das alle regierenden Nachbarhäuser mit den nöthigen Mutterpferden und Beschälern versehen muß.

In allen Bädern ist es ein altes Gewohnheitsrecht, daß die abgegangenen Gäste von den zurückgebliebenen etwas stark kritisiert werden, und da ich der letzte bin, der noch hier weilt, so durfte ich wohl jenes Recht im vollen Maasse ausüben.

Es ist aber jetzt so öde auf der Insel, daß ich mir vorkomme, wie Napoleon auf Sanct Helena. Nur daß ich hier eine Unterhaltung gefunden, die jenem dort fehlte. Es ist nämlich der große Kaiser selbst, womit ich mich hier beschäftige. Ein junger Engländer hat mir das eben erschienene Buch des Maitland mitgetheilt. Dieser Seemann berichtet die Art und Weise, wie

Napoleon sich ihm ergab und auf dem Bellerophon sich betrug, bis er, auf Befehl des englischen Ministeriums, an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus diesem Buche ergiebt sich sonnenklar, daß der Kaiser, in romantischem Vertrauen auf britische Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu schaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gast, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiß kein Anderer, und am allerwenigsten ein Wellington begangen hätte. Die Geschichte aber wird sagen, dieser Fehler ist so schön, so erhaben, so herrlich, daß dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unsern Großthaten erschwingen können.

Die Ursache, weshalb Capt. Maitland sein Buch herausgiebt, scheint keine andere zu sein, als das moralische Reinigungsbedürfniß, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böses Geschick in eine zweideutige Handlung verflochten hat. Das Buch selbst ist aber ein unschätzbarer Gewinn für die Gefangenschaftsgeschichte Napoleons, die den letzten Act seines Lebens bildet alle Räthsel der früheren Acte wunderbar löst, und wie es eine ächte Tragödie thun soll, die Gemüther erschüttert, reinigt und versöhnt. Der Charakterunterschied der vier Hauptschriftsteller, die uns von dieser Gefangenschaft berichten, besonders wie er sich in Styl und Anschauungsweise bekundet, zeigt sich erst recht durch ihre Zusammenstellung.

Maitland, der sturmkalte, englische Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und bestimmt, als wären es Naturerscheinungen, die er in sein Logbook einträgt; Las Cases, ein enthusiastischer Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er schreibt, zu den Füßen des Kaisers, nicht wie ein russischer Sklave, sondern wie ein freier Franzose, dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkürlich die Kniee beugt; D'Meara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als solcher ein ehemaliger Feind des Kaisers, aber jetzt anerkennend die Majestätsrechte des Unglücks, schreibt freimüthig, schmucklos, thatbekämblich, fast im Lapidarsstyl, hingegen kein Styl, sondern ein Stilet ist die spitzige zustoßende Schreibart des französischen Arztes, Autommarchie, eines Italieners, der ganz besonnenentrunken ist von dem Ingrim und der Poesie seines Landes.

Beide Völker, Briten und Franzosen, lieferten von jeder Seite zwei Männer, gewöhnlichen Geistes, und unbestochen von der herrschenden Macht, und diese Jury hat den Kaiser gerichtet, und verurtheilt: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es sind schon viele große Männer über diese Erde geschritten, hier und da sehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußstapfen, und in heiligen Stunden treten sie, wie Nebelgebilde vor unsere Seele; aber ein ebenfalls großer Mann sieht seine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen Funken ihrer irdischen Lichtspur erkennt er ihr geheimstes Thun, aus einem einzigen hinterlassenen

Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und solchermaßen, in einer mystischen Gemeinschaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtausende hinweg nickten sie einander zu, und sehen sich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen sich auf den Gräbern untergegangener Geschlechter, die sich zwischen sie gedrängt hatten, und sie verstehen sich und haben sich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht so intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur selten die Spur und Nebelformen sehen, für uns ist es vom höchsten Werthe, wenn wir über einen Großen so viel erfahren, daß es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unsere Seele aufzunehmen, und dadurch unsere Seele zu erweitern. Ein solcher ist Napoleon Bonaparte. Wir wissen von ihm, von seinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieser Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir sehen wie das verschüttete Götterbild langsam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdschlamm, die man von ihm abnimmt, wächst unser freudiges Erstaunen über das Ebenmaß und die Pracht der ehlen Formen, die da hervortreten, und die Geistesblitze der Feinde, die das große Bild zerschmettern wollen, dienen nur dazu, es desto glanzvoller zu beleuchten. Solches geschieht namentlich durch die Aeußerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts anders sagt, als daß der Kaiser kein Mensch war wie die Andern, und daß sein Geist mit keinem vorhandenen Maasstab gemessen werden kann.

Ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt: daß wir uns einen Verstand denken können, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. Ja, was wir durch langsames analitisches Nachdenken und lange Schlussfolgen erkennen, das hatte jener Geist im selben Momente angeschaut und tief begriffen. Daher sein Talent die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu casoliren, ihn nie zu beleidigen, und immer zu benutzen.

Da aber dieser Geist der Zeit nicht bloß revolutionär ist, sondern durch den Zusammenfluß beider Ansichten, der revolutionären und der contrerevolutionären, gebildet worden, so handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz contrerevolutionär, sondern immer im Sinne beider Ansichten, beider Principien, beider Bestrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach handelte er beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguirte er nie im Einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickelten, langsamen Intrigue neigen sich keine, analitische Geister, hingegen syntetische, intuitive Geister wissen au<sup>t</sup>

wunderbar geniale Weise die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, so zu verbinden, daß sie dieselben zu ihrem Zwecke schnell benutzen können. Erstere scheitern sehr oft, da keine menschliche Klugheit alle Vorfällenheiten des Lebens voraussehen kann und die Verhältnisse des Lebens nie lange stabil sind; letzteren hingegen, den intuitiven Menschen, gelingen ihre Vorsätze am leichtesten, da sie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und so schnell handeln, daß dieses durch die Bewegungen der Lebenswogen, keine plötzliche, unvorhergesehene Veränderungen erleiden kann.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz besonders viel Sinn hat für Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung. Es werden uns daher, durch die Memoiren der Zeitgenossen, wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert sich die Zahl der Geschichtsbücher, die ihn mehr oder minder im Zusammenhang mit der übrigen Welt schildern wollen. Die Ankündigung eines solchen Buches aus Walter Scotts Feder erregt daher die neugierigste Erwartung.

Alle Verehrer Scotts müssen für ihn zittern; denn ein solches Buch kann leicht der russische Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühsam erworben durch eine Reihe historischer Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetische Kraft alle Herzen Europa's bewegt haben. Dieses Thema ist aber nicht bloß eine elegische Klage über Schottlands volkethümliche Herrlichkeit, die allmählig verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrschaft und Denkwaise; sondern es ist der große Schmerz über den Verlust der National-Besonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Cultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das ist nicht figürlich gesagt, sondern es ist eine Thatsache: als Bullock vor einigen Jahren ein altheidnisches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daß es nächtlicher Weile mit Blumen bekränzt worden; und doch hatte Spanien, mit Feuer und Schwert, den alten Glauben der Mexikaner zerstört, und seit drei Jahrhunderten ihre Gemüther gar stark umgewühlt und gepflegt und mit Christenthum besäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter Scott'schen Dichtungen, diese Dichtungen selbst wecken die alten Gefühle, und wie einst in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häusern stürzten, wenn das Lied vom Einzug des Naurenkönigs auf den Straßen erklang, dergestalt, daß bei Todesstrafe verboten wurde, es zu singen: so hat der Ton, der in den Scott'schen Dichtungen herrscht, eine ganze Welt schmerzhaft erschütteret. Dieser Ton klingt wieder in den Herzen unseres

Abels, der seine Schlösser und Wappen verfallen sieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weise der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholischen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbinischen Synagogen, woraus sogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Bantananwälder Hindostans, wo der seufzende Bramine das Absterben seiner Götter, die Zerstörung ihrer uralten Weltordnung, und den ganzen Sieg der Engländer voraussieht.

Dieser Ton, der gewaltigste, den der schottische Barde auf seiner Riesenharfe anzuschlagen weiß, paßt aber nicht zu dem Kaiserliebe von dem Napoleon, dem neuen Manne, dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin diese neue Zeit so leuchtend sich abspiegelt, daß wir dadurch fast geblendet werden, und unterdessen nimmermehr denken an die verschollene Vergangenheit und ihre verblichene Pracht. Es ist wohl zu vermuthen, daß Scott, seiner Vorneigung gemäß, jenes ange deutete stabile Element im Charakter Napoleons, die contrerevolutionäre Seite seines Geistes vorzugsweise auffassen wird, statt daß andere Schriftsteller bloß das revolutionäre Princip in ihm erkennen. Von dieser letzteren Seite würde ihn Byron geschildert haben, der in seinem ganzen Streben den Gegensatz zu Scott bildete, und statt, gleich diesem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, sich sogar von denen, die noch stehen geblieben sind, verdrießlich beeengt fühlt, sie mit revolutionärem Lachen und Zähneklaffen niederreißen möchte, und in diesem Aerger die heiligsten Blumen des Lebens mit seinem melodischen Gifte beschädigt, und sich wie ein wahnsinniger Harlekin den Dolch ins Herz stößt, um mit dem hervorströmenden, schwarzen Blute Herren und Damen netzisch zu bespritzen.

Wahrlich, in diesem Augenblicke fühle ich sehr lebhaft, daß ich kein Nachbeter, oder besser gesagt, Nachfrevler Byrons bin, mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kommt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen so bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lectüre mich am unleidlichsten berührt; wohingegen Scott mir in jedem seiner Werke das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut sogar die Nachahmung derselben, wie wir sie bei Willibald Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher erstere, im ironischen Balladmoor, seinem Vorbilde am nächsten steht, und uns auch in einer späteren Dichtung so viel Gestalten- und Geistesreichtum gezeigt hat, daß er wohl im Stande wäre, mit poetischer Ursprünglichkeit, die sich nur der Scottischen Form bedient, uns die theuersten Momente deutscher Geschichte in einer Reihe historischer Novellen vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius lassen sich bestimmte Bahnen vorzeichnen, diese liegen außerhalb aller kritischen Berechnung, und so mag es auch als ein harmloses Gedankenpiel betrachtet werden, wenn ich über Walter Scotts Kaisergeschichte mein Vorurtheil aussprach. „Vorurtheil“ ist hier der umfassendste Ausdruck. Nur eins läßt sich mit Bestimmtheit sagen: das Buch wird gelesen werden vom Anfang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es überlegen.

Wir haben auch den Segur übersezt. Nicht wahr, es ist ein hübsches episches Gedicht? Wir Deutschen schreiben auch epische Gedichte, aber die Helden derselben existiren bloß in unserem Kopfe. Dagegen die Helden des französischen Epos sind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unseren Dachstübchen ersinnen können. Und wir haben doch viel Phantasie, und die Franzosen haben nur wenig. Vielleicht hat deshalb der liebe Gott den Franzosen auf eine andere Art nachgeholfen und sie brauchen nur treu zu erzählen, was sie in den letzten dreißig Jahren gesehen und gethan, und sie haben eine erlebte Literatur wie noch kein Volk und keine Zeit sie hervorgebracht. Diese Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie sie in Frankreich täglich erscheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu singen hat, und worin, als dessen Mittelpunkt, das Leben des großen Kaisers wie ein Riesenbaum emporragt. Die Segur'sche Geschichte des Rußlandzuges ist ein Lied, ein französisches Volkslied, das zu diesem Sagenkreise gehört, und, in seinem Tone und Stoffe, den epischen Dichtungen aller Zeiten gleich und gleich steht. Ein Heldengedicht, das durch den Zauberspruch „Freiheit und Gleichheit“ aus dem Boden Frankreichs emporgeschossen, hat, wie im Triumpfzug, berauscht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes selbst, die Welt durchzogen, erschreckt und verherrlicht, tanzt endlich den rassenden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch die Kälte und Sklaven.

Solche Beschreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heltenwelt ist Grundton und Stoff der epischen Dichtungen aller Völker. Auf den Felsen von Ellore und anderer indischer Grottentempel steht solche epische Katastrophe eingegraben mit Riesenhieroglyphen, deren Schlüssel im Mahabarata zu finden ist; der Norden hat in nicht minder feineren Worten, in seiner Edda, diesen Götteruntergang ausgesprochen; das Lied der Nibelungen besingt dasselbe tragische Verderben, und hat, in seinem Schlusse, noch ganz besondere Aehnlichkeit mit der Segur'schen Beschreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, dessen Worte verschollen, dessen Sage aber noch nicht erloschen, und noch unlängst von einem der größten

Dichter des Vaterlandes, von Immermann, herauf beschworen worden, ist ebenfalls der alte Unglücksgefang; und gar das Lied von Iliön verherrlicht am schönsten das alte Thema und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Segur den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Lied schon sahen in dem Lode Balburs, Siegfrieds, Rolands und Achilles, die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden sie wieder im Liede des Segur, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem stätschen Thore, ist auch die Jache des Königs von Neapel etwas allzubuntschedig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Uebermuth eben so groß, wie der des Peliden; ein Hector an Milde und Tapferkeit steht vor uns Prinz Eugen, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Darru, Caulincourt u. s. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes — nur der Kaiser selbst findet nicht seines Gleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn, in seiner äußern Herrscherscheinnung, mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht das, weil ihn, eben so wie den größten Theil seiner herrlichen Kampfgenossen, ein tragisches Schicksal erwartete, und weil sein Drestes noch lebt.

Wie die Scott'schen Dichtungen hat auch das Segur'sche Epos einen Ton, der unsere Herzen bezwingt. Aber dieser Ton weckt nicht die Liebe zu längst verschollenen Tagen der Vorzeit, sondern es ist ein Ton, dessen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben diese Gegenwart begeistert.

Wir Deutschen sind doch wahre Peter Schlemiehle! Wir haben auch in der letzten Zeit viel gesehen, viel ertragen, z. B. Einquartirung und Abelskoll; und wir haben unser edelstes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anständige Summe für abgeschossene deutsche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen so viel Großes gethan, daß wenn man es zusammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben viel verloren, z. B. unsern Schlagschatten, den Titel des lieben, heiligen, römischen Reichs — und dennoch, mit allen Verlusten, Opfern, Entbehrungen, Malsheurs und Großthaten hat unsere Literatur kein einziges solcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie sie bei unseren Nachbarn, gleich ewigen Trophäen, täglich emporsteigen. Unsere Leipziger Messen haben wenig profitirt durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will sie noch nachträglich in epischer Form besingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghausen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meiningen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, so kann er sein Epos

noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: „Singe unsterbliche Seele, Oldenburghäußliche Seele, Meining'sche Seele, oder auch Altenburgische Seele, — gleichviel singe, singe der sündigen Deutschen Erlösung!“ Dieser Seelenschacher im Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit läßt keinen stolzen Sinn, und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen, unsere schönsten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unnmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schall und sezt uns die Schellenkappe auf's Haupt.

Eben die Literaten unserer Nachbarn jenseits des Rheins und des Canals muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Da ich selbst mich erst späterhin über dieses Thema, über deutsche Literaturmisere verbreiten will, so liefere ich einen heiteren Ersatz durch das Einschalten der folgenden Kenten, die aus der Feder Immermanns, meines hohen Mitstreubenden, geflossen sind. Die Gleichgesinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieser Verse und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich sie gern als meine eigne Gesinnung vertreten.

### Der poetische Literator.

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, sag uns ohne Hinterlist,  
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weddherlin gestorben ist.

„Alle Menschen müssen sterben,“ spricht das Männlein mit Bedeutung.  
Aber Junge, dussengleichen ist uns keine große Zeitung.

Mit vergeß'nen, alten Schwarten schmirt er seine Autorstiefeln,  
Daß er dazu heiter weine, frißt er fromm poet'sche Zwiefeln.

\* Willst du commentiren, Fränzel, mindestens verschon den Luther,  
Dieser Fisch behagt uns besser, ohne die zerlaß'ne Butter.

### Dramatiker.

#### 1.

\* „Nimmer Schreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!“  
Schimpf' uns, wie du willst, mein Guter, aber halte dein Versprechen.

#### 2.

Diesen Reiterlieutenant müßet, Stachelverse, ihr verschonen;  
Denn er commandirt Sentenzen und Gefühl in Ecabronen.

3.

Wär' Nelpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,  
Nietz' ich ihr: Heirathe diesen, der so milde und so zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todtte Kogebue  
Um in diesem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und so kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,  
Daß die Seelen der Verstorb'nen müssen in die Bestien fahren.

**Oestliche Poeten.**

Groß' mérito ist es jecho, nach Saadi's Art zu girren,  
Doch mir scheint's égal gepudelt, ob wir ästlich, westlich irren.

Sonsten sang, bei'm Mondenscheine, Nachtigall seu Philomele;  
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Rehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich, als wie Hameln's Rattensänger;  
Pfeiffst nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,  
Daß sie den Olympus mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras pfehlen,  
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Chaselen.

**\* Clementine.**

Seht den biden Pastor, dorten unter seiner Thür im Staate,  
Läutet mit den Gloden, daß man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu schauen, flugs die Blinden und die Lahmen,  
Engedruff und Krampf, besonders Hysteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weber heilet, noch verschlimmert irgend Schäden,  
Weiße Salbe findest jecho bu in allen Büchertäden.

Geh't so fort und läßt sich jeder Pfaffe ferner aboriren,  
Werb' ich in den Schooß der Kirche ehebalbigst retourinren.

Dort gehorch' ich einem Papste, und verehr' ein praesens Numen,  
Aber hier macht sich zum numen jeglich ordinirtes lumen.

Orbis piectus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gellichter,  
Einen Hals, ihr hohen Götter: Priester, Difrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu schauen,  
Abends in's Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem Gewichte,  
Weil nach ihrem Ebenbilde schnipen ihn viel tausend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, blink' ich mich ein Leineweber,  
Aber, wenn ich euch verdrieße, seht, das stärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;“ ja, es ist, sich todt zu lachen,  
Seht nur, was für tolle Sprünge läßt er die Arme machen.

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins ist mir zum Ekel,  
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Ketel.

\* Damals mocht'st du mir gefallen, als du buhltest mit Lucindchen,  
Aber, o der frechen Liebchaft! mit Marien wollen sünd'gen.

Erst in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finsternissen,  
Ueberall umhergestrichen, deutschen Noth und Schuß zerrissen.

Wenn die Damen schreiben, kramen stets sie aus von ihren Schmerzen  
Fausses couches touchirter Jugend,—ach, die gar zu offenen Herzen!

Laßt die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben sind' ich rätlich,  
Führt die Frau die Autor-Feder, wird sie wenigstens nicht schädlich.

Glaubt, das Christenthum wird gleichen bald den ärgsten Rockenstuben  
Die Gewatterinnen schnaden, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dschingischah, o China, wärst du längst von mir vernichtet,  
Dein verdamntes Theerplättscher hat uns langsam hingerichtet.

Alles sehet sich zur Ruhe, und der Größte wird gebulbig,  
Streichet gemächlich ein, was früh're Zeiten' bblieben waren schulbig.

Jene Stadt ist voller Berse, Löne, Statuen, Schilderei'n,  
Wursthans steht mit der Trompete an dem Thor und schreit: „Herein!“  
Seine. I.

„Diese Reime klingen schändlich, ohne Metrum und Caesuren;  
Wollt in Uniform ihr stecken literarische Panduren? —

---

„Sag', wie kommst du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?“  
Freund, im wüsten Marktgebränge braucht man seine Ellenbogen.

---

„Aber du hast auch bereimet, was unlängbar gut und groß.“  
Nischt der Beste sich zum Plebse, duldet er des Plebse's Loos.

---

Wenn die Sommerfliegen schwärmen, tödtet Ihr sie mit den Klappen,  
Und nach diesen Reimen werdet schlagen Ihr mit Euren Rappen.

# Ideen.

## Das Buch Le Grand.

1826.

Das Geschlecht der Derribur,  
Unser Thrones feste Säule,  
Soll bestehn, ob die Natur  
Auch damit zu Ende eile.

Wälfner.

### Erstes Kapitel.

Sie war lebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht  
lebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stück.)

**M**adame, kennen Sie das alte Stück? Es ist ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu sehr melancholisch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin gespielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte sie, und das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Katastrophe. —

O diese einzige Thräne! sie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüstert mir in's Ohr ein Lied von dieser ungeweinnten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fatalern Melodie — ach, nur in der Hölle hört man diese Melodie! — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie sich wohl vorstellen, um so eher, da Sie verheirathet sind. Dort amüßet man sich ganz süperbe, man hat alle möglichen Vergnügungen, man lebt in lauter Lust und Plaisir, so recht wie Gott in Frankreich. Man speist von Morgen bis Abend, und die Küche ist so gut wie die Jagor'sche, die gebratenen Gänse fliegen herum mit den Saucehäufelchen im Schnabel, und fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie verzehrt, butterglänzende Torten wachsen wild wie die Sonnenblumen,

überall Bäche mit Bouillon und Champagner, überall Bäume, woran Gerweiden flattern, und man speist und wischt sich den Mund, und speist wieder, ohne sich den Magen zu verderben, man singt Psalmen, oder man tänzelt und schäkert mit den lieben, zärtlichen Engeln, oder man geht spazieren auf der grünen Halleluja-Wiese, und die weißwallenden Kleider sitzen sehr bequem, und nichts stört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Mißbehagen, ja sogar, wenn einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und *excusez!* ausruft, so lächelt dieser wie verklärt und versichert: dein Tritt, Bruder, schmerzt nicht, sondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur desto süßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinsten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Croupier der Hölle, und diese selbst kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für diesen Weiberbetrüger, der ein böses Beispiel giebt, dünkt sie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unsere hochlöblichen Theaterdirectionen soviel Flammenspectakel, Feuerregen, Pulver und Colophonium dabei aufgehen lassen, wie es nur irgend ein guter Christ in der Hölle verlangen kann.

Indessen, in der Hölle sieht es viel schlimmer aus, als unsere Theaterdirectionen wissen — sie würden auch sonst nicht so viele schlechte Stücke aufführen lassen — in der Hölle ist es ganz höllisch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben gar keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorthier wenig officiële Nachrichten. Daß die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all die schlechten Predigten lesen müssen, die hier oben gedruckt werden — das ist Verläumdung. So schlimm ist es nicht in der Hölle, so raffinierte Qualen wird Satan niemals erfinden. Hingegen Dante's Schilderung ist etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetisch. Mir erschien die Hölle wie eine große bürgerliche Küche, mit einem unendlich langen Ofen, worauf drei Reihen eiserne Töpfe standen, und in diesen saßen die Verdammtten und wurden gebraten. In der einen Reihe saßen die christlichen Sünder, und sollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel schürten unter ihnen das Feuer mit besonderer Geschäftigkeit. In der anderen Reihe saßen die Juden, die beständig schrien und von den Teufeln zuweilen geadelt wurden, wie es sich denn gar possierlich ausnahm, als ein bitter, pustender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Wasser über den Kopf goß, damit er sähe, daß die Taufe eine wahre erfrischende Wohlthat sei. In der dritten Reihe saßen die Heiden, die, eben so wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können, und ewig brennen müssen. Ich hörte, wie einer derselben, dem ein vierströtiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: „Schöne meiner, ich war Sokrates, der

Weisheit der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.“ Aber der vierschrötige, dumme Teufel ließ sich in seinem Geschäfte nicht stören und brummte: „Ei was! alle Heiden müssen brennen, und wegen eines einzigen Menschen dürfen wir keine Ausnahme machen.“ — Ich versichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Dige, und ein Schreien, Seufzen, Stöhnen, Quälen, Weinen, Quirilliren — und durch all diese entsetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liebes von der ungetweinten Thräne.

### Zweites Kapitel.

Sie war lebenswürdig und Er liebte Sie; Er aber war nicht lebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stück.)

Madame! das alte Stück ist eine Tragödie, obgleich der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön, und doch so scharfgeschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen, und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinnst der sonnigsten Töne, und meine Seele ward darin verstrickt und würgte sich und quälte sich. Ich selbst — es ist der Graf vom Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und ich dachte schon im ersten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mit-sammt dem Kopfe herunter zu schießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Dursrah, wo ich ein paar schöne Pistolen in einem Kasten ausgestellt fand — ich erinnere mich dessen noch sehr gut, es standen daneben viel freudige Spielsachen von Perlemutter und Gold, eiserne Herzen an gülden Ketten, Porzellantassen mit zärtlichen Devisen, Schnupstabaktsdosen mit hübschen Bildern, z. B. die göttliche Geschichte von der Eufanna, der Schwanengesang der Leba, der Raub der Sabinerinnen, die Lufregia, das dicke Jugendmännchen mit dem entblößten Busen, in den sie sich den Dolch nachträglich hineinrößt, die selige Bethmann, la belle ferronnière, lauter lockende Gesichter — aber ich kaufte doch die Pistolen ohne viel zu bingen, und dann kaufte ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbescheiden, und ließ mir Austern und ein Glas Rheinwein vorstellen. —

Essen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen in's Glas, und im Glas sah ich die liebe Heimath, den blauen, heiligen

Ganges, den ewigstrahlenden Himalaya, die riesigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die flugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, seltsam träumerische Blumen sahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten mild, kimmernde Sonnenstrahlen und süßnarrische Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Priestergebete, und dazwischen klang die schmelzend klagende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte sie stürmisch auf und nieder, sie zerriß ihren silbernen Schleier, sie stieß zu Boden die schwarze Clavin mit dem Pfauenwedel, sie weinte, sie tobte, sie schrie. — Ich konnte sie aber nicht verstehen, der Keller des Signor Unbescheiden ist 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die schöne Sultanin schon todt seit 3000 Jahren — und ich trank hastig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt — — — — —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufflieg, hörte ich das Armesünberglöckchen läuten, die Menschenmenge wogte vorüber; ich aber stellte mich an die Ecke der Strada San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Märchen giebt es gold'ne Schlösser,  
Wo Harfen klingen, schöne Jungfrau'n tanzen,  
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin  
Und Myrth' und Rosen ihren Duft verbreiten —  
Und doch ein einziges Entzaubungswort  
Macht all' die Herrlichkeit im Nu zerfliegen,  
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt  
Und krächzend Nachtgevägel und Morast.  
So hab' auch ich, mit einem einz'gen Worte,  
Die ganze blühende Natur entzaubert.  
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl  
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,  
Der man die Backenknochen roth gefärbt  
Und in die Hand ein Zepter hat gelegt.  
Die Lippen aber schauen gelb und welk,  
Weil man vergaß sie gleichfalls roth zu schminken  
Und Mäuse springen um die Königsnase,  
Und spotten frech des großen, goldnen Zepters. —

Es ist allgemein rezipirt, Madame, daß man einen Monolog hält, ehe man sich todt schläft. Die meisten Menschen benutzen bei solcher Gelegenheit das

Hamlet'sche „Sein oder Nichtsein.“ Es ist eine gute Stelle und ich hätte sie hier auch gern zitiert — aber, jeder ist sich selbst der Nächste, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geschrieben, worin solche Lebensabiturienten-Reden enthalten sind, z. B. den unsterblichen „Almanzor,“ so ist es sehr natürlich, daß man seinen eignen Worten, sogar vor den Shakespear'schen den Vorzug giebt. Auf jeden Fall sind solche Reden ein sehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigstens Zeit. — Und so geschah es, daß ich an der Ecke der Strada San Giovanni etwas lange stehen blieb — und als ich da stand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blaueisernes Kleid, und den rosarothnen Hut, und ihr Auge sah mich an so mild, so todtbesiegend, so lebenschenkend — Madame, Sie wissen wohl aus der römischen Geschichte, daß, wenn die Vestalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, so hatten sie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat sie mich vom Tode gerettet, und ich stand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und sie ging weiter — und ließ mich am Leben.

### Drittes Kapitel.

Und sie ließ mich am Leben, und ich lebe, und das ist die Hauptsache.

Mögen Andre das Glück genießen, daß die Geliebte ihr Grabmahl mit Blumenkränzen schmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O, Weiber! haßt mich, verlacht mich, beforbt mich! aber laßt mich leben! Das Leben ist gar zu spaßhaft süß; und die Welt ist so lieblich verworren; sie ist der Traum eines weinderauschten Gottes, der sich aus der zehenden Götterversammlung à la française fortgeschlichen, auf einen einsamen Stern sich schlafen gelegt, und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt — und die Traumgebilde gestalten sich oft buntschmedig toll, oft auch harmonisch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moses, die medicinische Venus, der Straßburger Münster, die französische Revolution, Hegel, die Dampfschiffe u. s. w. sind einzelne gute Gedanken in diesem schaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reißt sich die verschlafenen Augen und lächelt — und unsere Welt ist zerronnen in Nichts, ja, sie hat nie existirt.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, so ist auch dieses besser als das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes. Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Uebel ist der Tod. Mögen berlinische Garbelieutenants immerhin spötteln und es Feigheit nennen,

Dichter des Vaterlandes, von Immermann, herauf beschworen worden, ist ebenfals der alte Unglücksgefang; und gar das Lied von Ilion verherrlicht am schönsten das alte Thema und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Segur den Untergang seiner Heroenwelt bejungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Lied schon sahen in dem Lobe Balburs, Siegfrieds, Rolands und Achilles, die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundern, wir finden sie wieder im Liede des Segur, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem kläisschen Thore, ist auch die Jade des Königs von Neapel etwas allzubuntschiedig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Uebermuth eben so groß, wie der des Peliden; ein Hector an Milde und Tapferkeit steht vor uns Prinz Eugen, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Darn, Caulincourt u. s. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes — nur der Kaiser selbst findet nicht seines Gleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gebichtes, und wenn ich ihn, in seiner äußern Herrschererzählung, mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht das, weil ihn, eben so wie den größten Theil seiner herrlichen Kampfgenossen, ein tragisches Schicksal erwartete, und weil sein Drestes noch lebt.

Wie die Scott'schen Dichtungen hat auch das Segur'sche Epos einen Ton, der unsere Herzen bezwingt. Aber dieser Ton weckt nicht die Liebe zu längst verschollenen Tagen der Vorzeit, sondern es ist ein Ton, dessen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben diese Gegenwart begeistert.

Wir Deutschen sind doch wahre Peter Schlemiehle! Wir haben auch in der letzten Zeit viel gesehen, viel ertragen, z. B. Einquartirung und Adelskolz; und wir haben unser edelstes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jezt jährlich eine anständige Summe für abgeschossene deutsche Arme und Weine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen so viel Großes gethan, daß wenn man es zusammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben viel verloren, z. B. unsern Schlagschatten, den Titel des lieben, heiligen, römischen Reichs — und dennoch, mit allen Verlusten, Dystern, Entbehrungen, Mälheurs und Großthaten hat unsere Literatur kein einziges solcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie sie bei unseren Nachbarn, gleich ewigen Trophäen, täglich emporsteigen. Unsere Leipziger Messen haben wenig profitirt durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will sie noch nachträglich in epischer Form besingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Silsburghausen bekümmt, oder zu den 150,000, die Meiningen bekümmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekümmt, so kann er sein Epos

noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: „Singe unsterbliche Seele, Oldenburgbüßische Seele, Meining'sche Seele, oder auch Altenburgische Seele, — gleichviel singe, singe der sündigen Deutschen Erlösung!“ Dieser Seelenschacher im Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit läßt keinen stolzen Sinn, und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen, unsere schönsten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmutig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kümmt ein politischer Schall und setzt uns die Schellentappe auf's Haupt.

Eben die Literaten unserer Nachbarn jenseits des Rheins und des Canals muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Da ich selbst mich erst späterhin über dieses Thema, über deutsche Literaturmisere verbreiten will, so liefere ich einen heiteren Ersatz durch das Einschalten der folgenden Kenten, die aus der Feder Immermanns, meines hohen Mitstrebenden, geflossen sind. Die Gleichgesinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieser Verse und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich sie gern als meine eigne Gesinnung vertreten.

### **Der poetische Literator.**

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, sag uns ohne Hinterlist,  
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin gestorben ist.

„Alle Menschen müssen sterben,“ spricht das Männlein mit Bedeutung.  
Alter Junge, dessengleichen ist uns keine große Zeitung.

Mit vergeß'nen, alten Schwarten schmirt er seine Autorstiefeln,  
Daß er dazu heiter weine, frist er fromm poet'sche Zwiefeln.

\* Willst du commentiren, Fränzel, mindestens verschon den Luther,  
Dieser Fisch behagt uns besser, ohne die zerlaß'ne Butter.

### **D r a m a t i k e r.**

#### **1.**

\* „Nimmer Schreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!“  
Schimpf' uns, wie du willst, mein Guter, aber halte dein Versprechen.

#### **2.**

Diesen Reiterlieutenant müßet, Stachelverse, ihr verschonen;  
Denn er commandirt Sentenzen und Gefühl in Ecabronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,  
Nicht' ich ihr: Betraute diesen, der so milde und so zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte Kogebuz  
Um in diesem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und so kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,  
Daß die Seelen der Verstorb'nen müssen in die Bestien fahren.

**Oestliche Poeten.**

Groß' mérito ist es jeso, nach Saabi's Art zu girren,  
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir pflicht, weßlich irren.

Sonst'n sang, bei'm Mondenscheine, Nachtigall von Philomele;  
Wenn jetzt Blübbül stötet, scheint es mir denn doch dieselbe Krehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich, als wie Sameln's Rattenfänger;  
Pfeißt nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,  
Daß sie den Olympus mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras fehlen,  
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen.

**\* O l s k e n t i n e .**

Seht den blassen Pastor, dorten unter seiner Thür im Staate,  
Läutet mit den Glocken, daß man ihn verehr' in dem Ornat.

Und es kamen, ihn zu schauen, flugs die Blinden und die Lahmen,  
Engbrust und Krampf, besonders Hysteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weder heilet, noch verschlimmert irgend Schäden,  
Weiße Salbe findet jeso du in allen Bücherläden.

Geh't's so fort und läßt sich jeder Paffe ferner aboriren,  
Werd' ich in den Schooß der Kirche ehebalbigst retourneren.

Dort gehorch' ich einem Papse, und verehr' ein praesens Numen,  
Aber hier macht sich zum numen seglich ordinirtes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,  
Einen Hals, ihr hohen Götter: Priester, Diktatoren, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu schauen,  
Abends in's Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem Gewichte,  
Weil nach ihrem Ebenbilde schnitzen ihn viel tausend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,  
Aber, wenn ich euch verdriesse, seht, das stärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;“ ja, es ist, sich todt zu lachen,  
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen.

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins ist mir zum Ekel,  
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Kefel.

\* Damals mocht'st du mir gefallen, als du buhltest mit Lucindchen,  
Aber, o der frechen Liebshafft! mit Marien wollen sünd'gen.

Erst in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finsternissen,  
Ueberall umhergestrichen, deutschen Rock und Schuh zerrissen.

Wenn die Damen schreiben, kramen stets sie aus von ihren Schmerzen  
Fausses couches touchirter Jugend,—ach, die gar zu offenen Herzen!

Laßt die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben sind' ich rathlich,  
Führt die Frau die Autor-Feder, wird sie wenigstens nicht schädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgsten Rodenstuben  
Die Gevatterinnen schnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dschingischan, o China, wärst du längst von mir vernichtet,  
Dein verdammtes Theegeplätscher hat uns langsam hingerichtet.

Alles setzet sich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,  
Streicht gemächlich ein, was früh're Zeiten' bblieben waren schuldig.

Jene Stadt ist voller Verse, Töne, Statuen, Schilberei'n,  
Wursthans steht mit der Trompete an dem Thor und schreit: „Herein!“  
Genae. I. 14

„Diese Reime klingen schändlich, ohne Metrum und Caesuren;“  
Wollt in Uniform ihr stecken literarische Panduren? —

„Sag', wie kommst du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?“  
Freund, im wüsten Marktgebränge braucht man keine Ellenbogen.

„Aber du hast auch bereimet, was unlängbar gut und groß.“  
Misch' der Beste sich zum Plebs, duldet er des Plebses Loos.

Wenn die Sommerfliegen schwärmen, tödtet Ihr sie mit den Klappen,  
Und nach diesen Reimen werdet schlagen Ihr mit Euren Rappen.

# Ideen.

Das Buch Le Grand.

1826.

Das Geschlecht der Vertinbur,  
Unseres Thrones feste Säule,  
Soll bestehen, ob die Natur  
Auch damit zu Ende alle.

Wälfner.

## Erstes Kapitel.

Sie war lebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht  
lebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stüd.)

**M**adame, kennen Sie das alte Stüd? Es ist ein ganz außerordentliches  
Stüd, nur etwas zu sehr melancholisch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin  
gespielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine  
einzige Thräne weinte sie, und das war eben die Pointe des Stüds, die eigent-  
liche Katastrophe. —

O diese einzige Thräne! sie quält mich noch immer in Gedanken; der  
Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüstert mir in's Ohr ein Lieb  
von dieser ungeweinten Thräne, ein fatales Lieb mit einer noch fataleren  
Melodie — ach, nur in der Hölle hört man diese Melodie! — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie sich wohl vorstellen, um  
so eher, da Sie verheirathet sind. Dort amüsirt man sich ganz süperbe, man  
hat alle möglichen Vergnügungen, man lebt in lauter Lust und Plaisir, so  
recht wie Gott in Frankreich. Man speist von Morgen bis Abend, und die  
Küche ist so gut wie die Jagor'sche, die gebratenen Gänse fliegen herum mit  
den Saucerschüsseln im Schnabel, und fühlen sich geschmeichelt, wenn man  
sie verzehrt, butterglänzende Torten wachsen wild wie die Sonnenblumen,

vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thüre, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet.

Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbüchen von Carrara, der Makulatur-Lorbeer, womit man meine Stirne geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen nach Düsseldorf kommen, so lassen sie das berühmte Haus noch unbefichtigt und gehen direct nach dem Marktplatz, und betrachten die dort in der Mitte stehende, schwarze kolossale Reiterstatue. Diese soll den Kurfürsten Jan Wilhelm vorstellen. Er trägt einen schwarzen Harnisch, eine tieferabhängende Alongeperrücke. — Als Knabe hörte ich die Sage, der Künstler, der diese Statue gegossen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daß sein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen, und hätten ihm ihre silbernen Löffel gebracht, um den Guß zu vollenden — und nun stand ich stundenlang vor dem Reiterbilde, und zerbrach mir den Kopf: wie viel silberne Löffel wohl darin stecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren damals meine Passion — jetzt ist es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebsuppe — und eben unweit des Kurfürstenbildes, an der Theaterrede, stand gewöhnlich der wunderbarlich gebadene säbelbeinige Kerl, mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderstehlichen Diskantstimme anzupreisen wußte: „Die Apfeltörtchen sind ganz frisch, eben aus dem Ofen, riechen so delikät.“ — Wahrlich, wenn in meinen späteren Jahren der Versucher mir beikommen wollte, so sprach er mit solcher lockenden Diskantstimme, und bei Signora Gullietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn sie nicht den süßen duftenden Apfeltörtchenton angeschlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich so sehr angereizt haben, hätte der frumme Herrmann sie nicht so geheimnißvoll mit seiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen sind es, welche — doch sie bringen mich aus dem Context, ich sprach ja von der Reiterstatue, die so viel silberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürsten Jan Wilhelm darstellt.

Er soll ein braver Herr gewesen sein, und sehr kunstliebend, und selbst sehr geschickt. Er stiftete die Gemäldegallerie in Düsseldorf, und auf dem dortigen Observatorium zeigt man noch einen überaus künstlichen Einschnäbelungsbecher von Holz, den er selbst in seinen Freistunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geschnitzelt hat.

Damals waren die Fürsten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe festgewachsen, und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber, und schliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Wölfer, und wenn diese des Morgens erwachten, so sagten sie: „guten Morgen, Vater!“ — und jene antworteten: „guten Morgen, liebe Kinder!“

Aber es wurde plötzlich anders; als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten, und „guten Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnisstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte, und lasen den langen papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nanquinsacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollenen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beine betrübt hervorguckten, und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Placat vor sich himurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit, und frag ihn: warum wir weinten? Und da antwortete er: „der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten „für die bewährte Unterthanstreue“ „und entbinden Euch Eurer Pflichten“ da weinte er noch stärker. — Es ist wunderbar anzusehn, wenn so ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengesicht, plötzlich so stark weint. Während wir lasen, wurde auch das kurfürstliche Wappen vom Rathhause heruntergenommen, alles gestaltete sich so beängstigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinsterniß erwartete, die Herren Rathsherrn gingen so abgedankt und langsam umher, sogar der allgewaltige Gassenvogt sah aus, als wenn er nichts mehr zu befehlen hätte, und stand da so frieblich-gleichgültig, obgleich der tolle Alouissus sich wieder auf ein Bein stellte und mit närrischer Grimasse die Namen der französischen Generale herschnatterte, während der besoffene, krumme Gumperg sich in der Gasse herumwälzte und ga ira, ga ira! sang.

Ich aber ging nach Hause, und weinte und klagte: „der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte was ich wußte, ich ließ mir nichts anstreben, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir: die Welt habe ein Ende — die schönen Blumengärten und grünen Wiesen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zusammengerollt, der Gassenvogt stieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian stand dabei und sprach zu sich selber: „ich muß nach Hause gehn und mich hübsch anziehen, denn ich bin todt, und soll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, spärlich

schimmerten oben einige Sterne und auch diese fielen herab wie gelbe Blätter im Herbst, allmählich verschwanden die Menschen, ich armes Kind irrte ängstlich umher, stand endlich vor der Weidenhecke eines wüsten Bauernhofes und sah dort einen Mann, der mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häßlich hämisches Weib, das etwas wie einen abgeschnittenen Menschenkopf in der Schürze hielt, und das war der Mond, und sie legte ihn ängstlich sorgsam in die offene Grube — und hinter mir stand der pfälzische Invalide und schluchzte und buchstabirte: „der Kurfürst läßt sich bedanken.“

Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel, als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friseur ihm während des Frisirens haarlein erzählte: daß heute auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gebuldigt werde, und daß dieser von der besten Familie sei, und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anstand besitze, und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage, und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frauenzimmern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmarschirenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigten Kofarben, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, silbergestickten Tambour-Major, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen. Ich freute mich, daß wir Einquartirung bekämen — meine Mutter freute sich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da sah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angestrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhause, das Eisengeländer an dessen Balcon war mit gestickten Sammetdecken überhängt, französische Grenadiere standen Schildwache, die alten Herren Rathsherren hatten neue Gesichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und sahen sich an auf französisch und sprachen bon jour, aus allen Fenstern guckten Damen, neugierige Bürgerleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebst andern Knaben, wir kletterten auf das große Kurfürstensperd und schauten von dort herab auf das bunte Marktgewimmel.

Nachbars Pitter und der lange Kurz hätten bei dieser Gelegenheit beinah' den Hals gebrochen und das wäre gut gewesen; denn der Eine entlief nachher seinen Eltern, ging unter die Soldaten, desertirte, und wurde in Mainz todtgeschossen, der Andere aber machte späterhin geographische Untersuchungen in fremden Taschen, wurde deshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spian-

anstalt, zerriß die eisernen Bande, die ihn an diese und an das Vaterland fesselten, kam glücklich über das Wasser, und starb in London durch eine allzuenge Cravatte, die sich von selbst zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriß.

Der lange Kurz sagte uns, daß heute keine Schule sei, wegen der Pulbierung. Wir mußten lange warten, bis diese losgelassen wurde. Endlich füllte sich der Balcon des Rathhauses mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeister, in seinem berühmten rothen Rock hielt eine Rede, die sich etwas in die Länge zog, wie Gummi-Elasticum, oder wie eine gestricke Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weisen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblasen, und die Fahnen geschwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich selber Vivat rief, hielt ich mich fest an den alten Kurfürsten. Und das that Noth, denn mir wurde ordentlich schwindlich, ich glaubte schon, die Leute ständen auf den Köpfen, weil sich die Welt herumgedreht, das Kurfürstenhaupt mit der Alongeperrücke nickte und flüßerte: „halt fest an mir!“ — und erst durch das Rano- niren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und stieg vom Kurfürstenpferde langsam wieder herab.

Als ich nach Hause ging, sah ich wieder, wie der tolle Alouissus auf einem Beine tanzte, während er die Namen der französischen Generale schnarrte, und wie sich der krumme Gumperz besoffen in der Gasse herumwälzte und ga ira, ga ira brüllte und zu meiner Mutter sagte ich: man will uns glücklich machen und deshalb ist heute keine Schule.

### Siebentes Kapitel.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung und es war wieder der Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen, — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon — alles mußte auswendig gelernt werden. Und manches davon kam mir in der Folge zu statten. Denn hätte ich nicht die römischen Könige auswendig gewußt, so wäre es mir ja späterhin ganz gleichgültig gewesen, ob Niebuhr bewiesen oder nicht bewiesen hat, daß sie niemals wirklich existirt haben. Und wußte ich nicht jene Jahreszahlen, wie hätte ich mich späterhin zurecht finden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem andern gleicht, wie ein Tropfen Wasser oder wie

Hasen und hinterherlaufende Landjunker zu sehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Complimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venezianer waren nicht schlau genug, unter den Fürsten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königsthümer wurden gebaden und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gesagt, und mußten auf andere Art ihr Brod zu verdienen suchen, und einige legten sich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, diese Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in solchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch besser in der Naturgeschichte, da können nicht so viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es bestimmte Kupferstiche von Affen, Kängurus, Zebbras, Nashornen u. s. w. Weil mir solche Bilder im Gedächtnisse blieben, geschah es in der Folge sehr oft, daß mir manche Menschen beim ersten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nach die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel des Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich. Aufrecht gestanden, da wir doch einmal die Götter auswendig lernen mußten, so hätten wir sie auch behalten sollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bei unserer neuromischen Dreigötterei, oder gar bei unserem jüdischen Eingöthenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht so unmoralisch, wie man sie verschrien hat, es ist z. B. ein sehr anständiger Gedanke des Homers, daß er jener vielgeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Classe des Abbé d'Aulnoi, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rothe Perrücke trug, und gar pffiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel apprendre par cœur, und vor Allem darf man keine Bête allemande sein. Da gab es manches saure Wort, ich erinnere mich noch so gut, als wäre es gestern geschehen, daß ich durch la religion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf französisch? Und sechsmal, und immer weinerlicher antwortete ich: er heißt la crédit. Und beim siebenten Male, Kirchbraun im Gesichte, rief der wüthende Examinator: er heißt la religion — und es regnete Prügel und alle Kameraden lachten. Madame!

Seit der Zeit kann ich das Wort religion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schreden und meine Wange roth vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le crédit hat mir im Leben mehr genügt, als la religion. — In diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler schuldig bin. Und wahrhaftig ich mache mich anheischig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra schuldig zu sein, wenn ich nur das unglückselige Wort, la religion, in diesem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu Madame! ich habe es im Französischen weit gebracht! Ich verstehe nicht nur Patois, sondern sogar adeliges Bonnenfranzösisch. Noch unlängst in einer noblen Gesellschaft verstand ich fast die Hälfte von dem Diskurs zweier deutschen Comtessen, wovon jede über vier und sechzig Jahr! und eben so viele Ahnen zählte. Ja, im Café-Royal hörte ich einmal den Monsieur Hans Michel Martens französisch parliren, und verstand jedes Wort, obschon kein Verstand darin war. Man muß den Geist der Sprache kennen, und diesen lernt man am besten durch Trommeln. Parbleu! wie viel verdanke ich nicht dem französischen Tambour, der so lange bei uns im Quartier lag, und wie ein Teufel aussah, und doch von Herzen so engelgut war, und so ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, schwarzen Schnurrbarte, worunter sich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her schossen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm seine Knöpfe spiegelblank puzen und seine Weste mit Kreide weissen — denn Monsieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war nichts als Waffenglanz und Lustigkeit — les jours de fête sont passés! Monsieur Le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutsch, nur die Hauptausdrücke — Brod; Ruß, Ehre — doch konnte er sich auf der Trommel sehr gut verständlich machen, z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort "liberté" bedeute, so trommelte er den Marseiller Marsch — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Wortes "égalité," so trommelte er den Marsch "ça ira, ça ira — — les aristocrates à la lanterne!" — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht, was "bêtise" sei, so trommelte er den Dessauer Marsch, den wir Deutschen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verstand ihn. Er wollte mir mal das Wort "l'Allemagne" erklären, und er trommelte jene allzuneinsame Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch.

Auf ähnliche Weise lehrte er mich auch die neuere Geschichte. Ich verstand zwar nicht die Worte, die er sprach, aber da er während des Sprechens beständig trommelte, so wußte ich doch, was er sagen wollte. Im Grunde ist

das die beste Lehrmethode. Die Geschichte von der Bestürmung der Bastille, der Tuilerien u. s. w. begreift man erst recht, wenn man weiß, wie bei solchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unsern Schulcompendien liest man bloß: „Ihre Exc. die Barone und Grafen und hochbero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Altesten die Herzöge und Prinzen und höchstbero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majestät der König und allerhöchstbero Gemahlin wurden geköpft —“ aber wenn man den rothen Guillotinenmarsch trommeln hört, so begreift man dieses erst recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, das ist ein gar wunderlicher Marsch! Er durchschauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerst hörte, und ich war froh, daß ich ihn vergaß. — Man vergift so etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jezt so viel anderes Wissen im Kopf zu behalten — Whist, Boston, genealogische Tabellen, Bundestagsbeschlüsse, Dramaturgie, Liturgie, Vorschneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie besinnen. Aber denken Sie sich, Madame! unlängst saße ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzessinnen, Kammerherren, Hofmarschallinnen, Hofschensken, Oberhofmeisterinnen, Hofsilberbewahrern, Hofjägermeisterinnen und wie diese vornehmen Domestiquen noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomestiquen liefen hinter ihren Stühlen und schoben ihnen die gefüllten Teller vor's Maul — ich aber, der übergangen und übersehen wurde, saß müßig, ohne die mindeste Kinndackelbeschäftigung, und ich knetete Brodfüßlehen, und trommelte vor Langerweile mit den Fingern, und zu meinem Entsetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längstvergesenen Guillotinenmarsch.

„Und was geschah?“ Madame, diese Leute lassen sich im Essen nicht stören, und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar kuriöse Märsche, die man längst vergessen glaubte.

Ist nun das Trommeln ein angebornes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert sich oft unwillkürlich. Zu Berlin saß ich einst im Collegium des Geheimenraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch sein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern sich, Madame, aus dem Pausanias, daß einst durch das Geschrei eines Esels ein eben so gefährliches Complot entdeckt wurde, auch wissen Sie aus dem Livius, oder aus Beckers Weltgeschichte, daß die Gänse das Capitol gerettet, und aus dem Sallust wissen Sie ganz genau, daß durch eine geschwäpige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verschwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf besagten Dämmel zu kommen, im Collegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein lang-

weiliger Sommernachmittag, und ich saß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir eingeschlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräusch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrscheinlich zugehört hatten, daß just das Gegentheil vom Völferrecht vorgetragen und auf Constitutionsgefinnung geschimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Fühneraugen das Treiben der Welt besser durchschauen, als der Geheimrath mit seinen großen Juno-Augen, diese armen, stummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszusprechen, wollten sich durch Trommeln verständlich machen, und trommelten so stark, daß ich dadurch schier in's Malheur kam.

Verdammte, unbesonnene Füße! sie spielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Professor Saalfeld hospitierte, und dieser mit seiner steifen Beweglichkeit auf dem Ratheber hin und her sprang, und sich erschauerte, um auf den Kaiser Napoleon recht ordentlich schimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daß ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer stummen Raiverität, euch noch fußtrittlicher ausgesprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiser schmähen hören? Den Kaiser! den Kaiser! den großen Kaiser!

Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht, auf runden Beeten stehen Blumen und bewegen traumhaft ihre schönen Häupter — ich stand mit ihnen im wunderlichen Verkehr, die geschminkten Tulpen grüßten mich bettelstolz herablassend, die nervenranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Rosen lachten mir schon von weitem entgegen, die Nachtviolen seufzten — mit den Myrthen und Lorbeerern hatte ich damals noch keine Bekanntschaft, denn sie lockten nicht durch schimmernde Blüthe, aber mit den Rebeben, womit ich jetzt so schlecht sehe, war ich ganz besonders intim. — Ich spreche vom Hofgarten zu Düsseldorf, wo ich oft auf dem Rasen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monsieur Le Grand von den Kriegthaten des großen Kaisers erzählte, und dabei die Marsche schlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, so daß ich alles lebendig sah und hörte. Ich sah den Zug über den Simplon — der Kaiser voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgeschrecktes Gervogel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern — ich sah den Kaiser, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lobt — ich sah den Kaiser im grauen Mantel bei Marengo — ich sah den Kaiser zu Ross in der Schlacht bei den Pyramiden — nichts als Pulverdampf und Mammelucken — ich sah den Kaiser in der Schlacht bei Austerlitz — hui! wie piffen die Kugeln über die

das die beste Lehrmethode. Die Geschichte von der Bestürmung der Bastille, der Tuileries u. s. w. begreift man erst recht, wenn man weiß, wie bei solchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unsern Schulcompendien liest man bloß: „Ihre Exc. die Barone und Grafen und hochbero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Altesen die Herzöge und Prinzen und höchstbero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majestät der König und allerhöchstbero Gemahlin wurden geköpft —“ aber wenn man den rothen Guillotinenmarsch trommeln hört, so begreift man dieses erst recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, das ist ein gar wunderlicher Marsch! Er durchschauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerst hörte, und ich war froh, daß ich ihn vergaß. — Man vergift so etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt so viel anderes Wissen im Kopf zu behalten — Whist, Boston, genealogische Tabellen, Bundestagsbeschlüsse, Dramaturgie, Liturgie, Vorschneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie besinnen. Aber denken Sie sich, Madame! unlängst saß ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzessinnen, Kammerherren, Hofmarschallinnen, Hofschenen, Oberhofmeisterinnen, Hofsilberbewahrern, Hofjägermeisterinnen und wie diese vornehmen Domestiquen noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomestiquen liefen hinter ihren Stühlen und schoben ihnen die gefüllten Zeller vor's Maul — ich aber, der übergangen und übersehen wurde, saß müßig, ohne die mindeste Sinnhabenbeschäftigung, und ich knetete Brobkügelchen, und trommelte vor Langeweile mit den Fingern, und zu meinem Entsetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längstvergesenen Guillotinenmarsch.

„Und was geschah?“ Madame, diese Leute lassen sich im Essen nicht hören, und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar furiose Märsche, die man längst vergessen glaubte.

Ist nun das Trommeln ein angebornes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert sich oft unwillkürlich. Zu Berlin saß ich einst im Collegium des Geheimenraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch sein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern sich, Madame, aus dem Pausanias, daß einst durch das Geschrei eines Esels ein eben so gefährliches Complot entdeckt wurde, auch wissen Sie aus dem Livius, oder aus Beckers Weltgeschichte, daß die Gänse das Capitol gerettet, und aus dem Caellust wissen Sie ganz genau, daß durch eine geschwäßige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verschwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf besagten Hammel zu kommen, im Collegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein lang-

weiliger Sommernachmittag, und ich saß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir eingeschlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräusch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrscheinlich zugehört hatten, daß just das Gegentheil vom Völkerrecht vortragen und auf Constitutionsgefinnung geschimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Fühneraugen das Treiben der Welt besser durchschauen, als der Geheimrath mit seinen großen Juno-Augen, diese armen, stummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszusprechen, wollten sich durch Trommeln verständlich machen, und trommelten so stark, daß ich dadurch schier in's Malheur kam.

Verdammte, unbefonnene Füße! Sie spielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Professor Saalfeld hospitierte, und dieser mit seiner keifen Beweglichkeit auf dem Ratheber hin und her sprang, und sich schaufrte, um auf den Kaiser Napoleon recht ordentlich schimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daß ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer stummen Maiestät, euch noch fußtrittlicher ausgesprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiser schmähen hören? Den Kaiser! den Kaiser! den großen Kaiser!

Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht, auf runden Beeten stehen Blumen und bewegen traumhaft ihre schönen Häupter — ich stand mit ihnen im wunderlichen Verkehr, die geschminkten Tulpen grüßten mich bettelstolz herablassend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Rosen lachten mir schon von weitem entgegen, die Nachviolen seufzten — mit den Myrthen und Lorbeeren hatte ich damals noch keine Bekanntschaft, denn sie lockten nicht durch schimmernde Blüthe, aber mit den Reben, womit ich jetzt so schlecht stehe, war ich ganz besonders intim. — Ich spreche vom Hofgarten zu Düsseldorf, wo ich oft auf dem Rasen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monsieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaisers erzählte, und dabei die Märsche schlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, so daß ich alles lebendig sah und hörte. Ich sah den Zug über den Simplon — der Kaiser voran und hinterdrein kimmend die braven Grenadiere, während aufgeschrecktes Geseßel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern — ich sah den Kaiser, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich sah den Kaiser im grauen Mantel bei Marengo — ich sah den Kaiser zu Roß in der Schlacht bei den Pyramiden — nichts als Pulverdampf und Mammelucken — ich sah den Kaiser in der Schlacht bei Austerlitz — hui! wie piffen die Kugeln über die

Matte Eisenbahn! — ich sah, ich hörte die Schlacht bei Jena — dum, dum, dum — ich sah, ich hörte die Schlacht bei Eylau, Bagram — — — — nein, kaum konnt' ich es aushalten! Monsieur Le Grand trommelte, daß fast mein eignes Trommelfell dadurch zerrissen wurde.

### Achtes Kapitel.

Aber, wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eignen Augen ihn selber, Hosiannah! den Kaiser.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldner Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hüthen. Er ritt ein weißes Kößlein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet — wär' ich damals Kronprinz von Preußen gewesen, ich hätte dieses Kößlein beneidet. Nachlässig, fast hängend, sah der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine sonnig-marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und sie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edelgemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen — und doch wußte man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — *ot la Prusse n'existait plus* — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Meritsei hatte ausgeklüngelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte. Und diese Lippen lächelten und auch das Auge lächelte. — Es war ein Auge klar wie der Himmel, es konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir Anderen sie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten sehen. Die Stirne war nicht so klar, es nisteten darauf die Geister zukünftiger Schlachten, und es suchte bisweilen über dieser Stirn, und das waren

die schaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenstiefel-Gedanken, womit der Geist des Kaisers unsichtbar über die Welt hinschritt—und ich glaube, jeder dieser Gedanken hätte einem deutschen Schriftsteller Zeit seines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Alee, kein Polizeidiener widersezte sich ihm, hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir behrte sich der tolle Mousius und schnarrte die Namen seiner Generale, unfern brüllte der besoffene Gumperz, und das Volk rief tausendstimmig: es lebe der Kaiser!

### Neuntes Kapitel.

Der Kaiser ist todt. Auf einer öden Insel des atlantischen Meeres ist sein einsames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen lassen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeirieselt. Es steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Elia, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden.

Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Todte dir sterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hubson, nein, du selbst warst der sizilianische Häscher, den die verschworenen Könige gebunden, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen, was das Volk einst öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte.— Und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd.—

Bis in die spätesten Zeiten werden die Knaben Frankreichs singen und sagen von der schrecklichen Gastfreundschaft des Vellerophon, und wenn diese Spott- und Thränenlieder den Canal hinüber klingen, so erröthen die Wangen aller ehrsamten Briten. Einst aber wird dieses Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminster's Grabmäler liegen zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen.— Und Sanct Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen, und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hubson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, Omeara und Automarchie.

Seltzam! die drei größten Widersacher des Kaisers hat schon ein schreckliches Schicksal getroffen: Londonderry hat sich die Kehle abgesehnitten, Ludwig XVIII. ist auf seinem Throne verfault, und Professor Saalfeld ist noch immer Professor in Göttingen.

### Dehntes Kapitel.

Es war ein klarer, fröstelnder Herbsttag, als ein junger Mensch von studeutischem Ansehen durch die Allee des Düsseldorf's Hofgartens langsam wanderte, manchmal, wie aus kindischer Lust, das raschelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinausblickte nach den dürrn Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er so hinaussah, dachte er an die Worte des Glaukos:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;  
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann  
Wieder der knospende Wald, wenn neu auslebet der Frühling;  
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.“

In früheren Tagen hatte der junge Mensch mit ganz andern Gedanken an eben dieselben Bäume hinaufgesehen, und er war damals ein Knabe, und suchte Vogelnester oder Sommerkäser, die ihn gar sehr ergötzten, wenn sie lustig dahinsummten, und sich der hübschen Welt erfreuten, und zufrieden waren mit einem saftig-grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenstrahl, und mit dem süßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben so vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war sein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenstrahlen waren darin erloschen, alle Blumen waren darin abgestorben, sogar der schöne Traum der Liebe war darin verblieben, im armen Herzen war nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichste sage — es war mein Herz.

Denselben Tag war ich zur alten Vaterstadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und sehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzusetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte die lieben Gräber besucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Ruhme wiedergefunden. fand ich auch sonst noch bekannte Gestalten auf der Straße, so kannte mich doch niemand mehr, und die Stadt selbst sah mich an mit fremden Augen, viele Häuser waren unterdessen neu angestrichen worden, aus den Fenstern guckten fremde Gesichter, um die alten Schornsteine flatterten abgelebte

Spaßen, alles sah so todt und doch so frisch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächst; wo man sonst französisch sprach, ward jetzt preussisch gesprochen, sogar ein kleines preussisches Höschen hatte sich unterdessen dort ange siedelt, und die Leute trugen Hofstitel, die ehemalige Friseurin meiner Mutter war Hoffriseurin geworden, und es gab jetzt dort Hofschnaider, Hofschuster, Hofswanzenvertilgerinnen, Hofschnapsladen, die ganze Stadt schien ein Hof-lazareth für Hofgeistesfranke. Nur der alte Kurfürst erkannte mich, er stand noch auf dem alten Platz; aber er schien magerer geworden zu sein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte stand, hatte er alle Misere der Zeit mit angesehen, und von solchem Anblick wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Märchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thor hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermisse ich manchen Baum, und mancher war verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir sonst wie grüne Riesen erschienen, waren klein geworden. Einige hübsche Mädchen gingen spazieren, buntgeputzt wie wandelnde Tulpen. Und diese Tulpen hatte ich gekannt, als sie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarskinder, womit ich einst „Prinzessin im Thurm“ gespielt hatte. Aber die schönen Jungfrauen, die ich sonst als blühende Rosen gekannt, sah ich jetzt als verwelkte Rosen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einst das Herz entzückte, hatte Saturn mit seiner Sense tiefe Runzeln eingeschnitten. Jetzt erst, aber ach! viel zu spät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten sollte, den sie einst dem schon jugendlichen Knaben zugeworfen; ich hatte unterdessen in der Fremde manche Parallestellen in schönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Gutabnehmen eines Mannes, den ich einst reich und vornehm gesehen, und der seitdem zum Bettler herabgesunken war; wie man denn überall sieht, daß die Menschen, wenn sie einmal im Sinken sind, wie nach dem Newton'schen Gesetze, immer entseßlich schneller und schneller in's Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht verändert schien, das war der kleine Baron, der lustig wie sonst durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockschöß in der Höhe haltend, mit der andern Hand sein dünnes Rohrstöckchen hin- und herschwingend; es war noch immer dasselbe freundliche Gesichtchen, dessen Rosenröthe sich nach der Nase hin konzentriert, es war noch immer das alte Regelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daß aus diesem jetzt einige weiße Härchen, statt der ehemaligen schwarzen Härchen hervorkamen. Aber so vergnügt er auch aussah, so wußte ich dennoch, daß der arme Baron unterdessen viel Kummer ausgestanden hatte, sein Gesichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen seines Zöpfchens haben es mir hinter seinem Rücken verrathen. Und das Zöpfchen selber hätte es gerne wieder abgeläugnet und wackelte gar wehmüthig lustig.

Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Lust, mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu setzen, in die ich einst den Namen meines Mädchens eingeschnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren so viele neue Namen darüber hingeschnitten. Ach! einst war ich auf dieser Bank eingeschlafen und träumte von Glück und Liebe. „Träume sind Schäume.“ Auch die alten Kinderspiele kamen mir wieder in den Sinn, auch die alten, hübschen Märchen! aber ein neues falsches Spiel, und ein neues, häßliches Märchen klang immer hindurch, und es war die Geschichte von zwei armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Trostlosigkeit so weit brachten, daß sie sogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es ist eine böse Geschichte, und wenn man Lust nichts Besseres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einst war die Welt so hübsch, und die Vögel sangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika sah mich an, mit stillen Augen, und wir saßen vor der marmornen Statue auf dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüstete Schloß, worin es spukt und Nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf, mit langer, rauschender Schleppe, herumwandelt; auf der andern Seite ist ein hohes, weißes Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldenen Rahmen wunderbar glänzten, und in dessen Untergeschosse so viele tausend mächtige Bücher standen, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Ursula an die großen Fenster hinanhob. — Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen, und holte die höchsten Bücher herab, und las darin so lange, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde so gescheut, daß ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich aufsaß, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch noch immer in einer Art militärischen Schrittes, und seltsam genug! ein Tambour mit einer Trommel schwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tages in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufstehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterstadt marschiren, und wovon das alte Volkslied singt:

„Er schlug die Trommel auf und nieder,  
Sie sind vor'm Nachquartier schon wieder  
Ins Gäßlein hell hinaus,  
Trallerie, Trallerrei, Trallera,  
Sie ziehn vor Schägels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine  
In Reih' und Glied wie Leichensteine,  
Die Trommel geht voran,  
Trallerie, Trallerrei, Trallera,  
Daß sie ihn sehen kann.“

Wahrlich, der arme französische Tambour schien halb verwes't aus dem Grabe gestiegen zu sein, es war nur ein kleiner Schatten in einer schmutzig zerfetzten grauen Capote, ein verstorben gelbes Gesicht, mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieser Fünkchen, erkannte ich Monsieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Rasen, und da saßen wir wieder wie sonst, als er mir auf der Trommel die französische Sprache und die neuere Geschichte dozirte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er sie vor russischer Sabucht geschüßt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie sonst, jedoch ohne dabei zu sprechen. Waren aber die Lippen unheimlich zusammengekniffen, so sprachen desto mehr seine Augen, die sieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märsche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarsch erbröhen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaisers, trommelte er wie sonst, und es schien, als sei die Trommel selber ein lebendiges Wesen, das sich freute, seine innere Lust aussprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich sah wieder den Todesmuth der Garde, ich sah wieder die flatternden Fahnen, ich sah wieder den Kaiser zu Roß — aber allmählig schlich sich ein trüber Ton in seine freudigsten Wirbel, aus der Trommel klangen Laute, worin das wildeste Jauchzen und das entseeligste Trauern unheimlich gemischt waren, es schien ein Siegesmarsch und zugleich ein Tödttenmarsch, die Augen Le Grand's öffneten sich geisterhaft weit, und ich sah darin nichts als ein weites, weißes Eisfeld bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moskwa.

Ich hätte nie gedacht, daß die alte, harte Trommel so schmerzliche Laute von sich geben könnte, wie jetzt Monsieur Le Grand daraus hervorzulocken wußte.

Es waren getrommelte Thränen, und sie tönten immer leiser, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Brust Le Grand's. Und dieser wurde immer matter und gespenstischer, seine dürrn Hände zitterten vor Frost, er saß wie im Traume, und bewegte mit seinen Trommelsböden nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich schaute er mich an mit einem tiefen, abgrundtiefen, stehenden Blick — ich verstand ihn — und dann sank sein Haupt herab auf die Trommel.

Monsieur Le Grand hat in diesem Leben nie mehr getrommelt. Auch seine Trommel hat nie mehr einen Ton von sich gegeben, sie sollte keinem Feinde der Freiheit zu einem servilen Zapfenstreich dienen, ich hatte den letzten, stehenden Blick Le Grand's sehr gut verstanden, und zog sogleich den Degen aus meinem Stod und zerstück die Trommel.

---

### Elftes Kapitel.

---

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben ist im Grunde so fatal ernsthaft, daß es nicht zu ertragen wäre ohne solche Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen. Das wissen unsere Poeten. Die grauenhaftesten Bilder des menschlichen Wahnsinns zeigt uns Aristophanes nur im lachenden Spiegel des Wises, den großen Denkerschmerz, der seine eigne Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen, und die tödtlichste Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er dessen Schellenkappe ängstlich schüttelt.

Sie haben's alle dem großen Urpoeten abgesehen, der in seiner tausendaktigen Welttragödie den Humor auf's Höchste zu treiben weiß, wie wir es täglich sehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsscenen und Kaiseractionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßen und zarilegitimen Bonmots, und graziose hüpfst herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — sogar in das höchste Pathos der Welttragödie pflügen sich komische Züge einzuschleichen, der verzweifelnbe Republikaner, der sich wie ein Brutus das Messer in's Herz stieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Häring damit geschnitten worden, und auf dieser großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz wie auf unsern Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es besoffne Helden, Könige, die ihre Rolle vergessen, Coulissen, die hän-

gen geblieben, hervorragende Souffleurstimmen, Längerinnen, die mit ihrer Lendenpoesie Effect machen, Costümes, die als Hauptsache glänzen. — Und im Himmel oben, im ersten Range, sitzen unterdessen die lieben Engeln, und Iorgniren und Komödianten hier unten, und der liebe Gott sitzt ernsthaft in seiner großen Loge, und langweilt sich vielleicht, oder rechnet nach, daß dieses Theater sich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu schlecht spielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen Kapitels schrieb, und Ihnen erzählte, wie Monsieur Le Grand starb, und wie ich das testamentum militare, das in seinem letzten Blicke lag, gewissenhaft executirte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich rechtlich frug: Ob ich ein Doctor sei? Und als ich dies bejahte, bat sie mich recht freundlich: Mit ihr nach Hause zu gehen, um dort ihrem Manne die Fühneraugen zu schneiden.

## zwölftes Kapitel.

## Die deutschen Censoren

## Dummföpfe

## Dreizehntes Kapitel.

Madame! unter Ieda's brütenden Hemisphären lag schon der ganze trojanische Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nicht mehr verstehen, wenn ich Ihnen nicht erst von den alten Schwanenstern erzähle. Deshalb beklagen Sie sich nicht über meine Abschweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln ist keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich schreibe gedrängt, ich vermeide alles Ueberflüssige, ich übergehe sogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citirt — ich meine nicht Geister, sondern, im Gegentheil, ich meine Schriftsteller — und doch ist das Citiren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors,

und so ein Paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menschen. Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntschaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunstgriff großer Geister, die es verstehen, die Korinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Collegienheften herauszupicken; ich weiß auch, woher Bartel den Most holt. Im Nothfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin ist so zu sagen ein kleiner Nothschild an Citaten, und leiht mir gern einige Millionen, und hat er sie nicht selbst vorrätzig, so kann er sie leicht bei einigen andern kosmopolitischen Geistesbanquiers zusammen bringen. — Doch, ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der sich gut steht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe sogar die Erfindung gemacht, wie man falsche Citate für echte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieses Geheimniß abkaufen wollen, so will ich es gerne für 19,000 Thaler Courant abstecken; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verschweigen und will sie gratis mittheilen:

Ich halte es nämlich für rathsam, alle obsuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citiren.

Diese „guten Leute und schlechten Musikanten“ — so wird im Ponce de Leon das Orchester angeredet — diese obsuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längst-verschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben, muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburschen“ citiren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Citire ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburschen, von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lünerrstraße Nr. 2, rechts um die Ecke“ —

so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein aufstreiben. Es ist aber nicht der Mühe werth.

Uebrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citiren kann. Ueberall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Essen, so bemerke ich in einer Note, daß die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegessen haben, ich citire all die köstlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir, daß ich anderthalb Jahrtausend zu spät geboren bin! — ich bemerke auch, daß die gemeinschaftlichen Mahle bei den Griechen so und so hießen, und daß die Spartaner schlechte schwarze Suppen gegessen. — Es ist doch gut, daß ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts entsplicheres denken, als wenn ich armer Mensch ein Spartaner geworden wäre, Suppe ist mein Lieblingsgericht. — Madame, ich denke nächstens nach London zu reisen, wenn es aber

wirklich wahr ist, daß man dort keine Suppe bekömm't, so treibt mich die Sehnsucht bald wieder zurück nach den Suppenfleischstöpfen des Vaterlandes. Ueber das Essen der alten Hebräer könnt' ich weitläufig mich aussprechen und bis auf die jüdische Küche der neuesten Zeit herabgehen. — Ich citire bei dieser Gelegenheit den ganzen Steinweg. — Ich könnte auch anführen, wie human sich viele Berliner Gelehrte über das Essen der Juden geäußert, ich käme dann auf die andern Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindung, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechsel, das Christenthum — aber halt! letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden selbst haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden als bei der Erfindung der Wechsel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich auch Tacitus citiren — er sagt, sie verehrten Esel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Esel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet sich mir! Wie viel Merkwürdiges läßt sich anführen über antike Esel, im Gegensatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene und ach! wie stupide sind diese. Wie verständig spricht z. B. Plinius von Esel,

vid. Pontat. Lib. — — — —

Madame, ich habe just das Buch nicht bei der Hand und will diese Stelle zum Ausfüllen offen lassen. Dagegen in Hinsicht der Abgeschmacktheit neuerer Esel citire ich:

vid. — — — —  
— — — —

nein, ich will auch diese Stelle offen lassen, sonst werde ich ebenfalls citirt, nämlich injuriarum. Die neueren Esel sind große Esel. Die alten Esel, die so hoch in der Kultur standen,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.

(In comment. Götting. T. II, p. 82.)

sie würden sich im Grabe umbrehen, wenn sie hörten, wie man von ihren Nachkommen spricht. Einst war „Esel“ ein Ehrenname — bedeutete so viel wie jetzt „Hofrath“, „Baron“, „Doctor Philosophiae.“ — Jacob vergleicht damit seinen Sohn Isaschar, Homer vergleicht damit seinen Helden Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herrn v . . . . .! Madame, bei Gelegenheit solcher Esel könnte ich mich tief in die Literaturgeschichte versenken, ich könnte alle große Männer citiren, die verliebt gewesen sind, z. B. den Abelardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curtesium, Angelum Politianum, Raymundum Lullum und Henricum Heineum. Bei Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citiren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Justinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig sind wir alle fünf auch so halb und halb Juristen, Nabillion konnte nicht einmal den Rauch

einer fremden Pfeife vertragen, in seinem *Itinere germanico* klagt er, in Hinsicht der deutschen Wirthshäuser, "*quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor.*" Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeschrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gebichtet—Madame, Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ihn Isaak Elzevirius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat—und Ludovicus Rinschot hat eine Vorrede in Versen dazu geschrieben. Grävius hat sogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Borhornius liebte den Tabak. Bayle, in seinem *Dict. hist. et critiq.* meldet von ihm, er habe sich sagen lassen, daß der große Borhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife gesteckt, damit sie ihn in seinen Studien nicht hindere—Apropos, bei Erwähnung des großen Borhornius könnte ich auch all' die großen Gelehrten citiren, die sich in's Borhorn sagen ließen und davon liefen. Ich verweise aber bloß auf Joh. Georg Martius: *De fuga litteratorum etc. etc. etc.* Wenn wir die Geschichte durchgehen, Madame, so haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müssen:—Loth, Tarquinius, Moses, Jupiter, Frau von Staël, Nebucadnezar, Benjowsky, Mahomet, die ganze preussische Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchal Abarbanel, Rousseau—ich könnte noch sehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börse auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.

Sie sehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Systematie will es noch nicht so recht gehen. Als ein echter Deutscher hätte ich dieses Buch mit einer Erklärung seines Titels eröffnen müssen, wie es im heiligen römischen Reiche Brauch und Herkommen ist. Phibias hat zwar zu seinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben so wenig, wie auf der mebicischen Venus—ich habe sie von allen Seiten betrachtet—irgend ein Citat gefunden wird;—aber die alten Griechen waren Griechen, unser einer ist ein ehrlicher Deutscher, kann die deutsche Natur nicht ganz verläugnen, und ich muß mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches aussprechen.

Madame, ich spreche demnach:

I. Von den Ideen,

A. Von den Ideen im Allgemeinen.

a. Von den vernünftigen Ideen.

b. Von den unvernünftigen Ideen.

a. Von den gewöhnlichen Ideen.

ß. Von den Ideen, die mit grünem Leber überzogen sind.

Diese werden wieder eingetheilt in—doch das wird sich alles schon finden.

### Vierzehntes Kapitel.

Mabame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was ist eine Idee? „Es liegen einige gute Ideen in diesem Noth“, sagte mein Schneider, indem er mit ernster Anerkennung den Oberrock betrachtete, der sich noch aus meinen berlinisch eleganten Tagen herschreibt, und woraus jetzt ein ehrfamer Schlafrock gemacht werden sollte. Meine Wäscherin klagt: „Der Pastor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.“ Der Rutscher Pattenjen brummt bei jeder Gelegenheit: „das ist eine Idee! das ist eine Idee!“ Gestern aber wurde er ordentlich verärgert, als ich ihn fragte: was er sich unter einer Idee vorstelle? Und verärgert brummte er: „Nu, nu, eine Idee ist eine Idee! eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieses Wort, als Buchtitel, von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Rutscher Pattenjen ist ein Mann, der auf der weiten Lüneburger Heide in Nacht und Nebel, den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren ist ein Mann, der ebenfalls mit klugem Instinkt die alten Karavanenwege des Morgenlands aufspürt, und dort schon, seit Jahr und Tag, so sicher und gebulbig einherwandelt, wie jemals ein Kameel des Alterthums: auf solche Leute kann man sich verlassen, solchen Leuten darf man getrost nachfolgen, und darum habe ich dieses Buch „Ideen“ betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben so wenig als der Titel des Verfassers, er ward von demselben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für nichts weniger als Eitelkeit ausgebeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigste Versicherung, Mabame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieser Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüßte ein Wald von Lorbeeren auf meinem Haupte, und ergösse sich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitgenossen haben treulich dafür gesorgt — Sie wissen, Mabame, daß alte Weiber ihre Pflegekinder ein bißchen ansprechen, wenn man die Schönheit derselben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht schade — Sie wissen, Mabame, wenn zu Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeschmückt, auf seinem goldnen Wagen mit weißen Rossen, vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feierlichen Zuge der Victoren, Musikanten, Tänzer, Priester, Sklaven, Elephanten, Trophäenträger, Consuln, Senatoren, Soldaten: dann sang der Pöbel hintenbrein allerlei Spottlieder — Und Sie wissen, Mabame, daß es im lieben Deutschland viel alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie gesagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede ist, sind von den platonischen eben so weit entfernt wie Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche selbst eben so wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfasser selbst. Wahrlich, wie dieser überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, ist mir eben so unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und versichert: wenn der besagte Verfasser zuweilen etwas wirklich Geistreiches und Neugebachtetes ausspreche, so sei dies blos Verstellung von ihm, und im Grunde sei er eben so dumm wie die Uebrigen. Das ist falsch, ich verstelle mich gar nicht, ich spreche wie mir der Schnabel gewachsen, ich schreibe in aller Unschuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn das etwas Gefühnliches ist. Aber ich habe nun mal im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Hertzreffer, manche Gedankenquaterne, und das thut Gott; — denn ER, der den frommsten Elohasängern und Erbauungspoeeten alle schönen Gedanken und allen Ruhm in der Literatur versagt, damit sie nicht von ihren irdischen Mitcreaturen zu sehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergessen, wo ihnen schon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andere, profane, sündhafte, keiserliche Schriftsteller, für die der Himmel doch so gut wie vernagelt ist, desto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menschenruhm zu segnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmal erschaffen ist, nicht ganz leer ausgehe und wenigstens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben versagt ist.

vid. Goethe und die Traktätschreiber.

Sie sehen also, Madame, Sie dürfen meine Schriften lesen, diese zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich schreibe im blinden Vertrauen auf dessen Allmacht, ich bin in dieser Hinsicht ein echt christlicher Schriftsteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben diese gegenwärtige Periode anfangen, weiß ich noch nicht, wie ich sie schließe und was ich eigentlich sagen soll, und ich verlasse mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch schreiben ohne diese fromme Zuversicht, in meinem Zimmer steht jetzt der Bursche aus der Langhoff'schen Druckerei und wartet auf Manuscript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naß in die Presse, und was ich in diesem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag schon Makulatur sein.

Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horazische *nonum prematur in annum* erinnern. Diese Regel mag, wie manche andere der Art, sehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt sie nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, sein Werk neun Jahre im

Pulte liegen zu lassen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben sollen, wie man neun Jahre ohne Essen zubringen kann. Als Horaz diese Regel erfann, saß er vielleicht an der Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Hasanenpudding in Wildpretsauce, Lärchenrippchen mit Tel-tower Rübchen, Pfauenzungen, indianische Vogelneſter, und Gott weiß! was noch mehr, und alles umsonst. Aber wir, wir unglücklichen Spätgeborenen, wir leben in einer andern Zeit, unsere Mäcenaten haben ganz andere Principien, sie glauben, Autoren und Mißpeln gebeißen am besten, wenn sie einige Zeit auf dem Stroh liegen, sie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn sie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn sie ja mal einen armen Hund füttern, so ist es der unrechte, der die Brocken am wenigsten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneser, der sich in den duftiger Schooß der Hausdame zu schmiegen weiß, oder der gebulbige Pubel, der eine Brodwissenschaft gelernt und apportiren, tanzen und trommeln kann. — Während ich dieses schreibe, steht hinter mir mein kleiner Mops und bellt. — Schweig' nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebst mich und begleitest deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdest sterben auf seinem Grabe, eben so treu wie mancher andere deutsche Hund, der in die Fremde verstoßen, vor den Thoren Deutschlands liegt und hungert und wimmert — Entschuldigen Sie, Madame, daß ich eben abschweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die Horazische Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenstipendium der Muse nicht entbehren können. — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger 9 Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unsterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unsterblich und ganz satt werden, und wenn Voltaire dreihundert Jahre seines ewigen Nachruhms für eine gute Verbauung des Essens hingeben möchte, so biete ich das Doppelte für das Essen selbst. Ach! und was für schönes, blühendes Essen giebt es auf dieser Welt! Der Philosoph Pangloß hat Recht; es ist die beste Welt! Aber man muß Geld in dieser besten Welt haben, Geld in der Tasche und nicht Manuscripte im Pult. Der Wirth im König von England, Herr Marr, ist selbst Schriftsteller und kennt auch die Horazische Regel, aber ich glaube nicht, daß er mir, wenn ich sie ausüben wollte, neun Jahr' zu essen gäbe.

Im Grunde, warum sollte ich sie auch ausüben? Ich habe des Guten so viel zu schreiben, daß ich nicht lange Federlesens zu machen brauche. So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenschen voll Narrheit ist, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, so lange es Frauen giebt, erkaltet es für die Eise, so erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie stirbt, so stirbt

auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: *la reine est morte, vive la reine!* Auf gleiche Weise wird auch die Narrheit meiner Nebenmenschen nie aussterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit und diese hat ihre bestimmten Grenzen; aber es giebt tausend unermessliche Narrheiten. Der gelehrte Casuist und Seelsorger Schupp sagt sogar: „in der Welt sind mehr Narren als Menschen —“

vid. Schuppil's lehrreiche Schriften, S. 1121.

Bedenkt man, daß der große Schuppianus in Hamburg gewohnt hat, so findet man diese statistische Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demselben Orte, und kann sagen, daß mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all' diese Narren, die ich hier sehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, sie sind baares Donorar, baares Geld. Ich befinde mich jetzt so recht in der Wolle. Der Herr hat mich gesegnet, die Narren sind dieses Jahr ganz besonders gut gerathen, und als guter Wirth consumire ich nur wenige, suche mir die ergiebigsten heraus und bewahre sie für die Zukunft. Man sieht mich oft auf der Promenade und sieht mich lustig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibendvergnügt zwischen den Kisten, Kässern und Ballen seines Waarenlagers umherwandelt, so wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr seid alle die Meinigen! Ihr seid mir alle gleich theuer, und ich liebe Euch, wie Ihr selbst Euer Geld liebt, und das will viel sagen. Ich mußte herzlich lachen, als ich jüngst hörte: einer meiner Leute habe sich besorglich geäußert, er wisse nicht, wovon ich einst leben würde — und dennoch ist er selbst ein so capitaler Narr, daß ich von ihm allein schon leben könnte, wie von einem Capitale. Mancher Narr ist mir aber nicht bloß baares Geld, sondern ich habe das baare Geld, das ich aus ihm erschreiben kann, schon zu irgend einem Zwecke bestimmt. So z. B. für einen gewissen, wohlgepolsterten, dicken Millionarrn werde ich mir einen gewissen, wohlgepolsterten Stuhl anschaffen, den die Franzosen *chaise percée* nennen. Für seine dicke Millionärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kameel kommt eher ins Himmelreich, als daß dieser Mann durch ein Nadelöhr geht — sehe ich nun diesen auf der Promenade herantwatscheln, so wird mir wunderbarlich zu Muth, obschon ich ihm ganz unbekannt bin, so grüße ich ihn unwillkürlich, und er grüßt wieder so herzlich, so einladend, daß ich auf der Stelle von seiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen gepuzten Menschen, die just vorbeigehn. Seine Frau Gemahlin ist gar keine üble Frau — sie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es ist dafür desto grüner, ihre Nase ist wie der Thurm, der gen Damascus schaut, ihr Busen ist groß wie das Meer, und es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in diesen Meerbusen eingelaufen — man wird seetrank schon durch den bloßen Anblick — ihr Nacken ist gar hübsch und

fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet sich etwas tiefer um. n — und an der weißblauen Gardine, die dieses vergleichende Bild bedeckt, haben gewiß tausend und abermal tausend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben versponnen. Sie sehen, Madame, welch' ein Roß ich mir anschaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, so geht mir ordentlich das Herz auf, es ist mir, als könnt' ich mich schon aufschwingen, ich schwippe mit der Gerte, schnappe mit den Fingern, ich schmalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerlei Reuterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr! — und die liebe Frau sieht mich an so seelenvoll, so verständnissinnig, sie wiehert mit dem Auge, sie sperrt die Rüßern, sie kokettirt mit der Groupe, sie kourbettirt, sezt sich plötzlich in einen kurzen Hundetrapp — Und ich stehe dann mit gekreuzten Armen, und schaue ihr wohlgefällig nach, und überlege, ob ich sie auf der Stange reiten soll oder auf der Trense, ob ich ihr einen englischen oder einen polnischen Sattel geben soll — u. s. w. — Leute, die mich alsdann sehen sehen, begreifen nicht, was mich bei der Frau so sehr anzieht. Zwischentragende Zungen wollten schon ihren Herrn Gemahl in Unruhe setzen und gaben Winke, als ob ich seine Ehehälfte mit den Augen eines Rous betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne *chaissé percée* soll geantwortet haben: er halte mich für einen unschuldigen, sogar etwas schüchternen, jungen Menschen, der ihn mit einer gewissen Benauigkeit ansähe, wie einer, der das Bedürfnis fühlt, sich näher anzuschließen, und doch von einer erröthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein edles Roß meinte hingegen: ich hätte ein freies, unbefangenes, chevaleresques Wesen, und meine zuvorgreifende Höflichkeit bedeute bloß den Wunsch, einmal von ihnen zu einem Mittagessen eingeladen zu werden. —

Sie sehen, Madame, ich kann alle Menschen gebrauchen, und der Adresskalender ist eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie Bankrott werden, denn meine Gläubiger selbst würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie gesagt, lebe ich wirklich sehr ökonomisch, verdammt ökonomisch. J. B. während ich dieses schreibe, sitze ich in einer dunkeln, betäubten Stube auf der Düsternstraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im schönsten Garten sitzen, eben so gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realisiren. Diese letzteren, Madame, bestehen aus verdorbenen Frisuren, heruntergekommenen Kupplern, Speisewirthen, die selbst nichts mehr zu essen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wissen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique scandaleuse ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern sich, daß ich solches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Diese Leute sind meine Blumen. Ich beschreibe sie einst in einem schönen Buche, für dessen Honorar

ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen, gelben, blauen und buntgesprenkelten Gesichtern erscheinen sie mir jetzt schon wie Blumen dieses Gartens. Was kümmert es mich, daß fremde Nasen behaupten, diese Blumen riechen nur nach Kummel, Taback, Käse und Laster! meine eigne Nase, der Schornstein meines Kopfes, worin die Phantasie als Kaminfeger auf und ab steigt, behauptet das Gegentheil, sie riecht an jenen Leuten nichts als den Duft von Rosen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violett— O, wie behaglich werde ich einst des Morgens in meinem Garten sitzen, und den Gesang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den frischen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand sitze ich aber noch auf der dunkeln Düsternstraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich in der Mitte desselben den größten Obscuranten des Landes aufzuhängen— „Mais, est ce que vous verrez plus clair alors?“ Augenscheinlichement, Madame— doch mißverstehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann selbst, sondern nur die kristallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erschreibe, mir anschaffen werde. Indessen, ich glaube, es wäre noch besser und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obscuranten in Natura aufhinge. Kann man aber die Leute nicht hängen, so muß man sie brandmarken. Ich spreche wieder figurlich, ich brandmarke in effigie. Freilich, Herr v. Weiß— er ist weiß und unbekannt wie eine Lilie— hat sich weiß machen lassen, ich hätte in Berlin erzählt, Er sei wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ sich deshalb von der Obrigkeit befehlen und schriftlich geben, daß seinem Rücken kein Wappen aufgedruckt sei, dieses negative Wappenzeugniß betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaß in die beste Gesellschaft verschaffen müsse, und wunderte sich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreischte jetzt Mord und Zeter über mich armen Menschen, und will mich mit einer geladenen Pistole, wo er mich findet, tobtischießen. — Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für diesen Narren, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm herauschreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faß Rüdesheimer Rheinwein. Ich erwähne dieses, damit Sie nicht glauben, es sei Schadenfreude, daß ich so lustig aussehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, ich sehe in ihm nur meinen lieben Rüdesheimer, sobald ich ihn erblicke, wird mir wohnig und angenehm zu Muthe, und ich trällere unwillkürlich: „am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben —“ „Dies Bildniß ist bezaubernd schön —“ „O weiße Dame —“ Mein Rüdesheimer schaut alsdann sehr sauer, und man sollte glauben, er bestände nur aus Gift und Galle — Aber, ich versichere Sie, Madame, es ist ein echtes Gewächs, sindeich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebrannt, so weiß doch der Ken-

ner es zu würbigen, ich werde dieses Fäßchen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Weise zerpringen will, so soll es von Amtswegen mit einigen eisernen Reifen gesichert werden.

Sie sehen also, Madame, für mich brauchen Sie nichts zu besorgen. Ich kann alles ruhig ansehen in dieser Welt. Der Herr hat mich gesegnet mit irdischen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, so erlaubt er mir doch in seinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu lesen, zu keltern, zu pressen, zu bütten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten in's Maul fliegen, sondern wie gewöhnlich roh und abgeschmact entgegenlaufen, so weiß ich sie doch so lange am Spieße herumzudrehen, zu schmoren, zu pfeffern, bis sie mürbe und genießbar werden. Sie sollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal eine große Fete gebe. Madame, Sie sollen meine Küche loben. Sie sollen gestehen, daß ich meine Satrapen eben so pompöse bewirthen kann, wie einst der große Nhasveros, der da König war, von Indien bis zu den Mohnen, über hundert und sieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hefatomben von Narren werde ich einschlagen. Jener große Philosophnaps, der, wie einst Jupiter, in der Gestalt eines Döfens, um den Beifall Europa's buhlt, liefert den Döfenbraten; ein trauriger Trauerspielschlichter, der auf den Brettern, die ein traurig persisches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich sauerfüßlächelnd mit einer Citronenscheibe im Maul, und von der kunstverständigen Köchin mit Porbeer-Blättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälse, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Wädchen, Mimilichen, Küßchen und Affesordchen, nämlich H. Clauren, oder wie ihn auf der Friedrichstraße die frommen Bernhardeninnen nennen, „Vater Clauren! unser Clauren!“ dieser Echte liefert mir all' jene Gerichte, die er in seinen jährlichen Taschenbordellchen mit der Phantasie einer nässerischen Küchenjungfer, so fettlich zu beschreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz besonderes Extra-Schüsselchen mit einem Cellerie-Gemüschchen, „wonach einem das Herzchen vor Liebe puppert!“ eine kluge, blürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar ist, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel sein an Göttinger Wurst, Hamburger Rauchfleisch, pommerschen Gänsebrüsten, Döfenzungen, gedämpften Kalbshirn, Rindsmaul, Stöckfisch, und allerlei Sorten Gelee, Berliner Pfannkuchen, Wiener Torten, Confitüren —

Madame, ich habe mir schon in Gedanken den Magen überladen! Der Denker hole solche Schlemmerei! Ich kann nicht viel vertragen. Meine Verdauung ist schlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutsche Publikum — ich muß einen Willibald Alexis-Salat darauf essen, der

reinigt — O! der unselige Schweinskopf mit der noch unseligeren Sauce, die weber griechisch noch persisch, sondern wie Thee mit grüner Seife schmeckt; — Ruft mir meinen dicken Millionarrn!

### Fünfzehntes Kapitel.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer schönen Stirne, und Sie scheinen zu fragen: ob es nicht Unrecht sei, daß ich die Narren solchermaßen zurichte, an den Spieß stecke, zerhacke, spicke, und viele sogar hinschlahte, die ich unverzehrt liegen lassen muß, und die nun den scharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waisen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthsel lösen: Ich selbst bin zwar keiner von den vernünftigen, aber ich habe mich zu dieser Parthei geschlagen, und seit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben sich von uns beeinträchtigt, indem sie behaupten: es gäbe in der Welt nur eine bestimmte Dosis Vernunft, diese ganze Dosis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! usurpirt, und es sei himmelschreiend, wie oft ein einziger Mensch so viel Vernunft an sich gerissen habe, daß seine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obscur geworden. Dies ist die geheime Ursache des Krieges, und es ist ein wahrer Vertilgungskrieg. Die Vernünftigen zeigen sich, wie gewöhnlich, als die ruhigsten, mäßigsten und vernünftigsten, sie sitzen festverschanzt in ihren altarisotelischen Werken, haben viel Geschütz, haben auch Munition genug, denn sie haben ja selbst das Pulver erfunden, und dann und wann werfen sie wohlbewiesene Bomben unter ihre Feinde. Aber leider sind die letzteren allzuzahlreich, und ihr Geschrei ist groß, und täglich verüben sie Greuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Greuel ist. Ihre Kriegeslisten sind oft von sehr schlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten sich wohl, die geheime Ursache des Krieges einzugestehen. Sie haben gehört, ein bekannter, falscher Mann, der es in der Falschheit so weit gebracht hatte, daß er am Ende sogar falsche Memoiren schrieb, nämlich Fouché, habe mal geäußert: les paroles sont faites pour cacher nos pensées; und nun machen sie viele Worte, um zu verbergen, daß sie überhaupt keine Gedanken haben, und halten lange Reden und schreiben dicke Bücher, und wenn man sie hört, so preisen sie die alleinseligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man sie sieht, so treiben sie Mathematik, Logik, Statistik, Maschinen-Verbesserung, Bürgerfönn, Stallfütterung u. s. w. — und wie der Affe um so lä-

herlicher wird, je mehr er sich mit dem Menschen ähnlich zeigt, so werden auch jene Narren desto lächerlicher, je vernünftiger sie sich begeben. Andre Häuptlinge der großen Armee sind offenerziger, und gestehen, daß ihr Vernunfttheil sehr gering ausgefallen, daß sie vielleicht gar nichts von der Vernunft abbekommen, indessen können sie nicht umhin, zu versichern, die Vernunft sei sehr sauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr sein, aber unglücklicherweise haben sie nicht mal so viel Vernunft, als dazu gehört, es zu beweisen. Sie greifen daher zu allerlei Aushülfe, sie entdecken neue Kräfte in sich, erklären, daß solche eben so wirksam seien, wie die Vernunft, ja in gewissen Nothfällen noch wirksamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inspiration u. s. w., und mit diesem Vernunftsurrogat, mit dieser Kunkelrübenvernunft trösten sie sich. Mich Armen hassen sie aber ganz besonders, indem sie behaupten: ich sei von Haus aus einer der Ihrigen, ich sei ein Abtrünniger, ein Ueberläufer, der die heiligsten Bande zerrissen, ich sei jetzt sogar ein Spion, der heimlich auskundschaftete, was sie, die Narren, zusammen treiben, um sie nachher dem Gelächter seiner neuen Genossen preis zu geben, und ich sei so dumm, nicht einmal einzusehen, daß diese zu gleicher Zeit über mich selbst lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten. — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es ist wahr, jene halten mich nicht für ihres Gleichen und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es sehr gut, aber ich laß mir nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es sehr gut, meine Stellung ist unnatürlich; alles, was ich thue, ist den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Greuel. Sie hassen mich und ich fühle die Wahrheit des Spruches: „Stein ist schwer und Sand ist Last, aber der Narren Zorn ist schwerer denn die beide.“ Und sie hassen mich nicht mit Unrecht. Es ist vollkommen wahr, ich habe die heiligsten Bande zerrissen, von Gott und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und sterben müssen. Und ach! ich hätte es unter diesen Leuten so gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offenen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen ablesen, was sie mir nur irgend Liebes erweisen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tische laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegesellschaften und Clubs, und ich könnte mit ihnen Whist spielen, Tabak rauchen, politisiren, und wenn ich dabei gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: „welch schönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!“ — erlauben Sie mir, Madame, daß ich eine Thräne der Rührung weise — ach! und ich würde Punsch mit ihnen trinken, bis die rechte Inspiration käme, und dann brächten sie mich in einer Portefasse wieder nach Hause, ängstlich besorgt, daß ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir schnell die Pantoffeln, der Andere den seidenen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmüze, und sie machten mich dann zum Professor extra-

ordinarius, oder zum Präsidenten einer Befehrungsgesellschaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römischen Ausgrabungen; — denn ich wäre so recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, sintemal ich die lateinischen Deklinationen sehr gut von den Conjugationen unterscheiden kann, und nicht so leicht wie andere Leute einen preussischen Postillonsstiefel für eine etruscische Vase ansehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inspiration könnten noch außerdem in den Betstunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetisches Talent würde mir gute Dienste leisten bei hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich, in einem großen National-Epos, alle jene Helden besänge, wovon wir ganz bestimmt wissen, daß aus ihren verwes'nen Leichnamen Würmer gekrochen sind, die sich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einst mit Vernunft begabt gewesen, sind solcher Vorurtheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bei ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Ueberwindung gekostet, sind ihnen stets schon zur zweiten Natur geworden, ja sie sind nicht mehr als Heuchler, sondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derselben, in dessen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinsterniß eingetreten, liebt mich sehr, und jüngsthin, als ich bei ihm allein war, verschloß er die Thüre und sprach zu mir mit ernster Stimme: „O Thor, der du den Weisen spielt und dennoch nicht so viel Verstand hast wie ein Kefrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daß die Großen des Landes nur denjenigen erhöhen, der sich selbst erniedrigt und ihr Blut für besser rühmt als das feininge. Und nun gar verdirbst du es mit den Frommen des Landes! Ist es denn so überaus schwer, die gnadenfertigen Augen zu verdrehen, die gläubig-verschränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu lassen, und auswendiggelernte Bibelsprüche zu wispern! Glaub' mir, keine Hoherlauchte wird dich für deine Gottlosigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich hassen, verleumden und verfolgen, und du machst keine Carriere, weder im Himmel noch auf Erden!“

Ach! das ist alles wahr! Aber ich hab' nun mal diese unglückliche Passion für die Vernunft! Ich liebe sie, obgleich sie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles und sie gewährt mir nichts. Ich kann nicht von ihr lassen. Und wie einst der jüdische König Salomon im Hohenliebe die christliche Kirche besungen, und zwar unter dem Bilde eines schwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit seine Juden nichts merkten; so habe ich in unzähligen Liedern just das Gegentheil, nämlich die Vernunft, besungen, und zwar unter dem Bilde einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abstößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieses Geheimniß meiner unglücklichen Liebe, das ich Niemanden offenbare, giebt Ihnen, Rabame, einen

Rasshab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie sehen baraus, daß solche von außerordentlicher Art ist, und großartig hervorragt über das gewöhnliche närrische Treiben der Menschen. Lesen Sie meinen Ratcliff, meinen Almanfor, mein lyrisches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! nichts als Vernunft! — und Sie erschrecken ob der Höhe meiner Narrheit. Mit den Worten Agurs, des Sohnes Jafe, kann ich sagen: „Ich bin der Allernärrischste und Menschenverstand ist nicht bei mir.“ Hoch in die Lüfte hebt sich der Eichwals, hoch über den Eichwals schwingt sich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen schweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame, höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr schwindelt vor ihrer eignen Erhabenheit. Sie macht mich zum Riesen mit Siebenmellenstiefeln. Mir ist des Mittags zu Muthe, als könnte ich alle Elephanten Hindostan's aufessen und mir mit dem Straßburger Münster die Zähne stoßern; des Abends werde ich so sentimental, daß ich die Milchstraße des Himmels ausaufen möchte, ohne zu bedenken, daß einem die kleinen Fixsterne sehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erst recht los, in meinem Kopf giebt's dann einen Congreß von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Assyrer, Egypter, Meder, Perser, Hebräer, Philister, Frankfurter, Babylonier, Kartager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kummeltürken. — Madame, es wäre zu weilläufig, wenn ich Ihnen all diese Völker beschreiben wollte, lesen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haube- und Spenersche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Gesellschaftler. — Ich will unterdessen frühstücken, es will heute Morgen mit dem Schreiben nicht mehr so lustig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läßt mich im Stich — Madame, ich fürchte sogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülfe ist heute noch gar nicht da gewesen. — Madame, ich will ein neues Kapitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Lobe Le Grand's in Godesberg ankam.

---

### Sechzehntes Kapitel.

---

Als ich zu Godesberg ankam, setzte ich mich wieder zu den Füßen meiner schönen Freundin — und neben mir legte sich ihr brauner Dackshund — und wir beide saßen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in diesem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich sterben können, während ich in

jenes Auge blickte, und starb ich in solchem Augenblicke, so flog meine Seele direkt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beschreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt geworden ist, aus dem Tollhause kommen lassen, damit er aus dem Abgrund des Wahnsinns ein Bild heraushole, womit ich jenes Auge vergleiche. — Unter uns gesagt, ich wäre wohl selbst verrückt genug, daß ich zu einem solchen Geschäfte keines Gehülfen bedürfte. God d—n! sagte mal ein Engländer, wenn sie einen so recht ruhig von oben bis unten betrachtet, so schmelzen einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—o! sagte ein Franzose, sie hat Augen vom größten Kaliber, und wenn so ein dreißigpfündiger Blick herausschießt, frach! so ist man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, der sagte: ihre Augen sehen aus wie zwei Tassen schwarzen Kaffee—Er wollte etwas sehr Süßes sagen, denn er warf immer unmenschlich viel Zucker in seinen Kaffee—Schlechte Vergleiche. — Ich und der braune Dachs hund lagen still zu den Füßen der schönen Frau, und schauten und horchten. Sie saß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Gestalt mit Quernarben auf der gesuchten Stirne. Sie sprachen beide von den sieben Bergen, die das schöne Abendroth bestrahlte, und von dem blauen Rhein, der unsern groß und ruhig vorbeistühete — Was kümmerte uns das Siebengebirge, und das Abendroth und der blaue Rhein, und die segelweißen Rähne, die darauf schwammen, und die Musik, die aus einem Rähne erscholl, und der Schafskopf von Student, der darin so schmelzend und lieblich sang — ich und der braune Dachs, wir schauten in das Auge der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den schwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus bunten Wolken, rosigbleich hervorglänzte — Es waren hohe, griechische Gesichtszüge, kühngewölbte Lippen, umspielt von Wehmuth, Seligkeit und kindischer Laune, und wenn sie sprach, so wurden die Worte etwas tief, fast seufzend angehaucht und dennoch ungeduldig rasch hervorgestoßen — und wenn sie sprach, und die Rede wie ein warmer heiterer Blumenregen aus dem schönen Munde herniederfloste — O! dann legte sich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die schöne Hand der Freundin, und drückte sie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann sprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals fürchte sich ernstest, und ich setzte mich wieder und ergriff wieder die schöne Hand und küßte sie und erzählte und sprach von der kleinen Veronika.

### Siebenzehntes Kapitel.

Madame, Sie wünschen, daß ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgesehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu lesen als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daß ich nur dasjenige zu schreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die schöne Hand aussah, die ich im vorigen Kapitel geküßt habe.

Zuvörderst muß ich eingestehn: — ich war nicht werth diese Hand zu küssen. Es war eine schöne Hand, so zart, durchsichtig, glänzend, süß, duftig, sanft, lieblich — wahrhaftig, ich muß nach der Apotheke schiden, und mir für zwölf Groschen Beiwörter kommen lassen.

Auf dem Mittelfinger sah ein Ring mit einer Perle — ich sah nie eine Perle, die eine kläglichere Rolle spielte — auf dem Goldfinger trug sie einen Ring mit einer blauen Antife — ich habe Stunden lang Archäologie daran studirt — auf dem Zeigefinger trug sie einen Diamant — es war ein Talieman, so lange ich ihn sah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebst seinen vier Kollegen — und mit allen fünf Fingern schlug sie mir oft auf den Mund. Seitdem ich solchermaßen manipulirt worden, glaube ich steif und fest an den Magnetismus. Aber sie schlug nicht hart, und wenn sie schlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottlose Lebensart, und wenn sie mich geschlagen hatte, so bereuete sie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwei, und gab mir die eine und dem braunen Dackse die andere Hälfte, und lächelte dann und sprach: „Ihr beide habt keine Religion und werdet nicht selig, und man muß Euch auf dieser Welt mit Kuchen füttern, da für Euch im Himmel kein Tisch gedeckt wird.“ So halb und halb hatte sie Recht, ich war damals sehr irreligiös und las den Thomas Paine, das *Système de la nature*, den westphälischen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verstand wachsen, und wollte unter die Rationalisten gehen. Aber wenn mir die schöne Hand über die Stirne fuhr, blieb mir der Verstand stehen, und süßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliebchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können sich kaum vorstellen, wie hübsch die kleine Veronika aussah, als sie in dem kleinen Sörglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher standen, warfen ihren Schimmer auf das bleiche lächelnde Gesichtchen und auf die rothseidenen Röschchen und rauschenden Golbsplitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Ursula hatte mich Abends in das stille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tische ausgestellt sah, glaubte ich Anfangs, es sei ein hübsches Heiligenbildchen von Wachs! doch bald er-

kannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend: warum die kleine Veronika so still sei? und die Ursula sagte: das thut der Tod.

Und als sie sagte: das thut der Tod — Doch ich will heute diese Geschichte nicht erzählen, sie würde sich zu sehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elster sprechen, die auf dem Schloßplatz herumhinkte und drei Hundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich melancholisch werden. — Ich bekomme plötzlich Lust, eine andere Geschichte zu erzählen, und die ist lustig, und paßt auch an diesen Ort, denn es ist die eigentliche Geschichte, die in diesem Buche vorgetragen werden sollte.

### Achtzehntes Kapitel.

In der Brust des Ritters war nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchstiche der Verleumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging, über den Sancti-Marcusplatz, war ihm zu Muth, als wollte sein Herz brechen und verbluten. Seine Füße schwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehegt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf seiner Stirne, und als er in die Gondel stieg, seufzte er tief. Er saß gedankenlos in dem schwarzen Gondelzimmer, gedankenlos schaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Palaste ausstieg, hörte er: Signora Laura sei im Garten.

Sie stand, gelehnt an die Statue des Laokoön, neben dem rothen Rosenbaum, am Ende der Terrasse, unfern von den Trauerweiden, die sich wehmüthig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluß. Da stand sie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umbusst von Rosen. Er aber erwachte wie aus einem schwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnsucht, „Signora Laura!“ — sprach er — „ich bin elend und bedrängt von Haß und Noth und Lüge“ — und dann stockte er, und stammelte: — „aber ich liebe Euch“ — und dann schoß eine freudige Thräne in sein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: — „sei mein Mädchen und liebe mich!“

Es liegt ein geheimnißdunkler Schleier über dieser Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darot befragt, so verhüllt er sich und seufzt und schweigt.

Einsam stand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoön, sein Antlitz war eben so verzerrt und weiß, bewußtlos entblätterte er alle Rosen des Rosenbaums, er zerknickte sogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder

Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine wahnsinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüsternd ängstlich dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta, die Nacht kam heraufgestiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein schöner Stern, der schönste von allen, fiel vom Himmel herab.

### Nunzehntes Kapitel.

*Vous pleurez, Madame?*

O, mögen die Augen, die jetzt so schöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge sie einst zubrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbefüssen, Madame, ist auch eine gute Sache in der Stunde des Todes, und möge Ihnen alsdann nicht fehlen; und wenn das schöne, müde Haupt darauf niedersinkt und die schwarzen Locken herabwallen über das verblassende Antlitz: O, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich geflossen sind — denn ich bin selber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin selber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenen Stern.

*Vous pleurez, Madame?*

O, ich kenne diese Thränen! Wozu soll die längere Verhüllung? Sie, Madame, sind ja selbst die schöne Frau, die schon in Godesberg so lieblich geweint hat, als ich das trübe Märchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Rosen, rollten die schönen Thränen über die schönen Wangen — der Dachs schwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiser, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem schwarzen Mantel, und ich saß zu Ihren Füßen, Madame, und sah in die Höhe, in den gestirnten Himmel. — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwei Sterne — Aber wie kann man solche schöne Augen mit Sternen verwechseln? Diese alten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menschen, der so elend ist, daß er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch besondere Gründe, diese Augen nicht zu verkennen — in diesen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie sind geboren just an dem Tage, als die kleine Veronika starb. Die Johanna in Andernach hatte mir vorausgesagt, daß ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — Und ich habe sie gleich wieder erkannt. — Das war ein schlechter Einfall, Madame, daß Sie damals starben, als die hübschen Spiele erst losgehen sollten. Seit die fromme Ursula mir gesagt, „das thut der Tod,“ ging ich allein und ernsthaft in der großen Gemäldegallerie umher, die Bilder wollten mir nicht

mehr so gut gefallen wie sonst, sie schienen mir plötzlich verblichen zu sein, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten.—Sie wissen, Nabame, welches Stüd ich meine:—

Es ist der Sultan und die Sultanin von Delhi.

Erinnern Sie sich, Nabame, wie wir oft Stundenlang davor standen, und die fromme Ursula so wunderbar schmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daß die Gesichter auf jenem Bilde mit den unsrigen so viel Aehnlichkeit hatten? Nabame, ich finde, daß Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es ist unbegreiflich, wie der Maler Sie sogar bis auf die Kleidung darstellte, die Sie damals getragen. Man sagt, er sei wahnsinnig gewesen und habe Ihr Bild geträumt. Ober saß eine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Jockey, aufwartete? — in diesem Falle mußte er sich wohl des silbergrauen Schleiers erinnern, den er einst mit rothem Wein überschüttet und verborgen hat. — Ich war froh, daß Sie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht sonderlich, wie denn überhaupt die europäische Tracht für Frauenzimmer viel fleidsamer ist, als die indische. — Freilich, schöne Frauen sind schön in jeder Tracht. Erinnern Sie sich, Nabame, daß ein galanter Bramine — er sah aus wie Ganefa, der Gott mit dem Elephantenrüssel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einst das Compliment gemacht hat: die göttliche Manefa, als sie, aus Indrah's goldner Burg, zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgestiegen, sei gewiß nicht schöner gewesen als Sie, Nabame!

Sie erinnern sich dessen nicht mehr? Es sind ja kaum 3000 Jahre, seitdem Ihnen dieses gesagt worden, und schöne Frauen pflegen sonst eine zarte Schmeichelei nicht so schnell zu vergessen.

Indessen für Männer ist die indische Tracht weit fleidsamer als die europäische. O, meine rosarothten, lotosgeblühten Pantalons von Delhi! hätte ich Euch getragen, als ich vor Signora Laura stand und um Liebe flehte — das vorige Capitel hätte anders gelaute! Aber, ach! ich trug damals strohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chinese in Nanking gewebt — mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft sitzt ein junger Mensch in einem kleinen deutschen Kaffestübchen und trinkt ruhig seine Tasse Kaffee, und unterdessen im weiten, fernen China wächst und blüht sein Verderben, und wird dort gesponnen und verwebt, und trotz der hohen, chinesischen Mauer weiß es seinen Weg zu finden zu dem jungen Menschen, der es für ein paar Nankinghosen hält und diese arglos anzieht und elend wird — Und, Nabame, in der kleinen Brust eines Menschen kann sich gar viel Elend verstecken, und so gut versteckt halten, daß der arme Mensch selbst es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge ist, und lustig tanzt und pfeift und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

## zwanzigstes Kapitel.

Sie war lebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber  
war nicht lebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.

(Altes Stück.)

Und wegen dieser dummen Geschichte haben Sie sich tobttschießen wollen? Madame, wenn ein Mensch sich tobttschießen will, so hat er dazu immer hinlängliche Gründe; darauf können Sie sich verlassen. Aber ob er selbst diese Gründe kennt, das ist die Frage. Bis auf den letzten Augenblick spielen wir Comödie mit uns selber. Wir maskiren sogar unser Elend, und während wir an einer Brustwunde sterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wissen gewiß ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das ist ein schlimmes Uebel, und da hilft sehr gut das Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Bartholb Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — der arme Chinese trägt keine Schuld, ich habe dieses Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag schon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, so wiegte sie es mit, und wenn sie mich in den Schlaf sang, so schlief es mit mir ein, und es erwachte, sobald ich wieder die Augen aufschlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend und wurde endlich ganz groß, und zersprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen sprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Lust und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

# Neuer Frühling.

---

Stoß: Ein Fichtenbaum steht einsam  
Im Norden — — — —

Er träumt von einer Palme,  
Die fern — — — —

---

## Prolog.

In Gemälbegallerieen  
Stehst du oft das Bild des Mann's,  
Der zum Kampfe wollte ziehen,  
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz.

Doch ihn necken Amoretten,  
Rauben Lanze ihm und Schwert,  
Binden ihn mit Blumenketten,  
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So, in holden Hindernissen,  
Wind' ich mich in Lust und Leid,  
Während Andre kämpfen müssen  
In dem großen Kampf der Zeit.

---

## 1.

Unterm weißen Baume sitzend  
Hörst du fern die Winde schrillen,  
Stehst, wie oben stumme Wolken  
Sich in Nebelbecken hüllen;

Stehst, wie unten ausgestorben  
Wald und Flur, wie kahl geschoren.  
Um dich Winter, in dir Winter,  
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder  
Weiße Flocken, und verbroffen  
Meinst du schon mit Schneegeflöber  
Hab' der Baum dich übergossen.

Doch es ist kein Schneegeflöber  
Merkst du bald mit freud'gem Schrecken;  
Dust'ge Frühlingsblüthen sind es,  
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauerfüßer Zauber!  
Winter wandelt sich in Maie,  
Schnee verwandelt sich in Blüthen,  
Und dein Herz es liebt auf's Neue.

---

2.

In dem Walde sprießt und grünt es  
Fast jungfräulich lustbekommen;  
Doch die Sonne lacht herunter:  
Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,  
Wie du flötest seligtrübe  
Schluchzend langgezog'ne Töne,  
Und dein Lieb ist lauter Liebe!

---

3.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,  
Sie schauen so tröstend nieder:  
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,  
Die Liebe sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt  
Die süße Philomele;  
Wie mir das Lieb zur Seele bringt,  
So dehnt sich wieder die Seele.

---

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;  
Das macht mir Schmerz.  
Ich schau' in alle Blumenfelde,  
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine,  
Die Nachtigall schlägt.  
Ich such' ein Herz so schön wie das meine,  
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe  
Den süßen Gesang;  
Uns beiden ist so bang' und wehe,  
So weh' und bang.

---

5.

Gekommen ist der Maie,  
Die Blumen und Bäume blühen,  
Und durch die Himmelsbläue  
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen  
Herab aus der laubigen Hüh',  
Die weißen Lämmer springen  
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,  
Ich liege krank im Gras;  
Ich höre fernes Klingen,  
Mir träumt, ich weiß nicht was.

---

6.

Leise zieht durch mein Gemüth  
Liebliches Geläute.  
Klinge kleines, Frühlingslied,  
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,  
Wo die Beilchen sprießen.  
Wenn du eine Rose schaust,  
Sag' ich laß' sie grüßen.

---

7.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,  
Umflattert sie tausendmal,  
Ihn selber aber goldig zart,  
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?  
Das wüßt ich gar zu gern.  
Ist es die singende Nachtigall?  
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt:  
Ich aber lieb' Euch all:  
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,  
Abendstern und Nachtigall.

---

8.

Es erklingen alle Bäume  
Und es singen alle Nester —  
Wer ist der Kapellenmeister  
In dem grünen Walddorchester?

Ist es dort der graue Ribiß,  
Der beständig nickt, so wichtig?  
Ober der Pedant, der dorten  
Immer kufft zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,  
Und als ob er dirigiret',  
Mit dem langen Streckbein klappert,  
Während alles musiziret?

Nein, in meinem Herzen  
Sitzt des Walb's Kapellenmeister,  
Und ich fühl' wie er den Taft schlägt,  
Und ich glaube Amor heißt er.

---

9.

„Im Anfang war die Nachtigall  
Und sang das Wort: Züfüt! Züfüt!  
Und wie sie sang, sproß überall  
Grüngras, Viole, Apfelblüth'.

„Sie biß sich in die Brust, da floß  
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut  
Ein schöner Rosenbaum entsproß;  
Dem singt sie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in diesem Walb  
Versöhnt das Blut aus jener Wund';  
Doch wenn das Rosenlieb verhallt  
Geht auch der ganze Walb zu Grund.“

So spricht zu seinen Späzelein  
Im Eichenest der alte Spaz;  
Die Späzin piepet manchmal drein,  
Sie hoßt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie ist ein häuslich gutes Weib  
Und brütet brav und schmollt nicht;  
Der Alte giebt zum Zeitvertreib  
Den Kindern Glaubensunterricht.

---

10.

Es hat die warme Frühlingsnacht  
Die Blumen hervorgetrieben,  
Und nimmt mein Herz sich nicht in Acht,  
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n  
Wird mir das Herz umgarnen?  
Es wollen die singenden Nachtigall'n  
Mich vor der Lüge warnen.

---

11.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,  
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!  
Der Frühling und zwei schöne Augen,  
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen  
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!  
Ich glaube die Rosen und Nachtigallen  
Sind tief verwickelt in dieser Verschönerung.

---

12.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,  
Liebesthränen, Schmerzensmilch,  
Und ich fürchte, dieses Sehnen  
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Glend  
Und der Liebe bittre Lust  
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend,  
In die kaum genes'ne Brust.

---

13.

Die blauen Frühlingsaugen  
Schau'n aus dem Gras hervor;  
Das sind die lieben Wellchen,  
Die ich zum Strauß erfor.

Ich pflücke sie und denke,  
Und die Gedanken all',  
Die mir im Herzen seufzen,  
Singt laut die Nachtigall.

Sa, was ich denke, singt sie  
Und schmettert, daß es schallt;  
Rein zärtliches Geheimniß  
Weiß schon der ganze Wald.

---

14.

Wenn du mir vorüberwandelst,  
Und dein Kleid berührt mich nur,  
Jubelt dir mein Herz und stürmisch  
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehst du dich um, und schaust mich  
Mit den großen Augen an,  
Und mein Herz ist so erschrocken,  
Daß es kaum dir folgen kann.

---

15.

Die schlankte Wasserlilje  
Schaut träumend empor aus dem See;  
Da grüßt der Mond herunter  
Mit lichter Liebesweh'.

Verschämt senkt sie das Köpfchen  
Wieder hinab zu den Well'n —  
Da sieht sie zu ihren Füßen  
Den armen blassen Gesell'n.

---

16.

Wenn du gute Augen hast,  
Und du schaust in meine Lieber,  
Stehst du eine junge Schöne  
Drinne wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,  
Kannst du gar die Stimme hören,  
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen  
Wird dein armes Herz betören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,  
Wie mich selber dich verwirren:  
Ein verliebter Frühlingsträumer  
Wirft du durch die Wälder irren.

---

17.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?  
Du hast die Blumen toll gemacht,  
Die Veilchen, sie sind erschrocken!  
Die Rosen, sie sind vor Schaam so roth,  
Die Liljen, sie sind so blaß wie der Tod,  
Sie klagen und jagen und stoßen!

O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht  
Sind doch die Blumen! sie haben Recht,  
Ich habe Ehlimes verbrochen!  
Doch konnt' ich wissen, daß sie gelauscht,  
Als ich von glühender Liebe herauscht,  
Mit den Sternen droben gesprochen?

---

18.

Mit deinen blauen Augen  
Siehst du mich lieblich an,  
Da wird mir so träumend zu Sinne,  
Daß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen  
Gedenk' ich allerwärts;  
Ein Meer von blauen Gedanken  
Ergießt sich über mein Herz.

---

19.

Wieder ist das Herz bezwungen,  
Und der Ibe Groll verrauchet;  
Wieder zärtliche Gefühle  
Hat der Mai mir eingehaucht.

Spät und früh' durch'eil' ich wieder  
Die besuchtesten Alleen,  
Unter jedem Bute such' ich  
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse,  
Wieder steh' ich an der Brücke —  
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,  
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles  
Hör' ich wieder leises Klagen,  
Und mein schönes Herz versteht es.  
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlung'nen Gängen  
Hab' ich träumend mich verloren,  
Und die Vögel in den Büschen  
Spotten des verliebten Thoren.

---

20.

Die Rose duftet — doch ob sie empfindet  
Das was sie duftet, ob die Nachtigall  
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet  
Bei ihres Liebes süßem Wiederhall —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verbrießlich  
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,  
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich  
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall —

---

21.

Weil ich dich liebe, muß ich stehend  
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.  
Wie paßt dein Antlitz, schön und blühend,  
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläglich—  
So elend mager mein Gesicht—  
Du fändest mich am Ende häßlich—  
Ich will dich meiden— zürne nicht.

---

22.

Ich wandle unter Blumen  
Und blühe selber mit,  
Ich wandle wie im Traume,  
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt' mich fest, Geliebte!  
Vor Liebestrunkenheit  
Fall' ich dir sonst zu Füßen,  
Und der Garten ist voller Leut'.

---

23.

Wie des Rondes Abbild zittert  
In den wilden Meereswogen,  
Und er selber still und sicher  
Wandelt an dem Himmelsbogen,

Also wandelst du, Geliebte,  
Still und sicher, und es zittert  
Nur dein Abbild mir im Herzen,  
Weil mein eignes Herz erschüttert.

---

24.

Es haben unsre Herzen  
Geschlossen die heil'ge Allianz;  
Sie lagen fest an einander,  
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,  
Die deine Brust geschmückt,  
Die arme Bundesgenossin,  
Sie wurde fast zerdrückt.

---

25.

Sag' mir, wer einst die Uhren erfund,  
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?  
Das war ein frierend trauriger Mann.  
Er saß in der Winternacht und sann,  
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken  
Und des Holzwurm's ebenmäßiges Piden.

Sag' mir, wer einst das Küssen erfund?  
Das war ein glühend glücklicher Mund;  
Er küßte und dachte nichts dabei.  
Es war im schönen Monat Mai,  
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen;  
Die Sonne lachte, die Vögel sangen.

---

26.

Wie die Nellen duftig athmen!  
Wie die Sterne, ein Gewimmel  
Goldner Bienen, ängstlich schimmern  
An dem weichenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien  
Glänzt das Landhaus, weiß und lüftern,  
Und ich hör' die Glashür klirren  
Und die liebe Stimme flüftern.

Solbes Zittern, süßes Beben  
Furchtsam zärtliches Umschlingen—  
Und die jungen Rosen lauschen,  
Und die Nachtigallen singen.

---

27.

Hab' ich nicht dieselben Träume  
Schon geträumt von diesem Glücke?  
Waren's nicht dieselben Bäume,  
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter  
Unsrer Laube hier am Bache?  
Hielten nicht die Marmorgötter  
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß, wie sich verändern  
Diese allzuholden Träume,  
Wie mit kalten Schneegewändern  
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen  
Und uns fliehen und vergessen,  
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,  
Herz an Herz so zärtlich pressen.

---

28.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln  
Und im Dunkeln wiedergiebt,  
Solche Küsse wie besel'gen  
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinn'ungsfüchtig,  
Denkt die Seele sich dabei  
Manches von vergangnen Tagen,  
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken  
Ist bedenklich, wenn man küßt; —  
Weine lieber, liebe Seele,  
Weil das Weinen leichter ist.

---

29.

Es war ein alter König,  
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau,  
Der arme, alte König,  
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,  
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn:  
Er trug die seibne Schleppe  
Der jungen Königin.

Kennst du das alte Liebchen?  
Es klingt so süß, es klingt so trüb!  
Sie mußten beide sterben,  
Sie hatten sich viel zu lieb.

---

30.

In meiner Erian'ung erblühen  
Die Bilder, die längst verwittert —  
Was ist in deiner Stimme,  
Das mich so tief erschüttert!

Sag' nicht, daß du mich liebst!  
Ich weiß, das Schönsste auf Erden,  
Der Frühling und die Liebe,  
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebst!  
Und küsse nur und schweige,  
Und lächle, wenn ich dir morgen,  
Die welkenden Rosen zeige.

---

31.

„Mondscheintrunkne Lindenblüthen,  
Sie zerfließen fast in Düfte,  
Und von Nachtigallenliebern  
Sind erfüllt Laub und Lüfte.“

„Lieblich läßt es sich, Geliebter,  
Unter dieser Linde sitzen,  
Wenn die goldnen Mondenstrahlen  
Durch die duf't'gen Blätter blitzen.“

„Sieh dies Lindenblatt! du wirfst es  
Wie ein Herz gestaltet finden;  
Darum sitzen die Verliebten  
Auch am liebsten unter Linden.“

„Doch du lächelst, wie verloren  
In entfernten Sehnsuchts träumen —  
Sprich, Geliebter, welche Wünsche  
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,  
Gern bekennen, ach, ich möchte,  
Daß ein kalter Nordwind plötzlich  
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedeckt  
Und im buntgeschmückten Schlitten,  
Schellenklingend, peitschenknallend,  
Ueber Fluß und Fluren glitten.

---

32.

Durch den Wald, im Mondenscheine,  
Sah ich jüngst die Elfen reuten;  
Ihre Hörner hört' ich klingen,  
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Köpflein trugen  
Guldnes Hirschgeweih' und flogen  
Rasch dahin, wie wilde Schwäne  
Ran es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,  
Lächelnd, im Vorüberreiten.  
Galt es meiner neuen Liebe  
Oder soll es Tod bedeuten?

33.

Morgens send' ich dir die Veilchen,  
Die ich früh im Wald gefunden,  
Und des Abends bring' ich Rosen,  
Die ich brach in Dämmerungstunden.

Weißt du, was die hübschen Blumen  
Dir Verblühtes sagen möchten?  
Treu sein sollst du mir am Tage  
Und mich lieben in den Nächten.

---

34.

Der Brief, den du geschrieben,  
Er macht mich gar nicht bang,  
Du willst mich nicht mehr lieben,  
Aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten! eng und zierlich!  
Ein kleines Manuscript!  
Man schreibt nicht so ausführlich  
Bei Körben, die man giebt.

---

35.

Sorge nicht, daß ich verrathe  
Meine Liebe vor der Welt,  
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit  
Von Metaphern überquell.

Unter einem Wald von Blumen  
Liegt, in still verborgner Huth,  
Jenes glühende Geheimniß,  
Jene tief geheime Gluth.

Sprüh'n einmal verdächtig'ge Funken  
Aus den Rosen — Sorge nie!  
Diese Welt glaubt nicht an Flammen  
Und sie nimmt's für Poesie.

---

36.

Wie die Tage, macht der Frühling  
Auch die Nächte mir erklingen,  
Als ein grünes Echo kann er  
Bis in meine Träume bringen.

Nur noch mährchensüßer flöten  
Dann die Vögel, durch die Lüfte  
Weht es sanfter, sehnsuchtwilber  
Steigen auf die Weilschendüste.

Auch die Rosen blühen röther,  
Eine kindlich güldne Glorie  
Tragen sie, wie Engellöpschen  
Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd' ich  
Eine Nachtigall und sänge  
Diesen Rosen meine Liebe,  
Träumend sing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne,  
Oder auch das holde Lärmen  
Jener and'ren Nachtigallen,  
Die vor meinem Fenster schwärmen.

---

37.

Sterne mit den golhnen Füßchen  
Wandeln broben bang und sacht,  
Daß sie nicht die Erde wecken,  
Die da schläft im Schooß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,  
Jedes Blatt ein grünes Ohr!  
Und der Berg, wie träumend streckt er  
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herz  
Dringt der Lüne Wiederhall.  
War es der Geliebten Stimme,  
Oder nur die Nachtigall?

---

38.

Erst ist der Frühling, seine Träume  
Sind traurig, jede Blume schaut  
Von Schmerz bewegt, es bedt geheime  
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O, lächle nicht, geliebte Schöne,  
So freundlich heiter, lächle nicht!  
O, weine lieber, eine Thräne  
Küß' ich so gern dir vom Gesicht.

---

39.

Schon wieder bin ich fortgerissen  
Vom Herzen, das ich innig liebe,  
Schon wieder bin ich fortgerissen —  
O wüßtest du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es bröhet die Brücke,  
Der Fluß darunter fließt so trübe;  
Ich scheide wieder von dem Glücke  
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,  
Als stöhen sie vor meinem Schmerze —  
Leb' wohl, Geliebte! In der Ferne,  
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herz.

---

40.

Die holden Wünsche blühen,  
Und welken wieder ab,  
Und blühen und welken wieder —  
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertribet  
Mir alle Lieb' und Lust;  
Mein Herz ist so klug und wichtig,  
Und verblutet in meiner Brust.

---

41.

Wie ein Greisenantlitz droben  
Ist der Himmel anzuschauen,  
Rothetäugig und umwoben  
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,  
Müssen welken Blum' und Blüthe,  
Müssen welken Lieb' und Lieber  
In dem menschlichen Gemüthe.

---

42.

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,  
Reiß' ich verdrüsslich durch die kalte Welt,  
Zu Ende geht der Herbst, ein feuchter Rebel hält  
Tiefeingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend  
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,  
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,  
Nun kommt das Schlimmste noch, es regen't!

---

43.

Spätherbstnebel kalte Träume  
Uebersoren Berg und Thal,  
Sturm entblättert schon die Bäume,  
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam,  
Einz'ger Baum steht unentlaubt,  
Feucht von Wehmuthsthränen gleichsam,  
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Bildniß,  
Und der Baum, den ich dort schau  
Sommergrün, das ist dein Bildniß,  
Vielgeliebte, schöne Frau.

---

44.

Himmel grau und wochentäglich!  
Auch die Stadt ist noch dieselbe!  
Und noch immer blöb' und kläglich  
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig  
Werden sie wie sonst geschneuzet,  
Und das duckt sich noch scheinheilig,  
Oder bläht sich, stolz gespreizet.

Schöner Lüben! wie verehr' ich  
Deinen Himmel, deine Götter,  
Seit ich diesen Menschenkeßricht  
Wiederseh', und dieses Wetter!

# I t a l i e n.

1828.

Sais auch und Ulrich Hutten  
Mussten ganz bestimmt sich rüsten  
Wider braun' und blaue Ruten,  
Meine gehn wie andre Christen.  
Goethe.

## 1.

### Reise von München nach Genua.

Ein ehles Gemüth kommt nie in Eure Rechnung; und daran scheitert heute Eure Weisheit. (Er öffnet seinen Schreibtiſch, nimmt zwei Piſtolen heraus, wovon er das eine auf den Tiſch legt und das andere labet.)

Robert's „Nacht der Verhältnisse.“

### Erstes Kapitel

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu Gute, niemals grob gewesen zu ſein auf dieſer Erde, wo es ſo viele unerträgliche Schlingel giebt, die ſich zu einem hinſetzen und ihre Leiden erzählen, oder gar ihre Verſe deklamiren; mit wahrhaft chriſtlicher Geduld habe ich immer ſolche Miſere ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie ſehr ſich meine Seele ennuirte. Gleich einem blühenden Braminen, der ſeinen Leib dem Ungeziefer Preis giebt, damit auch dieſe Gottesgeſchöpfe ſich ſättigen, habe ich dem fatalſten Menſchengeschmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet und höflich zu ſein, und nicht verbrießlich zu ſchweigen, oder gar Verbrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein

schwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käsefrämer sich zu uns setzt, und ein allgemein europäisches Gespräch anfängt mit den Worten: „Es ist heute eine schöne Witterung.“ Man kann nicht wissen, wie man mit einem solchen Philister wieder zusammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, daß wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung ist sehr schön.“ Es kann sich sogar flühen, lieber Leser, daß Du zu Cassel an der Table d'Hôte neben besagtem Philister zu sitzen kömmt, und zwar an seine linke Seite, und er ist jußt der Mann, der die Schüssel mit braunen Karpfen vor sich stehen hat und lustig aushellt; — hat er nun eine alte Pique auf Dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, so daß auch nicht das kleinste Schwanzrädchen für Dich übrig bleibt. Denn ach! Du bist jußt der Dreizehnte bei Tisch, welches immer bedenklich ist, wenn man links neben dem Trancheur sitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen, ist ein großes Uebel; nächst dem Verlust der Nationalfärbung vielleicht das größte. Der Philister, der Dir dieses Uebel bereitet, verhöhnt Dich noch obendrein, und offerirt Dir die Lorbeeren, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach! was helfen einem alle Lorbeeren, wenn keine Karpfen dabei sind! — und der Philister blinzelt dann mit den Augenlein, und kichert und löpelt: Es ist heute eine schöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann sich sogar flühen, daß Du auf irgend einem Kirchhofe neben diesem selben Philister zu liegen kömmt, und hörst Du dann am fröhlichsten Tage die Posaune erschallen und sagt zu Deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligst die Hand, damit ich aufstehen kann, das linke Bein ist mir eingeschlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkst Du plötzlich das wohlbekannte Philisterlächeln, und hörst die höhnische Stimme: Es ist heute eine schöne Witterung.

## Zweites Kapitel.

„Es ist heute eine scheinere Witterung —“

Hättest Du, lieber Leser, den Ton gehört, den unübertrefflichen Füstelpaß, womit diese Worte gesprochen wurden, und sahst Du gar den Sprecher selbst, das erzposaische Wittwenlassengesicht, die hochgeschauten Augenlein, die aufgestülpt pfffige Forschungsnafe: so erkanntest Du gleich, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen und diese Löne sind die Sprache Charlottenburgs, wo man das Berlinische noch besser spricht als in Berlin selbst.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt, und esse gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferstehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung ist sehr scheinere.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht verb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen, und absonderlich von seinen Parallelen zwischen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen sehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daß solches diesmal auf Kosten Berlins geschah, das wirst Du mir gern verzeihen, lieber Leser, wenn ich Dir unter der Hand gestehe, dergleichen geschieht zumeist aus purer Politik; denn ich weiß, sobald ich anfangs, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zucken die Achsel und flüstern einander zu: Der Mensch wird sehr leicht, und sogar lobt er. Keine Stadt hat nemlich weniger Localpatriotismus als Berlin. Tausend miserable Schriftsteller haben Berlin schon in Prosa und Versen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn ist ihnen dafür gekocht worden, und man hat sie unter den Linden immer noch für miserable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben so wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein Aler-Poet etwa in Parabeln auf Berlin loskalt. Wäge es aber mal jemand gegen Polkwiß, Innsbruck, Schilba, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas Anzügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon ist: Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu errathen, wenn sie die langen Häuserreihen betrachten, die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrt im gegenseitigen Groll. Nur einmal, in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Luther und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Wehmuth aufgelöst hatte, wie die Häuser, die einander so feindlich gegenüber gestanden, sich gelüßt baufällig christlich anblickten, und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten; so daß ich armer Mensch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetscht zu werden fürchtete. Manche werden diese Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks, den andern Morgen durch eben jene Straßen wanderte, und sich die Häuser wieder so prosaisch entgegen gähnten. Es sind wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas anderes sehen will als tobtte Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Griffer zu sehen. Die Stadt enthält so wenig Alterthüm-

Seine. I.

lichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so well und abgestorben. Denn sie ist größtentheils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritsch ist wohl unter diesen wenigen der vorzüglichste, was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helben, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Reichthum und das Lichtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinernes Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse, und unterbrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritsch. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritsch und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten, aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obskurantengesicht herausglozen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben. Ich will nicht mißverstanden sein, und bemerke ausdrücklich, ich stiele hier keineswegs auf die neue Werder'sche Kirche, jenen gothischen Dom in verfüngtem Maaßstabe, der nur aus Ironie zwischen die modernen Gebäude hingestellt ist, um allegorisch zu zeigen, wie läppisch und albern es erscheinen würde, wenn man alte, längst untergegangene Institutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte, unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angebeutete gilt bloß von Berlins äußerlicher Erscheinung, und wollte man in dieser Beziehung München damit vergleichen, so könnte man mit Recht behaupten: letzteres bilde ganz den Gegensatz von Berlin. München nemlich ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Herenscene des Maßbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenportalen hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr und das Abgeschmackte verlegt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und notwendige Uebergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmutig bei dem Anblick

jenes barbarischen Doms, der sich noch immer, in stiefelnknechtlicher Gestalt, über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schooße verbirgt. Mit eben so wenig Unmuth, ja sogar mit spasshafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der spätern Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von Außen, von Innen noch puziger decorirt mit schreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stuckaturen, und jenen Schildereien, worauf die seligen hohen Herrschaften abfonterfeit sind: die Cavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Alongeperücken, wie gepuderte Löwenmähnen, herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Corset, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perrücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heitern Kunsttempeln und edlen Palästen, die in kühner Fülle hervorblihen aus dem Geiste Klenze's, des großen Meisters.

### Drittes Kapitel.

Daß man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, ist, unter uns gesagt, etwas ridikül, und es kostet mich viele Mühe, wenn ich sie in solcher Qualität vertreten soll. Dieses empfand ich aufs Tiefste in dem Zweigespräch mit dem Berliner Philister, der, obgleich er schon eine Weile mit mir gesprochen hatte, unhöflich genug war, alles attische Salz im neuen Athen zu vermissen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur ist Wis und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die schlankte Kellnerin, die in diesem Augenblick vorbeisprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daß Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beste Stettiner, war mir sehr leid, und damit sie sich in der Folge wenigstens keine solche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu doziren: Schönes Nannerl, die Ironie ist ja Bier, sondern eine Erfindung der Berliner, der klügsten Leute von der Welt, die sich sehr ärgerten, daß sie zu spät auf

die Welt gekommen sind, um das Pulver erfinden zu können, und die deshalb eine Erfindung zu machen suchten, die eben so wichtig und eben denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, sehr nützlich ist. Ehemals, liebes Kind, wenn jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, und die Leute sagten: der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am flüchtigsten ist und die meisten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefsten diese Unannehmlichkeit. Das Ministerium sucht dagegen ernsthaftige Maßregeln zu ergreifen: bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Gesprächen, solche Erlaubniß erstreckte sich nur auf Professoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden lassen; — aber alle diese Vorkehrungen halfen nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anlässen desto gewaltiger hervor, sie wurden sogar heimlich von oben herab protegirt, sie stiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht darin daß man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder gesprochen. So, liebes Kind, avancirt alles in dieser Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satyre, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persiflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz, und Du wirst am Ende noch die Aspasia des neuen Athens.

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das schöne Rannerl, das ich unterdessen am Schürzenzipfel festhielt, riß sich gewaltsam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier!“ gar zu stürmisch forderte. Der Berliner aber sah aus wie die Ironie selbst, als er bemerkte, mit welchem Enthusiasmus die hohen schäumenden Gläser in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die sich den Hopfennektar von Herzen schmecken ließen, und über dessen Vortrefflichkeit disputirten, sprach er lächelnd: das wollen Athenienser sind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieser Gelegenheit nachschob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unser neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich bestrebe mich daher, dem raschen Tabler zu bedeuten: daß wir erst seit Kurzem auf den Gedanken gekommen sind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daß wir erst junge Anfänger sind, und unsere großen Geister, ja unser ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet ist, sich in der Nähe sehen zu lassen. Es ist alles noch im Entstehen und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Bächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß wir z. B. an Eulen,

Sylophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höhern Personal, und mancher muß mehrere Rollen zu gleicher Zeit spielen. J. B. unser Dichter, der die zarte griechische Knabenliebe besingt, hat auch die aristophanische Grobheit übernehmen müssen; aber er kann alles machen, er hat alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantasie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns aber an Quantität fehlt, das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demosthenes über den Malzaufschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachteremplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwäger, Maulauffperrler, Poltrons und sonstigen Lumpengefindels, aufwiegt — und hier sehen Sie ihn selbst.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur, die sich uns jetzt präsentiert, etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, das lasse ich dahin gestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambri, und fleischschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gebrückt, und zwar so stark, daß die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übertriebenes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebrend war, und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unseren griechischen Aster-Dichter zu den zarresten Gaselen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modifizirt nach den dringendsten Anforderungen der neu-europäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft eben so geheimnißvoll traditionel erhalten hat, wie einst die gothische Baukunst unter einer mythischen Maurergilde. Ein weißgewaschener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutschen Falste tiefbedeutsam kontrastirte, bedeckte den Kragen dieses famosen Rockes, aus seinen langen Ärmeln hingen lange schmutzige Hände, zwischen diesen zeigte sich ein langweilliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine schlotterten —

die ganze Gestalt war eine lagenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und des ist der Demagoge des neuen Athens? frug spottlächelnd der Berliner. Du guter Gott, des ist ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — des ist ja derjenige, welcher — Ne, des ist die Möglichkeit!

Ja, Ihr verblendeten Berliner — sprach ich, nicht ohne Feuer — Ihr verkennt Eure heimischen Genies, und steinigt Eure Propheten. Wir aber können alles gebrauchen!

Und wozu braucht Ihr denn diese unglückliche Fliege?

Er ist zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Fressen, Brömmigkeit, viel Altdeutsch, wenig Latein und gar kein Griechisch nöthig ist. Er springt wirklich sehr gut über'n Stod; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gebichte. Dazu repräsentirt er die Vaterlandsliebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein. Denn man weiß sehr gut, daß er sich von den altdeutschen Demagogen, unter welchen er sich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den christlichen Gefühlen seines weichen Herzens nicht mehr übereinstimmte. Seitdem aber die Gefahr verschwunden, die Märtyrer für ihre Gesinnung gelitten, fast alle sie von selbst aufgegeben, und sogar unsere feurigsten Barbare ihre deutschen Röcke ausgezogen haben, seitdem hat die Blüthezeit unseres vorsichtigen Vaterlandsdretters erst recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkostüm und die dazu gehörigen Lebensarten beibehalten; er preißt noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thuesnelba, als sei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer seinen germanisch patriotischen Haß gegen welsches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thiersch's heidnisch griechische Grammatik, gegen Quinctilius Varus, gegen Handschuß und gegen alle Menschen, die eine anständige Nase haben; — und so steht er da, als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan ist auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie sehen also, daß wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, diesen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, daß er jeden Speichelnapf beledt, und aus der Hand frißt, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz alles frißt, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in seiner Art, so haben wir noch den besondern Vortheil, daß wir späterhin, wenn er krepirt ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen, mit Haut und Haar, für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, sagen Sie das nicht dem Professor Lichitzstein in Berlin, der ließe ihn

sonst für das zoologische Museum reklamiren, welches Anlaß zu einem Kriege zwischen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn auf's Korn genommen und Zweitausend siebenhundert sieben und siebenzig Guineen für ihn geboten, schon haben die Oestreicher ihn gegen die Giraffe eintauschen wollen; aber unser Ministerium soll geäußert haben: der letzte Demagog ist uns für keinen Preis feil, er wird einst der Stolz unseres Naturalienkabinetts und die Zierde unserer Stadt.

Der Berliner schien etwas zerstreut zuzuhören, schönere Gegenstände hatten seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorsamst, daß ich Sie unterbreche, aber sagen Sie mir doch, was ist denn das für ein Hund, der dort läuft?

Das ist ein anderer Hund.

Ah, Sie verstehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, das ist der Hund des neuen Alcibiades.

Aber, bemerkte der Berliner, sagen Sie mir doch, wo ist denn der neue Alcibiades selbst?

Aufrichtig gestanden, antwortete ich, diese Stelle ist noch nicht besetzt, und wir haben erst den Hund.

---

#### Viertes Kapitel.

---

Der Ort, wo dieses Gespräch Statt fand, heißt Bogenhausen, oder Neuburghausen, oder Villa Hompesch, oder Montgelasgarten, oder das Schlüssel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutscher versteht uns schon an einem gewissen durstigen Augenblinzeln, an einem gewissen vorseligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimassen. Tausend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzose für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutsche für das Trinken, und der neuere Athener sogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier ist an besagtem Orte wirklich sehr gut, selbst im Prytaneum, vulgo Bockkeller, ist es nicht besser, es schmeckt ganz vortrefflich, besonders auf jener Treppenterrasse, wo man die Tyroler Alpen vor Augen hat. Ich saß dort oft vorigen Winter und betrachtete die schneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen zu sein schienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeschneit, es war mir so verborrt und todt zu Muth, dazu kam

die leidige Politik, die Trauer um ein liebes gestorbenes Kind, und ein alter Nachgänger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beste attische Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England schon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Lust und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es krachten und brachen die Eisbeden der Seen die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Paläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen, Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Weissen, dazwischen freilich manch' unnütze Nessel. Ueber die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodien der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen auf's Neue geweckt, und all' die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeklüft und die Nachtigallen wieder hingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangenlüften, die von den Bergen herüberwogten, schmeichelt und verheißend, um mich hinzuloden nach Italien. Einst sogar, in der goldenen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeer umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Runde rief er: Ich liebe Dich, komm zu mir nach Italien!

---

### *Fünftes Kapitel.*

Mein Blick mochte daher wohl etwas sehnsüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabsehbare Phyllistergespräch, nach den schönen Tyroler Bergen hinaus sah und tief seufzte. Mein Berliner Phyllister nahm aber eben diesen Blick und Seufzer als neue Gesprächsfäden auf, und seufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konstantinopel sein! Ach! Konstantinopel zu sehen, war immer der einzige Wunsch meines Lebens, und jetzt sind die Russen gewiß schon eingezogen, ach, in Konstantinopel! Haben Sie Petersburg gesehen?“ Ich verneinte dieses und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er selbst, sondern sein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da gewesen, und es soll eine ganz eenzige Stadt sein. — „Haben Sie Kopenhagen gesehen?“ Da ich diese Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieser Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pöflich und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und versicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorstellung davon machen, wenn ich nicht selbst dort gewesen sei. „Dieses,“ erwiderte ich, „wird vor der Hand noch nicht Statt finden, ich will jetzt eine andere Reise antreten, die ich schon diesen Frühling projektirt, ich reise nämlich nach Italien.“

Als der Mann dieses Wort hörte, sprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte sich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirilli! Tirilli! Tirilli!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reise ich, beschloß ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will so bald als möglich das Land sehen, das den trockensten Phyllister so sehr in Erntase bringen kann, daß er bei dessen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel schlägt. Während ich zu Hause meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirillis noch immer in den Ohren, und mein Bruder, Maximilian Deine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Weg kein vernünftiges Wort sprach und beständig tirillirte.

### *Sechstes Kapitel.*

Tirilli! Tirilli! ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich geniesse sie auch.

Und nicht bloß mit dem Menschen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tausend grünen Zungen erzählen mir allerliebste Geschichten, sie wissen, daß

ich nicht menschenstolz bin, und mit den niedrigsten Wiesenblümchen eben so gern spreche, wie mit den höchsten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit solchen Tannen beschaffen ist! Aus der Tiefe des Thals schießen sie himmelhoch empor, überragen fast die kühnsten Felsenberge — Aber wie lange dauert diese Herrlichkeit? Höchstens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen sie altersmüde zusammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämischen Käuzlein aus ihren Felsenspalten hervorgehuscht, und verhöhnern sie noch obendrein: Seht, Ihr starken Tannen, Ihr glaubet Euch mit den Bergen messen zu können, jetzt liegt Ihr gebrochen da unten, und die Berge stehen noch immer unerschüttert.

Einem Adler, der auf seinem einsamen Lieblingsfelsen sitzt, und solcher Verhöhnung zuhört, muß recht mitleidig zu Muth werden. Er denkt dann an das eigene Schicksal. Auch er weiß nicht, wie tief er einst gebettet wird. Aber die Sterne funkeln so beruhigend, die Waldwasser rauschen so trostvoll, und die eigene Seele überbraust so stolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daß er sie bald wieder vergißt. Steigt gar die Sonne hervor, so fühlt er sich wieder wie sonst, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug ist, singt er ihr entgegen seine Lust und Qual. Seine Mitthiere, besonders die Menschen, glauben, der Adler könne nicht singen, und sie wissen nicht, daß er dann nur singt, wenn er aus ihrem Bereiche ist, und daß er aus Stolz nur von der Sonne gehört sein will. Und er hat Recht; es könnte irgend einem von der gesiederten Sippschaft da unten einfallen, seinen Gesang zu rezensiren. Ich habe selbst erfahren, wie solche Kritiken lauten: das Huhn stellt sich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernst; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans schnattert, er sei nicht wissenschaftlich; der Kapaun kifert, er sei nicht moralisch; der Dompfaff zwitschert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepst, er sei nicht produktiv genug; Wiebehöppchen, Elsterchen, Schuhuhen, Alles krächzt und ächzt und schnarrt — Nur die Nachtigall stimmt nicht ein in diese Kritiken, unbekümmert um die ganze Mitwelt, ist nur die rothe Rose ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lieb, sehnlichst umflattert sie die rothe Rose, und stürzt sich begeistert in die geliebten Dornen, und blutet und singt.

---

### **Siebentes Kapitel.**

---

Es giebt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und sogar die Nachtigallen aufhören, trotz all' ihren melodischen Schmerzen. Das bist Du, Karl

Immermann, und Deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon Du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tyrol reisen, ohne an das „Trauerspiel“ zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths dasjenige, was er nie gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft. Am meisten ergözte mich, daß „Das Trauerspiel in Tyrol“ in Tyrol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der zweite Band der Reisebilder verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Zu Innsbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logirt hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daß jetzt die Geschichte auch ganz gedruckt heraus sei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutzig blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerspiel in Tyrol“ erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun so viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm, es sei ein gebienter Mann, von fester Statur, sehr ehrlich und sehr geschickt in Schreibsachen, so daß er nur wenige seines Gleichen finde. Daß er aber ein Preuße sei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ sich nicht ausreden, daß der Immermann ein Tyroler sei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er sonst alles wissen?“

Seltame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatfachen, sondern jene Thatfachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervor gegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkürlich die Völkernerinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolzrodner Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergözte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geschichte des Belisars in grell kolorirten Bildern ausgehängt sah, und zwar nicht nach dem Procop, sondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geschichte verfälscht!“ — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „sie weiß nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter

und dergleichen modernen Herzensgeburten!“ Ist denn dies aber wirklich ein Fehler? soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Prozeß machen? nein, denn ich läugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände. Es giebt Völker, denen nur auf diese Dichterart ihre Geschichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Gesänge wie der Raha Baratha den Sinn indischer Geschichte viel richtiger als irgend ein Compendienschreiber mit all' seinen Jahrzahlen. In gleicher Hinsicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geist der englischen Geschichte weit treuer als Hume; wenigstens hat Sartorius sehr Recht, wenn er in seinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der englischen Geschichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirkliche äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskiren, indem sie an die Stelle dieser letzteren ganz andere äußere Ursachen erträumen, die aber in so fern ganz adäquat sind, als sie dasselbe Gefühl hervorbringen. So sind auch in Immermann's „Trauerspiel“ manche Außendinge ziemlich willkürlich geschaffen, aber der Held selbst, der Gefühlsmittelpunkt, ist identisch geträumt, und wenn diese Traumgestalt selbst träumerisch erscheint, so ist auch dieses der Wahrheit gemäß. Der Baron Dormayr, der hierin der kompetenteste Richter sein kann, hat mich, als ich jüngst das Vergnügen hatte, ihn zu sprechen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Das mystische Gemüthsleben, die abergläubische Religiosität, das Epische des Mannes, hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die, mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegerische Liebe, über den Bergen Tyrols so heldenmüthig umherschwebte, bis die Kugeln von Rantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meisten zur Ehre gereicht, ist die eben so treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Gefrier gemacht, um seinen Hoser desto mehr zu heben; wie dieser eine Taube mit dem Schwerte, so ist jener ein Adler mit dem Delzweig.

---

### Achtes Kapitel.

---

In der Wirthshausstube des Herrn Niederkirchner zu Innsbruck hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hoser, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Bayern.

Innsbruck selbst ist eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag sie im Winter etwas geistiger und behaglicher aussehn, wenn die hohen Berge, wo-

von sie eingeschlossen, mit Schnee bedeckt sind, und die Lawinen brühen und überall das Eis fracht und blüht.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man sieht dort die Martinswand, den Schauplay der lieblichsten Kaisersage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen May in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die oft besprochenen Standbilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oestreich und ihrer Ahnen, worunter mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekommen. Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eisen gegossen, um das Grabmal des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist, so kommts einem vor, als sähe man schwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgestell der meisten liest man auch den Namen derjenigen hohen Personen, die sie vorstellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgesperrtem Gesichte, die Daumen eingeklebt in die Armöffnungen der weißen Weste, und im Maul einen lebernen Guide des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, schon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich schöne Dame; hinter dieser ein rothes Portergesicht mit puberweißen Aufschlägen, steif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Nylabys Handschuhen, Alpenblumen und Wops.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albions seiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: Die erste Statue ist der König Cloberig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolph von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfang, statt von unten, wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergöglichsten Verwechslungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so daß er nicht begriff, warum man Rudolph von Habsburg in Weißkleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Warte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig: dergleichen habe wahrscheinlich das damalige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen sein, so, und bei Leibe nicht anders, gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser einfallen, sich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Wops bellte kritisch, der Lakay glogte, sein Herr pupte sich die Nase, und Nylaby sagte: a fine exhibition, very fine indeed! —

### Neuntes Kapitel.

Brizen war die zweite, größere Stadt Tyrols, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war sie mit Dampf und Abend Schatten übergoßen. Dämmernde Stille, melancholisches Glockengebümmel, die Schaaf trappelten nach ihren Ställen, die Menschen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jesuiten sind in Brizen“ hatte ich kurz vorher im *Vesperus* gelesen. Ich sah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden gesehen, der einem Jesuiten glich, es sei denn jener dicke Mann mit geistlich dreieckigem Hut und pfäffisch geschnittenem, schwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen schwarzen Hosen gar auffallend kontrastirte.

Das kann auch kein Jesuit sein, sprach ich endlich zu mir selber; denn ich habe mir immer die Jesuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jesuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spule nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existiren nur so lange, als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daß die *bonne société* aufhören wird, die *bonne société* zu sein, sobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, sie für die *bonne société* zu halten. Aber die Jesuiten! Wenigstens haben sie doch nicht mehr die alten Hosen an! Die alten Jesuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hosen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Distinctionen, Reservationen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hosen durch die Welt schleichen sehen, ist nicht sowohl ihr Geist, als vielmehr ihr Gespenst, ein albernes, blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es fürchtbar sei; und wahrlich es mahnt uns an die Geschichte von einem ähnlichen Gespenste im Thüringer Walde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es, vor Aller Augen, seinen Schädel von den Schultern herabnahm, und jedem zeigte, daß er inwendig ganz hohl und leer sei.

Ich kann nicht umhin, nachträglich zu erzählen, daß ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hosen genauer zu beobachten, und mich zu überzeugen, daß er kein Jesuit war, sondern ein ganz gewöhnliches

Bieh Gottes. Ich traf ihn nemlich in der Gaststube meines Wirthshauses, wo er zu Nacht speiste, in Gesellschaft eines langen, mageren, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hagestolzlischen Landjunker, den uns Shakespeare geschildert, so ähnlich war, daß es schien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem sie die Aufwärterin mit Caressen bedrängten, die das liebe, bildschöne Mädchen nicht wenig anzukeln schienen, so daß sie sich mit Gewalt losriß, wenn der Eine sie hinten klatschelte, oder der Andere sie gar zu embrassiren suchte. Dabei rissen sie ihre rohesten Joten, die das Mädchen, wie sie wußten, nicht umhin konnte anzuhören, da sie zur Aufwartung der Gäste und auch um mir den Tisch zu decken, im Zimmer bleiben mußte. Als jedoch die Ungebühr ganz unseidlich wurde, ließ die junge Person plötzlich alles stehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erst nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das sie die ganze Zeit auf dem Arm behielt, während sie im Gastzimmer ihre Geschäfte besorgte, obgleich ihr diese dadurch um so beschwerlicher wurden. Die beiden Cumpane aber, der geistliche und der ablige Herr, wagten keine einzige Belästigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit seltsamen Ernst, sie bediente; — das Gespräch nahm eine andere Wendung, beide schwagten jetzt das gewöhnliche Geschwätz von der großen Verschwörung gegen Thron und Altar, sie verständigten sich über die Nothwendigkeit strenger Maaßregeln, und reichten sich mehrmals die heiligen Allianz Hände.

---

### Dehntes Kapitel.

---

Für die Geschichte von Tyrol sind die Werke des Joseph von Hormayr unentbehrlich; für die neueste Geschichte ist er selbst die beste, oft die einzige Quelle. Er ist für Tyrol was Johannes von Müller für die Schweiz ist; eine Parallele dieser beiden Historiker drängt sich uns von selbst auf. Sie sind gleichsam Wandnachbarn, beide in ihrer Jugend gleich begeistert für ihre Gebirgsalpen, beide fleißig, forschsam, von historischer Denkweise und Gefühlrichtung; Johannes von Müller, epischer gestimmt, den Geist wiegend in den Geschichten der Vergangenheit, Joseph von Hormayr, haptig fühlend, mehr in die Gegenwart hineingerissen, uneigennützig das Leben wagend für das, was ihm lieb war.

Bartholdys „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809“ ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch, und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern

eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben, und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei aufsteigt. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie, zum Lohne ihrer Treue, Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat viel zu denken, und da geht ihm manches durch den Kopf.

Erstet Euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen etwas versprochen worden. Passirt es doch oft auf großen Sclavenschiffen, daß man bei großen Stürmen und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zusammengestaunt liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, Hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, Klettern, springen, kappen die Masten, winden die Tauen, kurz arbeiten so lange bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge, nach überstandener Gefahr, dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen.

O navis, referent in mare te novi  
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer diese Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, erplizirte, hatte er allerlei politische Betrachtungen zu machen, die er bald einstellte, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die ganze Classe auseinander ging.

Mein alter Lehrer hat alles voraus gewußt. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich was dieses Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich absonterlich war: wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, sie konnten Gott danken — sagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Salust erplizirte — der Kaiser Napoleon hat sie so oft geklopft, daß sie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Altknirten und die schlechten Befreiungsgebichte, Hermann und Thusemelba, Hurrah, und der Frauenverein und die Vaterlandsbeigeln, und das ewige Pralen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuttra endlich einmal jene unbefiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlen, so daß Antisthenes von ihnen sagte: sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben. Liebe Jüngens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen.

Bald darauf ist der alte Mann gestorben. Auf seinem Grabe wächst preussisches Gras, und es weiden dort die adeligen Kasse unserer renovirten Ritter.

### **Elftes Kapitel.**

Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrace, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Auch eine edle Race möchte ich sie nennen, weil sie sich in ihren Nahrungsmitteln sehr wählig und in ihren Gewöhnungen sehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Persönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen Dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken Dir so derb die Hand, und gebärden sich dabei so puzig herzlich, daß Du fast glauben solltest, sie behandeln Dich wie einen nahen Verwandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtniß, daß sie nur gemeine Leute sind, und daß Du ein vornehmer Herr bist, der es gewiß gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm herauflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn dadurch eben fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind. Zu Hause üben die Tyroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu lukriren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Deckenverkäufer, diese muntern Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gern ein Späschen mit sich treiben, aber Du mußt ihnen auch etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber,

der den Geist der englischen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäischen Aristokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Konzertsälen der Londoner fashionablen Welt diese Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimatliche Volkstracht, das Schaugerüst betreten sah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen so naiv und fromm gejobelt werden, und uns auch in's nord-deutsche Herz so lieblich hinabklingen — da verzerrte sich alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen stach mich wie Schlangen, es war mir, als sähe ich die Keuschheit des deutschen Wortes auf's Roheste beleidigt, und die süßesten Mysterien des deutschen Gemüthlebens vor fremdem Pöbel profanirt. Ich habe nicht mißklatschen können bei dieser schamlosen Verschäpferung des Verschämtesten, und ein Schweizer, der gleich fühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: wir Schwyzer geben auch viel für's Geld, unsere besten Käse und unser bestes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blasen hören, vielweniger es selbst blasen für Geld.

### Zwölftes Kapitel.

Tyrol ist sehr schön, aber die schönsten Landschaften können uns nicht entzücken, bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsstimmung. Diese ist bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, so war auch in mir schlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausrecken, und dann schaute ich himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen, und mir mit den ungeheuern Häuption und langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Die und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das sich auf die Fußgehen zu stellen schien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich um mich zu sehen. Dabei kreischten überall die Waldbäche, die sich wie toll von den Höhen herabstürzten und in den dunkeln Thalstrubeln versammelten. Die Menschen steckten in ihren nieblischen, netten Häuschen, die über der Falbe, an den schroffsten Abhängen und bis auf die Bergspitzen zerstreut liegen; niedliche nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Gallerie, und diese wieder mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengesichtern ausgeschmückt. Auch hübsch bemalt sind diese Häuschen, meistens weiß und grün, als trügen sie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hosen-träger über dem weißen Hemde. Wenn ich solch' Häuschen im einsamen Regen liegen sah, wollte mein Herz oft austreten und zu den Menschen gehen, die gewiß trocken und vergnügt da drinnen saßen. Da drinnen, dacht' ich,

muß sich's recht lieb und innig leben lassen, und die alte Großmutter erzählt gewiß die heimlichsten Geschichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, schaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchsäulen aus den kleinen Schornsteinen steigen zu sehen, und es regnete dann immer stärker, außer mir und in mir, daß mir fast die Tropfen aus den Augen herauslamen.

Oft hob sich auch mein Herz, und trotz dem schlechten Wetter kam es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und wenig erfahren von dem, was hier unten geschieht. Sie sind deshalb um nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wissen sie nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt; das hat ihnen der alte Oheim erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen bereitwillig vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küßten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todtschlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen.

Im Grunde ist es auch dasselbe, für was man stirbt, wenn nur für etwas Liebes gestorben wird, und so ein warmer, treuer Tod ist besser, als ein kaltes, treuloses Leben. Schon allein die Lieder von einem solchen Tode, die süßen Reime und lichten Worte erwärmen unser Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel solcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrols dahinfuhr. Die traulichen Tannentwälder rauschten mir so manch' vergessenes Liebeswort in's Gedächtniß zurück. Besonders wenn mich die großen blauen Berg-Seen so unergründlich sehnüchlig anschauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die sich so lieb gehabt und zusammen gestorben sind. Es ist eine veraltete Geschichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich selbst nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,  
Die hatten einander so lieb,  
Sie konnten beisammen nicht kommen,  
Das Wasser war viel zu tief —“

Diese Worte singen von selbst wieder an in mir zu klingen, als ich, bei einem von jenen blauen Seen, am jenseitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesseitigen ein kleines Mädchen stehen sah, die beide in der bunten Volkstracht, mit behänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopf, gar wunderlich gekleidet waren, und sich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beisammen nicht kommen,  
Das Wasser war viel zu tief.

### Dreizehntes Kapitel.

Im süblichen Tyrol klärte sich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich sah schon Weinreben, die sich daran hinaufrankten, und ich konnte mich schon fester zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber zum Wagen hinauslehnte, so lehnt sich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all' seine Liebe, seine Behmuth und seine Thorheit. Es ist mir oft geschehen, daß das arme Herz dadurch von den Dornen zerrissen wurde, wenn es sich nach den Rosenbüschen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Rosen Tyrols sind nicht häßlich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt besah, worauf Immermann den Sandwirth Hofer mit seinen Gesellen auftreten läßt, da fand ich, daß der Markt für eine Insurgenten-Versammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug ist, um sich darauf zu verlieben. Es sind da nur ein Paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenster guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und schoß aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht schnell vorübergerollt, und hätte sie Zeit gehabt noch einmal zu laden, so wäre ich geschossen. Ich rief: Kutscher, fahr' zu, mit einer solchen Schön-Elly ist nicht zu spaßen; die steckt einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reisender muß ich auch anführen, daß die Frau Wirthin in Sterzing zwar selbst eine alte Frau ist, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die einem das Herz, wenn es ausgefliegen ist, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber Dich darf ich nicht vergessen, Du Schönste von allen, Du schöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hättest Du mir, wie Ariadne dem Theseus, den Faden Deines Gespinnstes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieses Lebens, jetzt wäre der Minotaurus schon besiegt, und ich würde Dich lieben und küssen und niemals verlassen!

Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, sagt ein chinesischer Schriftsteller, und ein deutscher Schriftsteller war eben dieser Meinung, als er in Südtirol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an dessen Fuße, auf einem nicht sehr hohen Steindamm, eines von jenen Häuschen stand, die mit ihrer traulichen Gallerie und ihren naiven Malereien uns so lieblich ansehen. Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Kreuzifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so daß es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens stand ein runder Taubenlofen, dessen gesiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hüb-

schon Spitzdächlein, das, wie die fromme Steinkrone einer Heiligenin, über dem Haupte der schönen Spinnerin hervorragte. Diese saß auf der kleinen Gallerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgespinnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königstöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle Italienerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Haupte selbst ragten hinten die hohen Berge, deren Schniegspitze die Sonne beschien, daß sie aussahen wie eine ernste Schutzwache von Riesen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie spann und lächelte, und ich glaube, sie hat mein Herz festgesponnen, während der Wagen etwas langsamer vorbeifuhr, wegen des breiten Stromes der Eifach, die auf der andern Seite des Wegs dahinschoß. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtniß, überall sah ich jenes holde Antlitz, das ein griechischer Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Rose geformt zu haben schien, ganz so hingehaucht zart, so überselig edel, wie er es vielleicht einst als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber sah sie und begriff sie, diese romantischen Sterne, die so zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag sah ich diese Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da saß sie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte mystisch die Flügel, hinter ihr hoben sich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin lagte der Bach, immer stürmischer und wilder, die Weinreben umrankten mit ängstlicher Hast das gekreuzigte Holzbild, das sich schmerzlich regte, und die leidenden Augen öffneten und aus den Wunden bluteten — sie aber spann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

### Vierzehntes Kapitel.

Während die Sonne immer schöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldschleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Brust voll Blumen, und diese sproßten hervor und wuchsen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmlisch die schöne Spinnerin. Befangen in solchen Träumen, selbst ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reise schon ziemlich vergessen hatte, daß ich dorthin reiste, so erschrad ich fast, als mich all die großen italienischen

Augen plötzlich ansahen, und das buntverwirrte italienische Leben mit leidhaftig, heiß und summend, entgegenströmte.

Es geschah dieses aber in der Stadt Trient, wo ich an einem schönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze sich legt und die Italiener aufstehen und in den Straßen auf und ab spazieren. Diese Stadt liegt alt und gebrochen in einem weiten Kreise von blühend grünen Bergen, die, wie ewig junge Götter auf das morsche Menschenwerk herabsehen. Gebrochen und morsch liegt daneben auch die hohe Burg, die einst die Stadt beherrschte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorsprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und österreichische Invaliden hausen. Auch die Stadt selbst ist abenteuerlich gebaut, und wundersam wird einem zu Sinn beim ersten Anblick dieser uralterthümlichen Häuser mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbrockelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erfern, Gitterfensterchen, und jenen hervorstehenden Giebeln, die estradenartig auf grauen altertschwachen Pfeilern ruhen, welche selbst einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur diese abgestorbenen Steine mit neuem Leben erfrischte, wenn nicht süße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch süßere Mädchen-gesichter aus jenen trüben Bogenfenstern hervorguckten, und über den deutschen Fremdling lächelten, der, wie ein schlafwandeln-der Träumer, durch die blühenden Ruinen einher schwankt.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man sich auf irgend etwas besinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechselnd die Häuser und die Menschen, und ich meinte fast, diese Häuser hätte ich einst in ihren besseren Tagen gesehen, als ihre hübschen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zierrathen an den Fensterfriesen noch nicht so geschwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderschönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderstürmende Zeit so höflich abgebrochen. Auch die Gesichter der alten Frauen schienen mir so bekannt, es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten aus jenen alt-italienischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der Düsselborfer Gallerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer schienen mir so längst vergessen wohl bekannt, und sie schauten mich an mit ernstern Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. Sogar die ledigen jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Verstorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich fast ein Grauen anwandelte, ein süßes Grauen, wie ich es einst gefühlt, als ich in der einsamen Mitternacht meine Lippen preßte auf die Lippen Marias, einer wunderschönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer daß sie todt war. Dann aber mußte ich wieder über mich

selbst lächeln, und es wollte mich bedünken, als sei die ganze Stadt nichts anderes als eine hübsche Novelle, die ich einst einmal gelesen, ja, die ich selbst gedichtet, und ich sei jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erschürcke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, ist das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, bloß um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder schlief.

Wenig fehlte, und ich hätte diesen Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obsthfrau hinstolperte. Sie begnügte sich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Ueberzeugung, daß ich mich in der wirklichsten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus dessen kupfernen Tritonen und Delphinen die silberklaren Wasser gar lieblich ermunternd emporsprangen. Links stand ein alter Palazzo, dessen Wände mit bunt allegorischen Figuren bemalt waren, und auf dessen Terrasse einige grau österreichische Soldaten zum Helbenthume abgerichtet wurden. Rechts stand ein gothisch-lombardisch kapriziöses Häuslein, in dessen Innerm eine süße, flatterhafte Mädchenstimme so fest und lustig trillerte, daß die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Aufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenster eine schwarze, labyrinthisch gekräufelte, komöbianten-hafte Frisur herausguckte, worunter ein scharfgezeichnetes, dünnes Gesicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geschminkt war, und daher aussah wie ein Pfannkuchen, der erst auf einer Seite gebacken ist. Vor mir aber, in der Mitte, stand der uralte Dom, nicht groß, nicht blüher, sondern wie ein heiterer Greis, recht besahrt zutraulich und einladend.

---

### Fünfzehntes Kapitel.

---

Als ich den grünelbenden Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückschob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfrischt von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem besänftigend magischen Lichte, das durch die buntbemalten Fenster auf die betende Versammlung herabfloß. Es waren meistens Frauenzimmer, in lange Reihen hingestreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiser Lippenbewegung, und säckerten sich dabei beständig mit großen grünen Fächern, so daß man nichts hörte als ein unaufhörlich heimliches Wispern, und nichts sah als Fächerschlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln hörte manche schöne Andacht, und große katholische Augen sahen mich an,

halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl raten, mich ebenfalls hinzusetzen und Seelenstücke zu halten.

Wahrlich, ein solcher Dom mit seinem gedämpften Lichte und seiner wehenden Kühle ist ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenschein und brüdenbe Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unserem protestantischen Norddeutschland, wo die Kirchen nicht so komfortabel gebaut sind, und das Licht so frech durch die unbemalten Berrunftscheiben hineinschießt, und selbst die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug schützen. Man mag sagen was man will, der Katholizismus ist eine gute Sommerreligion. Es läßt sich gut liegen auf den Bänken dieser alten Dome, man genießt dort die Kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und sündigt in Gedanken, die Abonnen nicken so verzeihend aus ihren Nischen, weiblich gesinnt verzeihen sie sogar, wenn man ihre eigenen holden Züge in die sündigen Gedanken verflochten hat, und zum Ueberflus steht noch in jeder Ecke ein brauner Rothstuhl des Gewissens, wo man sich seiner Sünden entledigen kann.

In einem solchen Stuhle saß ein junger Mönch mit ernster Miene; das Gesicht der Dame, die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtstuhls verborgen. Doch kam außerhalb desselben eine Hand zum Vorschein, die mich gleichsam festhielt. Ich konnte nicht aufhören diese Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir so befremblich wohlbelannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Gesicht zu bilden, das zu dieser Hand gehören konnte. Es war eine schöne Hand, und nicht wie man sie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Rose, nur gedankenlose, vegetabil animalische Hände haben, sie hatte vielmehr so etwas Geistiges, so etwas geschichtlich Reizendes, wie die Hände von schönen Menschen, die sehr gebildet sind oder viel gelitten haben. Diese Hand hatte dabei auch so etwas rührend Unschuldiges, daß es schien, als ob sie nicht mitzubekennen brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichsam draußen warte, bis diese fertig sei. Das dauerte aber lange; die Dame mußte viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unsichtbaren Abschiedsruß auf die schöne Hand, diese zuckte in demselben Momente, und zwar so eigenthümlich, wie die Hand der toden Maria zu zucken pflegte, wenn ich sie berührte. Um Gotteswillen, dachte ich, was thut die tode Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

### Sechszehntes Kapitel.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obstfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntschaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein Paar an die Ohren geworfene Feigen sind zwar nicht immer die beste Introduction; aber ich und die Obstfrau sahen uns jetzt doch so freundlich an, als hätten wir uns wechselseitig die besten Empfehlungsschreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Aussehn. Sie war freilich schon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unsere Dienstjahre mit fatalen Cheveux auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war sie auch desto corpulenter, und was sie an Jugend eingeblüht, das hatte sie an Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Gesicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen stand darauf geschrieben: „lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köstlichsten Reiz verlieh, das war die Frisur, die gekräuselten Locken, freibeweiß gepudert, mit Pommade reichlich gebüngt, und idyllisch mit weißen Glockenblumen durchschlungen. Ich betrachtete diese Frau mit derselben Aufmerksamkeit, wie irgend ein Antiquar seine ausgegrabenen Marmortorcos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menschenruine noch viel mehr studieren, ich konnte die Spuren aller Civilisationen Italiens an ihr nachweisen, der etruskischen, römischen, gothischen, lombardischen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht interessant war mir das civilisirte Wesen dieser Frau im Kontrast mit Gewerbe und leidenschaftlicher Gewöhnung. Nicht minder interessant waren mir die Gegenstände ihres Gewerbes, die frischen Mandeln, die ich noch nie in ihrer ursprünglich grünen Schale gesehn, und die duftig frischen Feigen, die hochaufgeschüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit frischen Citronen und Orangen ergötzten mich; und wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildschöner Knabe, der ein kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwischen jedem Schlag derselben mit seinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei so weltvergessen in den blauen Himmel hineinsächelte, daß mir selbst wieder die drolligste Kinderlaune im Gemüthe aufstieg, und ich mich, wie ein Kind, vor die lachenden Körbe hinstellte und naschte und mit der Obstfrau diskurirte.

Wegen meines gebrochenen Italienischsprechens hielt sie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich gestand ihr, daß ich nur ein Deutscher sei. Sie machte sogleich viele geographische, ökonomische, hortologische, klimatische Fragen über Deutschland, und wunderte sich, als ich ihr ebenfalls gestand, daß

Seine I. 23

bei uns keine Citronen wachsen, daß wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, sehr pressen müssen, wenn wir Punsch machen, und daß wir dann aus Verzweiflung desto mehr Rum zugießen. Ach liebe Frau! sagte ich ihr, in unserem Lande ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muß bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem gelben Flanellsonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie sehen verdrießlich und grün aus, und unter uns gesagt, das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Äpfel. Was die Feigen betrifft, so müssen wir sie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reisen werden sie dumm und mehlig; nur die schlechteste Sorte können wir frisch aus der ersten Hand bekommen, und diese ist so bitter, daß, wer sie umsonst bekommt, noch obendrein eine Realinjurienlage anstellt. Von den Mandeln haben wir bloß die geschwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obst, und wir haben nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haselnüsse, Zweitschen und dergleichen Pöbel.

### Siebenzehntes Kapitel.

Ich freute mich wirklich, schon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntschaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden gezogen, so wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obstfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner, und soll ich die Wahrheit sagen, bei den schönen Mädchen, die rubelweise vorbeiströmten. Ich weiß nicht, ob andere Reisende hier das Beiwort „schön“ billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war just die Sorte, die ich liebe: — und ich liebe diese blassen, elegischen Gesichter, wo die großen, schwarzen Augen so liebeskrank herausstrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener stolzen Hälse, die schon Phöbus geliebt und braun geküßt hat; ich liebe sogar jene überreife Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüsterne Vögel daran gepickt; vor allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene stumme Musik des Leibes, jene Glieder, die sich in den süßesten Rhythmen bewegen, üppig, schmiegsam, göttlich lieblich, sterbepaul, dann wieder ätherisch erhaben, und immer hochpoetisch. Ich liebe dergleichen, wie ich die Poesie selbst liebe, und diese melodisch bewegten Gestalten, dieses wunderbare Menschenkonzert, das an mir vorüberbrauschte, fand Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der ersten Ueberraschung, die Märchenhaftigkeit der willfremden Erscheinung, es war schon der ruhige

Geist, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht liest, jene Frauenbilder mit entzückt besonnenem Auge betrachtete. Und bei solcher Betrachtung entdeckte man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trients sich noch schmücken wie zu den Zeiten des Konziliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Konzilium hat wenig ausgerichtet, der Sammt ist abgeschabt, die Seide zerfetzt und den armen Kindern blieb nichts als kümmerlicher Flitterstaat, den sie in der Woche ängstlich schonen, und womit sie sich nur des Sonntags puzen. Manche aber entbehren auch dieser Reste eines verschollenen Luxus, und müssen sich mit allerlei ordinären und wohlfeilen Fabrikaten unsers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Kontraste zwischen Leib und Kleid; der feingeschnittene Mund scheint fürstlich gebieten zu dürfen, und wird höhnisch überschattet von einem armseiligen Basthut mit zerknitterten Papierblumen, der stolze Busen wogt in einer Krause von plump falschen Garnspitzen, und die geistreichsten Hüften umschließt der dümmste Rattun. Wehmuth, dein Name ist Rattun, und zwar braungestreifter Rattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger gestimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Gestalt und Gesichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf diesem antik edlen Leib ein Kleid von braungestreiftem Rattun trug, so daß es ausah, als sei die steinerne Niobe plötzlich lustig geworden, und habe sich maskirt in unsere moderne Kleintracht, und schreite bettelstolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trients.

---

### Achtzehntes Kapitel.

---

Als ich nach der Lokanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo bestellt hatte, war mir wirklich so wehmüthig zu Sinn, daß ich nicht essen konnte, und das will viel sagen. Ich setzte mich vor die Thür der nachbarlichen Botega, erfrischte mich mit Sorbet und sprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt bist du ja in Italien — warum tirillirst du nicht? Sind vielleicht die alten deutschen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die sich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und sie freuen sich jetzt, und eben ihr gemeinschaftlicher Jubel erregt nun in der Brust jenes pitoreske Weh, das darin so seltsam sticht und hüpfet und pfeift? Und warum sollten sich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen? Hier in Italien ist es ja so schön, in diesen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantischer, als in unseren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorbeerbäumen läßt sich viel wollüstiger weinen, als unter unseren mürrisch zackigen Tannen,

und nach den idealischen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läßt sich viel süßer hinauffschwichten, als nach dem aschgrau deutschen Verteltagsobimmel, wo sogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfragen schneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Brust, Ihr Schmerzen! Ihr findet nirgends ein besseres Unterkommen. Ihr seid mir lieb und werth, und keiner weiß Euch besser zu hegen und zu pflegen als ich, und ich gestehe Euch, Ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was ist denn Vergnügen? Vergnügen ist nichts als ein höchst angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Musik, die, ohne daß ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuschauern schon um sich gezogen, hatte melodramatisch diesen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, bestehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe spielte. Der eine von jenen beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein stämmiger Mann, mit einem bledrothen Bandtengesicht, das aus den schwarzen Haupt- und Barthaaren, wie ein drohender Comet, hervorbrannte, und zwischen den Beinen hielt er eine ungeheure Bassgeige, die er so wüthend strich, als habe er in den Abruzzern einen armen Reisenden niedergerworfen und wollte ihm geschwinde die Gurgel absebeln; der andre war ein langer, hagerer Greis, dessen morche Gebeine in einem abgelebt schwarzen Anzuge schlotterten, und dessen schneeweiße Haare mit seinem Buffogesang und seinen närrischen Capriolen gar kläglich kontrastirten. Ist es schon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man seinen Jahren schuldig ist, aus Noth verkaufen, und sich zur Possenreißerei hergeben muß; wie viel trübseliger ist es noch, wenn er solches in Gegenwart oder gar in Gesellschaft seines Kindes thut! und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und sie akkompagnirte mit der Harfe die unwürdigsten Späße des greisen Vaters, oder stellte auch die Harfe bei Seite und sang mit ihm ein komisches Duett, wo er einen verliebten alten Oeden, und sie seine junge neckische Amante vorstellte. Obendrein schien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu sein, ja es schien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräulichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichsüchtige Welken und der zuckende Rißmuth des schönen Gesichtes, dessen stolzgeschwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichsam verhöhnnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren schwarzen Triumphbogen so herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzensston, der so unheimlich kontrastirte mit den lachend schönen Lippen, denen er entschlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängstlich violettes Seidenkleidchen so tief als möglich umflatterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verführten Strohhut und die Brust zierte gar sinnbildlich eine offene Rosenknospe, die mehr gewaltsam aufgerissen

als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu sein schien. Indessen, über dem unglücklichen Mädchen, diesem Frühling, den der Tod schon verderblich angehaucht, lag eine unbeschreibliche Anmuth, eine Grazie, die sich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kund gab, und selbst dann nicht ganz sich verläugnete, wenn sie mit vorgeworfenem Leichen und ironischer Lüfternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben so unsittsam, mit vorgestrecktem Bauchgerippe zu ihr heranwachtelte. Je frecher sie sich gebardete, desto tieferes Mitleiden flößte sie mir ein, und wenn ihr Gesang dann weich und wunderbar aus ihrer Brust hervorsieg und gleichsam um Verzeihung bat, dann saugzten in meiner Brust die kleinen Schlangen, und bissen sich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Rose schien mich dann wie bittend anzusehen, einmal sah ich sie sogar zittern, erbleichen — aber in demselben Augenblicke schlugen die Triller des Mädchens um so lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Cometgesicht markierte seine Bratsche so grimmig, daß sie die entseßlich drolligsten Töne von sich gab und die Zuhörer noch toller jubelten.

### Neunzehntes Kapitel.

Es war ein ächt italienisches Musikstück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wundersamen Gattung, die dem Humor den freiesten Spielraum gewährt, und worin er sich all' seiner springenden Lust, seiner tollen Empfinderei, seiner lachenden Wehmuth, und seiner lebenslüchtigen Todesbegeisterung überlassen kann. Es war ganz Rossinische Weise, wie sie sich im Barbier von Sevilla am lieblichsten offenbart. Die Verächter italienischer Musik, die auch dieser Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und sind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts anderes zu hören, als Fugen von Sebastian Bach. Leid ist es mir um so manchen meiner Collegen, z. B. um Kellstab, der ebenfalls dieser Verdammtiß nicht entgehen wird, wenn er sich nicht vor seinem Tode zu Rossini bekehrt. Rossini, divino Maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreitest! verzeih meinen armen Landesleuten, die dich lästern auf Schreibpapier und auf Löschpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodischen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich so lieblich umgaukelten, und mir das Herz küssen, wie mit Lippen der Grazien! Divino Maestro, verzeih meinen armen Landesleuten, die deine Tiefe nicht sehen, weil du sie mit Rosen bedeckst, und denen du nicht gedankenschwer und gründlich genug bist, weil du so leicht stat-

terk, so gottbesüßelt! — Freilich, um die heutige italienische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehen, muß man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden, seine Freuden, kurz seine ganze Geschichte, von Romulus, der das heilige römische Reich gestiftet, bis auf die neueste Zeit, wo es zu Grunde ging, unter Romulus Augustulus II. Dem armen geknechteten Italien ist ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Musik die Gefühle seines Herzens kund geben. All sein Groll gegen fremde Herrschaft, seine Begeisterung für die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Lechzen nach Hülfe, alles dieses verlappt sich in jene Melodien, die von grösster Lebenstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantominen, die von schmeicheleinden Caressen zu drohendem Ingrimm überschnappen.

Das ist der erotische Sinn der Opera Buffa. Die erotische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnützen und Liebesnereien, worunter der Italiener seine tödtlichsten Befreiungsgebanten verbirgt, wie Harmobius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrthen. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die erotische Schildwache, und es ist gut, daß sie nichts merkt. Denn sonst würde der Impresario, mißsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo, bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärnährische Celloaturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlektine, die in weiteren Verzweigungen verbrecherischer Uentriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretiren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Columbine müßte sich, über dieses Jamlienunglück, die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italienischen Demagogen pffiger sind als die armen Deutschen, die, Aehnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenklappen vermunmt hatten, aber so auffallend trübselig ausahen und bei ihren grünblischen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten, und so ernstbaste Gesichter schnitten, daß die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mußten.

### zwanzigstes Kapitel.

Die kleine Harfenistin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während sie sang und spielte, oft nach ihrer Busenrose hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit sie ihr Honorar einsammelte, ein Gelbstück warf, das nicht allzuflein war, da lächelte sie schlaun, und frug heimlich: ob ich ihre Rose haben wolle?

Nun bin ich aber der höflichste Mensch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Rose beleidigen, und sei es auch eine Rose, die sich schon ein bißchen verduftet hat. Und wenn sie auch nicht mehr, so dacht' ich, ganz frisch riecht, und nicht mehr im Geruche der Jugend ist, wie die Rose von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stodschnupfen habe! Und nur die Menschen nehmen's so genau. Der Schmetterling fragt nicht die Blume: hat schon ein anderer dich geküßt? Und diese fragt nicht: hast du schon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daß die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, sind alle Blumen grau, die sündigste Rose eben so gut wie die tugendhafteste Petersilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern sagte ich zu der kleinen Harfenistin: *Si Signora* — — —

Denk nur nichts Böses, lieber Leser. Es war dunkel geworden, und die Sterne sahen so klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen selbst aber gitterte die Erinnerung an die tobt Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette stand, worauf der schöne, blasse Leib lag, mit sanften stillen Lippen — Ich dachte wieder an den sonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen sollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glase auf dem Tische stand und so seltsam duftete — Auch durchschauerte mich wieder der Zweifel: ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erlosch? Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Ich ging bald zu Bette, schlief bald ein und verwickelte mich in närrische Träume. Ich träumte mich nemlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich staunte wieder wie vorher, und jetzt um so mehr, da lauter Blumen statt Menschen in den Straßen spazieren gingen.

Da wandelten glühende Nelken, die sich wollüstig fächerten, kokettirende Balsaminen, Hyacinthen mit hübschen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein

Troß von schnurrbärtigen Narzissen und tölpelhaften Rittersporen. An der Ecke zankten sich zwei Masliebchen. Aus dem Fenster eines alten Hauses von krankhaftem Aussehen guckte eine gesprenkelte Levkoje, gar nährisch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenstimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze Adel versammelt, die hohe Noblesse, nämlich jene Liljen, die nicht arbeiten und nicht spinnen und sich doch eben so prächtig blühen wie König Salomon in all seiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obstfrau glaubte ich dort zu sehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinkelte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie saure Jurke? Sie ordinäre Blume mit man einen Stoobfaden? Ich will Ihnen schon begießen!“ Vor Angst eilte ich in den Dom, und überrannte fast ein altes hintenbes Stiefmütterchen, das sich von einem Gänseblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen saßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtstuhl saß ein schwarzer Kettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Gesicht nicht zum Vorschein kam. Doch sie duftete so wohlbekannt schauerlich, daß ich seltsamerweise wieder an die Nachviole dachte, die im Zimmer stand, wo die todt Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Rosen mit schwarzen Blüten und weißen Taschentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerrissene Rose, die ich am Busen der kleinen Parfenistin kennen gelernt. Sie sah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaß, eine weiße Rosenleiche. Bei einer kleinen Capelle wurde der Sarg niedergelegt; da gab es nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatschgrose hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin sie viel schwappte von den Tugenden der Hingeschiedenen, von einem irdischen Ragenjammerthal, von einem besseren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näselnd singenden Tone, eine breitgewässerte Rede, und so lang und langweilig, daß ich davon erwachte.

---

### **Zweihundzwanzigstes Kapitel.**

---

Mein Betturin hatte früher denn Helios seine Säule angeschirrt, und schon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Betturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechseln.

Ala ist schon ein ächt italienisches Nest. Die Lage ist pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauscht vorbei, hetttergrüne Weinreben umranken die und

da die übereinanderstolpernden, zusammengeklühten Bettlerpaläste. An der Ecke des windschiefen Marktes, der so klein ist wie ein Hühnerhof, steht mit großmächtigen, gigantischen Buchstaben: Piazza di San Maroo. Auf dem steinernen Bruchstück eines großen, altadligen Wappenschildes, saß dort ein kleiner Knabe und nothbürstelte. Die blanke Sonne beschien seine naive Rückseite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild, das er vorher inbrünstig küßte. Ein kleines, bildschönes Mädchen, stand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen akkompagnirend in eine hölzerne Kindertrumpete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag speiste, war ebenfalls schon von acht italienischer Art. Oben, auf dem ersten Stockwerk, eine freie Estrade mit der Aussicht nach dem Hofe, wo zer Schlagene Wagen und sehnsüchtige Misthaufen lagen, Truthähne mit närrisch rothen Schnabellappen und bettelstolze Pfauen einher spazierten, und ein halb Duzend zerlumpter, sonnenverbrannter Buben sich nach der Bell- und Lanfasterischen Weithöhe lauschten. Auf jener Estrade, längs dem gebrochenen Eisengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett worauf die Blöthe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth sprang hin und her, um meine Wünsche zu vernehmen. Er trug einen hastig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Gesicht, worin eine lange, höckerige Nase, mit einer haarigen, rothen Warze, die mitten darauf saß, wie ein rothsäckiger Affe auf dem Rücken eines Kameels. Er sprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Nesschen auf seiner Nase ebenfalls hin und her spränge. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeste brachte, und wenn ich deshalb schalt, so betheuerte er, daß ich schon sehr gut Italienisch spreche.

Ich mußte mich lange mit dem lieblichen Bratenbust begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürlosen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander saßen und sangen und Hühner rupften. Erstere war remarlabeledorpulent; Brüste, die sich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem kolossalen Hintergestell, so daß jene erst die Institutionen zu sein schienen, dieses aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht sehr große, aber stark geformte Person, schien sich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Gesichtszüge waren nicht sanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch schön gemessen, edel, antik; Locken und Augen brennend schwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, stumpye Gesichtszüge, eine rosenrothe Nase, blaue Augen, wie Weilschen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il Signor padre, herangesprungen, und fragte nach irgend einem Geschirr oder Gerichte, und im Negativ bekam er die ruhige Beifugung, es

selbst zu suchen. Dann schnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken, kostete aus den kochenden Töpfen, verbrannte sich das Maul und sprang wieder fort, und mit ihm sein Nasenkameel und das rothe Messen. Hinter ihnen drein schlugen dann die lustigsten Triller, wie liebevolle Verhöhnung und Familienniederrei.

Aber diese gemüthliche, fast idyllische Wirthschaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierschrotiger Kerl mit einem brüllenden Mordgesicht stürzte herein, und schrie etwas, das ich nicht verstand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe schüttelten, gerieth er in die tollste Wuth und spie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Vesuv, der sich ärgert. Die Wirthin schien in Angst zu gerathen, und flüsterte begütigende Worte, die aber eine entgegen-gesetzte Wirkung hervorbrachten, so daß der rasende Mensch eine eiserne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaschen zerschlug, und auch die arme Frau geschlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmesser erfaßt und ihn niederzustechen gedroht, im Fall er nicht sogleich abjüge.

Es war ein schöner Anblick, das Mädchen stand da blaßgelb und vor Zorn erstarrt, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die Augen tief und tödtlich, eine blaugeschwollene Ader quer über der Stirn, die schwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Messer— Ich schauerte vor Lust, denn leidhaftig sah ich vor mir das Bild der Rebecca, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich einschlummert war an dem lieben Herzen Nelpomene's, der finster schönen Göttin.

Während dieser Scene kam der Signor padro nicht im mindesten aus dem Geleise, mit geschäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, suchte die Teller zusammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Suppa mit Parmesankäse, einen Braten herb und fest wie deutsche Treue, Krebse roth wie Liebe, grünen Spinnat wie Hoffnung mit Eier, und zum Dessert gestovte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat nichts zu bedeuten, das ist nun mal Pietro's Methode, sprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der Urheber des Janks sich entfernt hatte, schien es, als ob dort gar nichts vorgefallen sei, Mutter und Tochter saßen wieder ruhig nach wie vor, und sangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der Signor padro sich aufs Rupfen verstand, und als ich ihm dennoch, außer der Zahlung, etwas für die gute Hand gab, da niefte er so vergnügt stark, daß das Messen beinaß von seinem Sipe herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald saß ich in dem eingetauschten Wagen, fuhr rasch hinab in die lombardische Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

### Freundzwanzigstes Kapitel.

Die bunte Gewalt der neuen Erscheinungen bewegte mich in Trient nur dümmern und ahnungsvoll, wie Märchenschauer; in Verona aber erfaßte sie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, scharfbestimmter Formen, gespenstischer Trompetenklänge und fernen Wassengeräusches. Da war manch' verwitterter Palast, der mich so stier ansah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er scheuete sich nur vor dem Gewühl der zubringlichen Tagesmenschen, und bäte mich zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volks und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoss, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geslüster zerbrochener Bildsäulen, und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine fürchtbar blutige Geschichte, und ich las an der Ecke die Worte: *Scala mazzanti*.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etsch, war immer gleichsam die erste Stazion für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im goldenen Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen. Einige zogen weiter hinab, anderen gefiel es schon gut genug am Orte selbst, und sie machten es sich heimathlich bequem, und zogen seidne Hausgewänder an, und ergingen sich frieblich unter Blumen und Zypressen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre frischen Eisenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und sie verdrängten, — eine Geschichte, die sich oft wiederholte, und von den Historikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Reichbild Verona's, so findet man überall die abentheuerlichen Spuren jener Tage, so wie auch die Spuren der älteren und der späteren Zeiten. An die Römer mahnt besonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theoderichs, des Ditrichs von Bern, von dem die Deutschen noch singen und sagen, erinnern die fabelhaften Reste so mancher byzantinisch vorgotthischen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und seine wüthenden Longobarden; sagenreiche Denkmale mahnen an Carolum Magnum, dessen Palatine an der Pforte des Doms eben so fränkisch roh gemeißelt sind, wie sie gewiß im Leben gewesen — es will uns bedünken, als sei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäusern seinen Namen auf Wand und Fenster zu schreiben pflegt, so habe dort jedes Volk die Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen, freilich oft nicht in der leserlichsten Schrift, da mancher deutsche Stamm noch nicht schreiben konnte, und sich damit behelfen mußte, zum Andenken etwas zu zertrümmern, welches auch hin-

reichend war, da diese Trümmer noch deutlicher sprechen als zierliche Buchstaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben solche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlassen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um sich durch mildere Mittel im Andenken der Menschen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen, anstarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menschen, die in geheimnißvoller Hast dazwischen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das seltsame Ganze wie ein kostbarer Rahmen umschloß, und dadurch gleichsam zu einem Gemälde erhob. Es ist aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, selbst steckt, und hie und da von den Figuren desselben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe so lieblich geschah. Das ist nemlich der Gemüsemarkt, und da gab es vollauf ergößliche Gestalten, Frauen und Mädchen, schwachtend großäugige Gesichter, süße wöhnliche Leiber, reizend gelb, nativ schmutzig, geschaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder schwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war so listig um den Busen geschlagen, daß er die schönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägte trugen Ghignons, durchstochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelförmigen Silberstäbchen. Die Bäuerinnen hatten meist kleine, tellerartige Strohhütchen mit kokettirenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unsrigen, und nur die ungeheuern schwarzen Backenbärte, die aus der Cravatte hervorbuschten, waren mir hier, wo ich diese Mode zuerst bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer diese Menschen, die Männer wie die Frauen, so entdeckte man, in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen, die Spuren einer Civilisation, die sich von der unsrigen in sofern unterscheidet, daß sie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, sondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden ist, und sich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherren modifizirt hat. Die Civilisation hat bei diesen Menschen keine so auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenstämmen erst gestern gehobelt worden sind, und alles noch nach Firnis riecht. Es scheint uns, als habe dieses Menschengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Lebensarten gewechselt, und der Geist der Gesittung habe sich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die diesen Platz umgeben, mögen nicht so leicht im Stande gewesen sein mit der Zeit fortzuschreiten; doch schauen sie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unsere Seele. Da stehen hohe Paläste im venezianisch-lombardischen Styl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Fresko-

bildern; in der Mitte erhebt sich eine einzelne Denksäule, ein Springbrunnen und eine steinerne Heilige; hier schaut man den launig roth- und weißgestreiften Podesia, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt: dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchturm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so daß es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Ariosto oder des Ludovico Tieck.

Nabe bei diesem Platz steht ein Haus, das man, wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt ist, für den Palast der Capulets hält. Es ist jetzt eine schmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutscher, und als Herbergsgeschild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern, in einer Kirche, zeigt man auch die Capelle, worin der Sage nach, das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter besucht gern solche Orte, wenn er auch selbst lächelt über die Leichtgläubigkeit seines Herzens. Ich fand in dieser Capelle ein einsames Frauenzimmer, ein kümmerlich verbliebenes Wesen, das, nach langem Knien und Beten, seufzend aufstand, aus kranken, stillen Augen mich befremdet ansah, und endlich, wie mit gebrochenen Gliedern, fortswankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger sind unfern der Piazza delle Erbe. Sie sind so wunderbar prächtig wie dieses stolze Geschlecht selbst, und es ist schade, daß sie in einem engen Winkel stehen, wo sie sich gleichsam zusammenbrängen müssen, um so wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beschauer nicht viel Platz bleibt, um sie ordentlich zu betrachten. Es ist, als sähen wir hier die geschichtliche Erscheinung dieses Geschlechtes vergeistigt; diese füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italienischen Geschichte, aber dieser Winkel ist gebrängt voll von Thatenglanz, Gesinnungspracht und Uebermuthsherrlichkeit. Wie in der Geschichte, so sieht man sie auch auf ihren Monumenten, stolze, eiserne Ritter auf eisernen Rossen, vor allen herrlich Can Grande, der Dheim, und Mastino, der Nefte.

---

### Vierundzwanzigstes Kapitel.

---

Ueber das Amphitheater von Verona haben viele gesprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die sich nicht in den Kreis dieses berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es ist ganz in seinem ernstern, thatsächlichen Styl gebaut, dessen Schönheit in der vollendeten Solidität besteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geist  
seine. I.

ausspricht, der nichts anders ist als der Geist von Rom selbst. Und Rom? Wer ist so gesund unwissend, daß nicht heimlich bei diesem Namen sein Herz erbebt, und nicht wenigstens eine traditionelle Furcht seine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mein Gefühl mehr Angst als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma ist ja jetzt todt, beschwichtigte ich die zagende Seele, und du hast die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann stieg wieder das Falstaffsche Bedenken in mir auf: wenn sie aber noch nicht ganz todt wäre, und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf — es wäre entsetzlich!

Als ich das Amphitheater besuchte, wurde just Comödie darin gespielt; eine kleine Holzhube war nemlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italienische Posse aufgeführt, und die Zuschauer saßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da saß ich nun und sah Brighellas und Tartaglias Spiegelfechtereien auf derselben Stelle, wo der Römer einst saß und seinen Gladiatoren und Tierbegegnern zusah. Der Himmel über mir, die blaue Krystallschale, war noch derselbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne schimmerten hervor, Truffalbino lachte, Sméralbina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatschte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekostet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, diese Männer konnten sich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und ernsthaft wie sie waren, zeigte sich auch in ihren Spielen der baarste, blutigste Ernst. Sie waren keine große Menschen, aber durch ihre Stellung waren sie größer als andre Erdenkinder, denn sie standen auf Rom. So wie sie von den sieben Hügeln herabstiegen, waren sie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben sich ausspricht; und Ostulanum und Pompeji, jene Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steinert hervorgegraben wird, zeigen dem Reisenden das römische Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche so auffallend kontrastiren gegen jene kolossalen Bauwerke, die das öffentliche Leben aussprachen, jene Theater, Wasserleitungen, Brunnen, Landstraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unser Staunen erregen. Aber das ist es ja eben; wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo sie in der Begeisterung dieser Idee gekämpft, geschrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte sich diese Idee, der Einzelne verlor sich darin, die Großen, die noch hervorragten, sind nur getragen von dieser Idee, und sie macht die

Kleinheit der Kleinen noch bemerkbar. Die Römer sind deshalb zugleich die größten Helden und die größten Satyriker gewesen, Helden, wenn sie handelten, während sie an Rom dachten, Satyriker, wenn sie an Rom dachten, während sie die Handlungen ihrer Genossen beurtheilten. Gemessen mit solchem ungeheuren Maßstab, der Ider Rom, mußte selbst die größte Persönlichkeit zwerghaft erscheinen und somit der Spottsucht anheim fallen. Tacitus ist der grausamste Meister in dieser Satyre, eben weil er die Größe Roms und die Kleinheit der Menschen am tiefsten fühlte. Recht in seinem Elemente ist er jedesmal, wenn er berichten kann, was die malignösen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raisonnirten; recht ingrimmig glücklich ist er, wenn er irgend eine senatorische Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher spazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückfahrend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geist am anschaulichsten offenbaren, so sprachen auch diese Mauern zu mir, in ihrem fragmentarischen Lapidarstyl, tiefernstste Dinge; sie sprachen von den Männern des alten Roms, und mir war dabei, als sähe ich sie selber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als sähe ich die Griechen, mit ihren begeisterten Märtyreraugen. Liborius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir stimmen für das Agrarische Gesetz! Auch Cäsar sah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus — Seid Ihr wieder versöhnt? rief ich. Wir glauben beide Recht zu haben — lachte Cäsar zu mir hinauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deshalb für berechtigt, Rom in die Tasche zu stecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieser Römer war, so glaubte er sich berechtigt, mich deshalb umzubringen. Hinter diesen Weiden schlich Liborius Nero, mit Nebelbeinen und unbestimmten Mienen. Auch Weiber sah ich dort wandeln, darunter Agrippina, mit ihrem schönen herrschfüchtigen Gesichte, das wunderbar rührend anzusehen war, wie ein altes Marmorbild, in dessen Jügen der Schmerz wie versteinert erscheint. Wen suchst du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich sie klagen — da plötzlich erscholl das dumpfsinnige Geläute einer Betglode und das fatale Getrommel des Zapfenstreichs. Die stolzen römischen Geister verschwanden, und ich war wieder ganz in der christlich östreichischen Gegenwart.

---

### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

---

Auf dem Plage La Bra spaziert, sobald es dunkel wird, die schöne Welt von Verona, oder sitzt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffeebuden, und

schürft Sorbet und Abendkühle und Rufl. Da läßt sich gut sitzen, das träumende Herz wiegt sich auf süßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie schlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erschallen und es stimmt ein mit vollem Orchester. Dann ist der Geist wieder sonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen schwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, stolz und langsam und ewig.

Ich wandelte noch bis spät nach Mitternacht durch die Straßen Veronas, die allmählig menschenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und schmerzhaft sah mich an manch' marmornes Gesicht. Ich eilte schnell den Grabmalern der Scaliger vorüber; denn mir schien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von seinem Rosse herabsteigen und mich als Wegweiser begleiten. Bleib' du nur sitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz ist der beste Ciccone und erzählt mir überall die Geschichten, die in den Häusern passiert sind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es sie tren genug.

Als ich an den römischen Triumphbogen kam, huschte eben ein schwarzer Rauch hindurch, und fernher erscholl ein deutsch brummendes Werba? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzanti stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, tobtzärtlich, und wie Hülfersend an den steinernen Häusern wiederhallend. Auf dieser Stelle hat Antonio della Scala seinen Bruder Bartholomeo umgebracht, als dieser eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz sagte mir, sie säße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und sänge nur, um ihre ahnende Angst zu überstimmen. Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohl bekannt, ich hatte diese seidenen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche stehende Erinnerungen, und — Du du dummes Herz, sprach ich zu mir selber, kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die tobt Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der tobt Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis in's Schlafgemach, bis in den Traum — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Waschkrau entfernte sich wieder mit räthselhaftem Seitenblick, die Nachtwiole bußte, ich küßte wieder die lieblichen Rippen, und die holde Leiche erhob sich langsam, um mir den Gegentuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöscht hat.

Sechszwanzigstes Kapitel.

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?“

Kennst du das Lieb? Ganz Italien ist darin geschildert, aber mit den seufzenden Farben der Sehnsucht. In der italienischen Reise hat es Goethe etwas ausführlicher besungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen und man kann sich auf die Treue der Umrisse und der Farbengebung ganz verlassen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethes italienische Reise hinzudeuten, um so mehr, da er, bis Verona, dieselbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe schon früherhin über jenes Buch gesprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf bestätigt. Wir schauen nämlich darin überall thatsächliche Auffassung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intenzionen der Natur vermag er uns wiederzuspiegeln, und es ist einem hitzigen Goethianer, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objecten selbst so sehr erstaunt, daß er dem Spiegel sogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objecte zu erschaffen, zutraut. Ein Herr Edermann hat mal ein Buch über Goethe geschrieben, worin er ganz ernsthaft versichert: hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: „lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob fertig, ich habe jetzt Alles erschaffen, bis auf die Vögel und die Bäume, und du thätest mir eine Liebe, wenn du statt meiner diese Bagatellen noch erschaffen wolltest“ — so würde Goethe, eben so gut wie der liebe Gott, diese Thiere und Gewächse ganz im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün erschaffen haben.

Es liegt Wahrheit in diesen Worten, und ich bin sogar der Meinung, daß Goethe manchmal seine Sache noch besser gemacht hätte, als der liebe Gott selbst, und daß er z. B. den Herrn Edermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün erschaffen hätte. Es ist wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Edermann keine grünen Federn wachsen, und Goethe hat diesem Mangel wenigstens dadurch abzuhelpen gesucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verschrieben und eigenhändig aufgesetzt hat.

Nächst Goethe's italienischer Reise, ist Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was diesen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erscheinen, das ersetzen sie durch männliche Gefinnungen, die jenem mangeln. Denn Frau v. Morgan hat wie ein Mann gesprochen, sie sprach Scorpionen in die Herzen frecher Söld-

ner, und muthig und süß waren die Triller dieser flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben so, wie männiglich bekannt ist, war Frau v. Staël eine liebenswürdige Marktenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthusiasmusfäßchen, und stärkte die Müden, und focht selber mit, besser als die Besten.

Was überhaupt italienische Reisebeschreibungen betrifft, so hat W. Müller vor geraumer Zeit im *Hermes* eine Uebersicht derselben gegeben. Ihre Zahl ist Legion. Unter den ältern deutschen Schriftstellern in diesem Fache sind, durch Geist oder Eigenthümlichkeit, am ausgezeichnetsten: Rorig, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arnbt, Meyer, Benkowitz und Rehfus. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter diesen nenne ich des allzufrüh verstorbenen W. Müller's „*Rom, Römer und Römerinnen*“ — ach, er war ein deutscher Dichter! — dann die Reise von Kephallides, die ein bißchen trocken ist, ferner Lefmann's „*cisalpinische Blätter*“, die etwas zu flüssig sind, und endlich die „*Reisen in Italien* seit 1822, von Friedrich Thiersch, Lub. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo v. Klenze,“ von diesem Werke ist erst ein Theil erschienen, und er enthält meistens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thiersch, dessen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

---

### Siebenundzwanzigstes Kapitel.

---

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?  
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,  
Kennst Du es wohl?

Dahin! dahin  
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

— Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leser, von Verona nach Mailand nicht mit dem Postwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Gesellschaft von sechs Banditen, in einer schwerfälligen Carrozza, die, wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten so sorgfältig verschlossen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, küßte mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu spucken. Das eine mal sah ich nichts als einige

schweigende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der schwülen Sonnenhitze sehr zu leiden schienen; das andere mal sah ich ein Stück von einem wunderbaren, blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier sich spiegelten. Letzterer, ein österreichischer Narziss, bewunderte mit kindischer Freude, wie sein Spiegelbild ihm alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präsentirte oder schulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia selbst weiß ich ebenfalls wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Franzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reisenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher stillt als den des Geistes. Doch war ich gewissenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen stieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen: und da erfuhr ich unter anderen: die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kasserhäuser, 20 katholische Kirchen, ein Zollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler fehlen.

Um Mitternacht arrivirte ich in Mailand und lehrte ein bei Hrn. Reichmann, einem Deutschen, der sein Hôtel ganz nach deutscher Weise eingerichtet. Es sei das beste Wirthshaus in ganz Italien, sagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italienische Gastwirthe und Flöhe sehr schlecht zu sprechen waren. Da hörte ich nichts als ärgerliche Hissförsen von italienischen Prellereien, und besonders Sir William fluchte und versicherte: wenn Europa der Kopf der Welt sei, so sei Italien das Diebesorgan dieses Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühstück bezahlen müssen, und zu Vercenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handschuh aufhob, den er beim Einsteigen in den Wagen fallen lassen. Sein Vetter Tom sagte: alle Italiener seien Spitzbuben bis auf den einzigen Umstand, daß sie nicht fehlen. Hätte er lebenswürdiger ausgesehen, so würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italienerinnen Spitzbübinnen sind. Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver, den ich in Brighton als ein junges Kalb verlassen hatte, und jetzt in Mailand als einen boosuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der es besser verstanden hätte, mit seiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste einprempfte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja sein Maul war sogar viereckig aufgesperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten schmal, oben spitz, mit kurzer Stirn und sehr langem Kinn. Unter den englischen Bekannten, die ich in Mailand wiederfand, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettauwine war sie von den Alpen herabgekom-

men, in Gesellschaft zweier Schneeweissen, sneekalten Schneegänschen, Miß Polly und Miß Molly.

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italienischen Citronenbaum denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Gallerie ohne ein Schock Engländer, die, mit ihrem Guide in der Hand, darin umherrennen, und nachsehen, ob noch alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Lakaien, wiehernnden Rennpferden, grünverschleierten Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren, neugierig und gepuht, über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkerverwanderung zu sehen. Und in der That, der Sohn Albions, obgleich er weiße Wäsche trägt und alles baar bezahlt, ist doch ein civilisirter Barbar, in Vergleichung mit dem Italiener, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Rohheit, dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italienischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter, mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italienische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italienern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt es in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiener, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiener für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisirten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiener mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufgeführt sehen, und Nordoperaltel gehört, der, wie gebräuchlich, bei solchen Anlässen statt findet. Ihr Italiener, sagte der Britte zu dem Blassen, scheint für alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag

Euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liebes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liebe selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug, und die jetzt gewaltig hervorbrausen, — und das ist die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieses Bekenntniß auch einigen Aufschluß über den Enthusiasmus, den jenseits der Alpen Rossini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menschliche Raserei gesehen, so war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Russt manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz übersprang. Jene Raserei heißt in Italien: furoro.

---

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

---

Obgleich ich, lieber Leser, jetzt schon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambrosiana Dir meine Kunsturtheile aufzutischen, so will ich doch diesen Kelch an Dir vorüber gehen lassen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daß ich das spize Kinn, das den Bildern der lombardischen Schule einen Anstrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher schönen Lombardin gesehen habe. Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anschauung. So ist mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in seiner göttlichsten Heiterkeit plötzlich verständlich geworden; so habe ich späterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geist der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumerische Oberflächlichkeit der Venezlaner begreifen lernen. Geh' nach Rom, liebe Seele, und vielleicht schwingst Du Dich dort hinauf zur Anschauung der Idealität und zum Verständniß des Raphael.

Indessen eine Merkwürdigkeit Mailands, die in jeder Hinsicht die größte ist, kann ich nicht unerwähnt lassen — Das ist der Dom.

Un der Ferne scheint es, als sei er aus weißem Postpapier geschnitten, und in der Nähe erschrickt man, daß dieses Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor besteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothischen Kronbüchlein hervorgucken, und oben

auf allen Spitzen gepflanzt stehen, dieses steinerne Volk verwirrt einem fast die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, so findet man es doch recht hübsch, kolossal niedlich, ein Spielzeug für Riesenkinder. Im mitternächtlichen Mondschein gewährt es noch den besten Anblick, dann kommen all die weißen Steinmenschen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgestiegen, und gehen mit einem über die Piazza, und flüstern einem alte Geschichten in's Ohr, puzig heilige, ganz geheime Geschichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn späterhin fortgesetzt.

Siehst du — sagte mir ein gar seltsamer Heiliger, der in der neuesten Zeit aus dem neuesten Marmor verfertigt war, — siehst du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiser Napoleon den Dombau so eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es sehr gut, er hat eingesehen, daß dieses große Steinhaus auf jeden Fall ein sehr nützliches Gebäude sein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einst das Christenthum vorüber ist.

Wenn einst das Christenthum vorüber ist — Ich war schier erschrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine solche Sprache führen, und dazu auf einem Plage, wo österreichische Schildwachen, mit Bärenmützen und Tornistern, auf- und abgehen. Indessen der steinerne Kauz hat gewissermaßen Recht, das Innere des Doms ist hübsch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Bestimmung seinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleons Lieblingsgedanken, und er war nicht weit vom Ziele entfernt, als seine Herrschaft gebrochen wurde. Die Oestreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonstrasse beschließen sollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleons Standbild wird nicht, wie früher bestimmt war, auf die Spitze jenes Bogens gestellt werden. Immerhin, der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor, und das kein Oestreicher unseren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Felbes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unverfehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervordachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen, und sich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht, nach Jahrtausenden, wird ein spitzfindiger Schulmeister, in einer grundgelehrten Dissertation, unumstößlich beweisen: daß der Napoleon Bonaparte ganz identisch sei mit jenem andern Titane, der den Göttern das Licht raubte und für dieses Vergehen auf einem einsamen Felsen, mitten im Meere, angeschmiebet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich sein Herz zerfleischte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ich bitte Dich, lieber Leser, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Pulbigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Mißverständniß, daß die europäische Aristokratie, repräsentirt von England, ihn so todtfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regenerirt haben, statt daß sie jetzt darnieder liegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg.

Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für allemal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir sind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Postillon diese Worte sprach! Ich war in Gesellschaft eines sehr artigen Piesländers, der vielmehr den Russen spielte, des Abends von Mailand abgereist, und sah des folgenden Morgens die Sonne aufgehen über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rausche Consul, Kaiser, Welteroberer wurde, und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegeeruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfolgt werden würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räuber- und Beutegeschichte, sondern eine Geistesgeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habgierige Fürsten zu ihren Privatzielen sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nemlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und

mehr die übrigen Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wunderbarer Anblick, wie diese, trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten, mit mehr oder minderm Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müßten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorkommen, bei dem, durch jene Parteipolitik, die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre Ultimar Rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so, wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehen und mit Reden und Tritten kämpfen. Die Lösungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Mißverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichts desto weniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit?

Es ist die Emanzipazion. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, Westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipazion der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorratheten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Ketenschlüssel schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger tausend privilegirter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empfört sie die civilisirten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit,

die mit dem Prinzip der Gesellschaft am unleidlichsten collidirt, nothwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit.

Laßt uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst alle, als gleiche Gäste, das große Versöhnungsmahl halten, und guter Dinge sind, — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gutbesetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emanzipazion durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lauchende Ungleichheitslehre des Aristokratismus.

Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf blüht uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daß einst unsre Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden, vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so geringe Unge-  
thüme, Lindwürmer und Raubvögel, zu kämpfen hatten.

---

### dreißigstes Kapitel.

---

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen einem die Betrachtungen so schaaarenweis angeflogen, daß man glauben sollte, es wären dieselben, die dort so mancher plötzlich aufgeben mußte, und die nun, wie herrenlose Hunde, umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn so furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieses Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutrosen tanzte, den üppigen Brautkranz! Frankreich war da-  
Seine I.

mal's Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liebe heißt,

Heida! am Polterabend,  
Zerschlug man statt der Äpfel  
Aristokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist das nicht etwas zu theuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel werth wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte — Still davon, so würden die Todten sprechen, die hier gefallen sind, wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menschheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — sagte mein Reisegefährte, der Lief-  
ländische Russe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt sind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitzsch den Türken die Turbane zurechtsetzt, und wir werden noch dieses Jahr Constantinopel einnehmen. Sind Sie gut russisch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich sah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hüthen und dem grauen Schlachtmantel, er sagte dahin wie ein Gedanke, geisterschnell, in der Ferne erscholl es wie ein schaurig süßes allons enfans de la patrie — Und dennoch antwortete ich: ja, ich bin gut russisch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechsel der Lösungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampfe, hat es sich jetzt so gefügt, daß der glühendste Freund der Revolution nur im Siege Rußlands das Heil der Welt sieht, und den Kaiser Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muß. Seltsamer Wechsel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit diesem Amte einen englischen Minister, das Geheul des hochtöryschen Hasses gegen George Canning leitete damals unsre Wahl, in den ablig unedlen Kränkungen, die er erlitt, sahen wir die Garantien seiner Treue, und als er des Märtyrertodes starb, da legten wir Trauer an, und der achte August wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingstreet, und pflanzten sie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiser Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechischen Wittwen und Waisen schügte gegen asiatische Barbaren, und in solchem guten Kampfe seine Sporen verdiente. Wieder hatten sich die Feinde der Freiheit zu sehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharffinn ihres Hasses um unser eignes Beste zu erkennen. Wieder zeigte sich diesmal die gewöhnliche Erscheinung, daß wir unsere Repräsentanten vielmehr der Stimmenmehrheit unserer Feinde als der eignen Wahl verdanken, und indem wir

die wunderbarlich zusammengesetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünsche gen Himmel sandte, so merkten wir bald, wer unser Freund oder vielmehr das Schrecken unserer Feinde ist. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papst, Rothschild I., Metternich und einen ganzen Troß von Ritterlingen, Stodjobbern, Pfaffen und Türken, für dieselbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmisten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Uebergröße Rußlands ausgesetzt sind, ist thöricht. Wenigstens wir Deutsche haben nichts zu riskiren, etwas mehr oder weniger Knechtslichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchste, die Befreiung von den Resten des Heidalismus und Clerikalismus, zu gewinnen ist. Man droht uns mit der Herrschaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute ausgalten, wenn ich sicher weiß, daß unsre Feinde sie mitbekommen. Ich wette aber, sie werden, wie sie immer gethan, der neuen Macht entgegen weheln, und graziöse lächeln, und zu den schandbarsten Diensten sich darbieten, und sich dafür, da doch einmal geknuted werden muß, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, so wie der Ablige in Siam, der, wenn er bestraft werden soll, in einen seidenen Sack gesteckt und mit parfümirten Stöcken geprügelt wird, statt daß der straffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine so wohlriechende Prügel bekommt. Nun, dieses Privilegium, da es das einzige ist, wollen wir ihnen gönnen, wenn sie nur Prügel bekommen, besonders die englische Nobility. Mag man noch so eifrig erinnern, daß es eben diese Nobility sei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daß England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit doch die persönliche Freiheit gesichert, daß England der Zufluchtsort für freie Geister war, wenn der Despotismus den ganzen Continent unterdrückte; — das sind tempi passati! England mit seinen Aristokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geister haben jetzt im Nothfall einen noch besseren Zufluchtsort, würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, so gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entschlüpfen, das ist Amerika, und Gottlob! das Loch ist noch größer als der Kerker selbst.

Aber das sind alles lächerliche Grillen, vergleicht man in freihethlicher Hinsicht England mit Rußland, so bleibt auch dem Besorglichsten kein Zweifel übrig, welche Parthei zu erfassen sei. Die Freiheit ist in England aus historischen Begebenheiten, in Rußland aus Prinzipien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten selbst, so tragen auch ihre geistigen Resultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England ist erstarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen, wohinter sich die Aristokratie verschanzet und den Lobesstumpf erwartet. Jene Prinzipien aber, woraus die russische Freiheit entstanden ist,

oder vielmehr täglich sich weiter entfaltet, sind die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit; die russische Regierung ist durchdrungen von diesen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus ist vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen; diese Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Clerikalismus, sie ist der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenstrebend; schon Catharina hat die Kirche eingeschränkt und der russische Adel entsteht durch Staatsdienste; Rußland ist ein demokratischer Staat, ich möchte es sogar einen christlichen Staat nennen, wenn ich dieses oft mißbrauchte Wort in seinem süßesten, weltbürgerlichsten Sinne anwenden wollte: denn die Russen werden schon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidnischen Nationalsinnes befreit, sie sind Cosmopoliten, oder wenigstens Sechötel-Cosmopoliten, da Rußland fast den sechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutschrusse, wie mein Vießländischer Reisegefährte, prahlerisch patriotisch thut, und von unserem Rußland und unserem Diebtisch spricht, so ist mir als hörte ich einen Häring, der das Weltmeer für sein Vaterland und den Wallfisch für seinen Landsmann ausgießt.

---

### Einunddreißigstes Kapitel.

---

Ich bin gut russisch — sagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und stieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von kolossalen Wolkenmassen zog die Sonne herauf, siegreich, heiter, sicher, einen schönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel stand. Er hatte seine einsame Laufbahn durchwandelt, in über Nachtzeit, wo das Glück schlief und nur Gespenster, Eulen und Sünder ihr Wesen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorstieg, mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von bannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verschwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Controlle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den

Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entseßlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer! die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Blut des Sonnenaufgangs wird unsere Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verzieren. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieber preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.

---

### Zweiunddreißigstes Kapitel.

---

Während der Mittageßze suchten wir Obdach in einem Franziskaner-Kloster, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit seinen düstern Zypressen und weißen Mönchen, wie ein Jagdschloß des Glaubens, hinab schaute in die heiter grünen Thäler des Appennins. Es war ein schöner Bau; wie ich denn, außer der Karthause zu Monza, die ich nur von außen sah, noch sehr merkwürdigen Klöstern und Kirchen vorbei gekommen bin. Ich wußte oft nicht, sollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben so große, steinfeste Gesinnung ihrer Erbauer, die wohl voraussehen konnten, daß erst späte Urenkel im Stande sein würden, solch ein Bauwerk zu vollenden, und die dessen ohngeachtet ganz ruhig den Grundstein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsetzten und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliessen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen, daß ihr Schlaf recht fest sei, und das Lachen

der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichen Mondschein ihr unvollendetes Tagewerk sähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat und daß ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So spricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen anderen Glauben.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter frag: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein schöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, so sagte ich ihm: daß jetzt die Menschen ganz etwas anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Appeninen, sieht man das Meer, zwischen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorschein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, scheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber diesen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den ersten Abendsschatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen sich nebelhaft verweben: dann wird einem ordentlich märchenhaft zu Muth, der Wagen rasselt bergab, die schläfrig süßesten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt einem endlich, man sei in Genua.

---

### Dreißunddreißigstes Kapitel.

---

Diese Stadt ist alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie ist auf einem Felsen gebaut, am Fuße von amphitheatralischen Bergen, die den schönsten Meerbusen gleichsam umarmen. Die Genueser erhielten daher von der Natur den besten und sichersten Hafen. Da, wie gesagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felsen steht, so mußten, der Raum-Ersparniß wegen, die Häuser sehr hoch und die Straßen sehr eng gebaut werden, so daß diese fast alle dunkel sind, und nur auf zweien derselben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuser dienen hier den Einwohnern, die meistens Kaufleute sind, fast nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafstellen; den schäfernden Tag über laufen sie umher in der Stadt oder sitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn sonst würden sich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knien berühren.

Von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen bessern Anblick. Da liegt sie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgewor-

fenen Riesenthiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Behmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria steht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Wasserbassin. Aber die Statue ist verwittert und verstümmelt, das Wasser ausgetrocknet, und die Möven nisten in den schwarzen Zypressen. Wie ein Knabe, der immer seine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelsten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutschen.

Obgleich meistens im Verfall, sind die Paläste der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch sehr schön, und mit Pracht überladen. Sie stehen meistens auf den zwei großen Straßen, genannt *Strada nuova* und *Balbi*. Der Palast Durazzo ist der merkwürdigste. Hier sind gute Bilder und darunter Paul Veronese's Christus, dem Magdalena die gewaschenen Füße abtrocknet. Diese ist so schön, daß man fürchten sollte, sie werde gewiß noch einmal verführt werden. Ich stand lange vor ihr — ach, sie schaute nicht auf! Christus steht da wie ein Religionshamlet: *go to a nunnery*. Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der kolossalen Heiterkeit dieses niederländischen Titanen, dessen Geistesflügel so stark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Centner holländischer Käse an seinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinsten Bilde dieses großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um so mehr, da es jetzt Mode wird, ihn, ob seines Mangels an Idealität, nur mit Achselzucken zu betrachten. Die historische Schule in München zeigt sich besonders groß in solcher Betrachtung. Man sehe nur mit welcher vornehmen Geringschätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubenssaal wandelt! Vielleicht aber ist der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegensatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt sich fast kein größerer Gegensatz ersinnen — und nicht desto weniger ist mir bisweilen zu Sinn, als hätten beide dennoch Aehnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anschauen könne. Vielleicht sind landmannschaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landmann, nemlich mich, wie leise heimische Laute ansprechen. Diese geheime Verwandtschaft besteht aber nimmermehr in der niederländischen Heiterkeit und Farbenlust, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, so daß man meinen sollte, er habe sie im freudigen Rheinweinrausch gemalt, während tanzende Kirkenmusik um ihn her jubelte. Wahrlich die Bilder des Cornelius scheinen eher am Charfreitage gemalt zu sein, während die schwermüthigen Leidenslieder der Prozession durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schö-

pfungsfähigkeit, in der genialen Ursprünglichkeit, sind sich beide ähnlicher, beide sind geborne Maler, und gehören zu dem Cyclus großer Meister, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unsrigen so abgeschieden ist, daß wir ob der Erscheinung des Peter Cornelius fast erschrecken, daß er uns manchmal vorkommt, wie der Geist eines jener großen Maler aus raphaelischer Zeit, der aus dem Grabe hervorstiege, um noch einige Bilder zu malen, ein todtter Schöpfer, selbstbeschworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir seine Bilder, so sehen sie uns an, wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, gespenstisch sind die Gewänder, als rauschten sie uns vorbei um Mitternacht, zauberkräftig sind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltig wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulsirende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius ist ein Schöpfer, doch betrachten wir seine Geschöpfe, so will es uns bedünken, als könnten sie alle nicht lange leben, als seien sie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen sie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Gestalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unserer Seele, diese scheinen ebenfalls den Todeskeim in sich zu tragen, und es ist uns, als müßten sie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das ist sie vielleicht, die geheime Verwandtschaft, die wir in der Vergleichung beider Meister so wunderbar ahnen. Die höchste Lust in einigen Bildern des Rubens und der tiefste Trübsinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht dasselbe Gefühl. Woher aber dieser Trübsinn bei einem Niederländer? Es ist vielleicht eben das schaurige Bewußtsein, daß er einer längst verklungenen Zeit angehört und sein Leben eine mystische Nachsendung ist — denn ach! er ist nicht bloß der einzige, große Maler, der jetzt lebt, sondern vielleicht auch der letzte, der auf dieser Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit des Caracci, ist ein langes Dunkel, und hinter ihm schlagen wieder die Schatten zusammen, seine Hand ist eine leuchte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst, und die Bilder, die sie malt, tragen die unheimliche Trauer solcher ersten, schroffen Abgeschiedenheit. Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daß sie mir einst reich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte.

---

### Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Sammlung von Portraits schöner Genueserinnen, die im Palast Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt lassen. Nichts auf der Welt kann unsre Seele trauriger stimmen, als solcher Anblick von Portraits schöner Frauen, die schon seit einigen Jahrhunderten todt sind. Melancholisch übertrieht uns der Gedanke: daß von den Originalien jener Bilder, von all jenen Schönen, die so lieblich, so kokett, so witzig, so schalkhaft und so schwärmerisch waren, von all jenen Raifbyschen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling nichts übrig geblieben ist, als diese bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längst vermodert ist, auf ein morsch Stüchchen Leinwand gepinselt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das Schöne eben so wie das Häßliche, spurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verschont die Rose eben so wenig wie die Distel, er vergift auch nicht das einsame Halmchen in der fernsten Wildniß, er zerstört gründlich und unaufhörlich, überall sehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menschen und ihre Werke, zu Staub zerklopft, und selbst jene egyptischen Pyramiden, die seiner Zerstörungswuth zu trotzen scheinen, sie sind nur Trophäen seiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch schlimmer als dieses Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden gähnennden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinstirben, sondern als Copien von längstverschollenen Menschen, die geistig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menschen geboren werden, die wieder ganz aussehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein trostlos ewiges Wiederholungsspiel, wobei die zeugende Erde beständig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerstören vermag, so daß sie, in solcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen sorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die mystischen Schauer dieses Gedankens, als ich im Palast Durazzo die Portraits der schönen Genueserinnen sah, und unter diesen ein Bild, das in meiner Seele einen süßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todtten Maria.

Der Aufseher der Gallerie meinte zwar, das Bild stelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceronischen Tone setzte er hinzu: es ist gemalt von Giorgio Barbarelli de Castelfranco nel Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venezianischen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und starb im Jahre 1511.

Lassen Sie das gut sein, Signor Cusdobe. Das Bild ist gut getroffen, mag es immerhin ein Paar Jahrhunderte im voraus gemalt sein, das ist kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Brustgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblasen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens sitzt, fortscheuchen — Maria hat immer einen Abscheu vor Spinnen.

Excellenza scheinen ein Kenner zu sein.

Daß ich nicht wüßte, Signor Cusdobe. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern sehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was sehe ich! von wem ist das Portrait des Mannes im schwarzen Mantel, das dort hängt?

Es ist ebenfalls von Giorgione, ein Meisterstück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann ob ich dem Bilde ähnlich sehe.

Excellenza sind nicht so blaß. Das Bild ist ein Meisterstück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahre 1477 und starb im Jahre 1511.

Lieber Leser, der Giorgione ist mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm besonders Dank schuldig, daß er mir die Maria gemalt. Du wirst gewiß eben so gut wie ich einsehen, daß Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueser. Und es ist sehr gut getroffen, tobtischweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und sehr schwer zu malen war. Das ganze Bild ist wie hingeseufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im schwarzen Mantel ist gemalt, und die maliziös sentimentalen Lippen sind gut getroffen, sprechend getroffen, als wollten sie eben eine Geschichte erzählen — es ist die Geschichte von dem Ritter, der seine Geliebte aus dem Tode aufküssen wollte, und als das Licht erlosch — —

## 2.

### Die Bäder von Luffa.

---

Ich bin wie Weib dem Manne —

Graf August v. Platen Hallermünde.

Will der Graf ein Lätzchen wagen,

So mag er's sagen.

Ich spiel' ihm auf.

Figaro.

---

#### Erstes Kapitel.

---

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte sie den letzten Knopf des grünen Reittkleides zugeknüpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufsetzen. Sie warf ihn rasch von sich, sobald sie mich erblickte, mit ihren wallend goldenen Locken stürzte sie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief sie, und nach alter Gewohnheit ergriff sie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligsten Herzlichkeit.

Wie gehts, Wahnsinnigster der Sterblichen! Wie glücklich bin ich Sie wiederzusehen! Denn ich werde nirgends auf dieser weiten Welt einen verrückteren Menschen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, sie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nichts anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, daß sie alles weiß, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluß gefaßt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen sind ein gescheutes Volk, sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Gewiß, Doktor, ich schrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adresse: abzugeben in Neu-Beblam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung nicht dort waren, so schickte man den Brief nach St. Luzen, und da Sie auch hier nicht waren, so ging er weiter nach einer ähnlichen Anstalt, und so machte er die Ronde durch alle Tollhäuser Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückschickte mit der Bemerkung, daß der Gentleman,

den die Adresse bezeichne, noch nicht eingefangen sei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daß Sie immer noch auf freien Füßen sind?

Hab's pfliffig angefangen, Mylady. Ueberall, wohin ich kam, wußt' ich mich um die Tollhäuser herumzuschleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier sind Sie ganz sicher; denn erstens ist gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen sich also zu den Unseren? Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Bruderkuß auf die Stirne drücke.

Ach! ich meine wir Badegäste, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigste bin — Und nun machen Sie sich leicht einen Begriff von der Verrücktesten, nemlich von Julie Maxfield, die beständig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiß englische Schönheiten, Mylady —

Doktor, was bedeutet dieser spöttische Ton? Die gelbfettigen Makaroni-gesichter in Italien müssen Ihnen so gut schmecken, daß Sie keinen Sinn mehr haben für brittische —

Plumpuddings mit Rosinenaugen, Kistbeerbusen festonirt mit weißen Herrettig-Streifen, stolzen Pasteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung gerietßen, wenn Sie eine schöne Engländerin —

Ja, das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt Ihren Landsmänninnen zu huldigen; sie sind schön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, sie sind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne einen — der dort nicht erfroren ist, und frisch und gesund übers Meer gesprungen, und es war ein großer, deutscher, impertinenter —

Er hat sich wenigstens an den brittisch frostigen Herzen so stark erkältet, daß er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady schien pliquirt über diese Antwort, sie ergriff die Reitgerte, die zwischen den Blättern eines Romans, als Lesezeichen, lag, schwang sie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leise knurrte, hob hastig ihren Hut von der Erde, setzte ihn fest auf Lockenhaupt, sah ein paar mal wohlgefällig in den Spiegel, und sprach stolz: Ich bin noch schön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchschauert, blieb sie sinnend stehen, streifte langsam ihren weißen Handschuh von der Hand, reichte sie mir, und meine Gedanken pfeilschnell ertappend, sprach sie: Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön, wie in Ramegate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!

Lieber Leser, man kann es den Gloden selten ansehen, wo sie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hättest du nun den Klang

der Stimme gehört, womit obige Worte gesprochen wurden, so wüßtest du gleich, Mylabys Herz ist eine Glocke vom besten Metall, aber ein verborgener Riß dämpft wunderbar ihre heitersten Töne, und umschleiert sie gleichsam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe solche Glocken, sie finden immer ein gutes Echo in meiner eigenen Brust; und ich küßte Mylabys Hand fast inniger als ehemals, obgleich sie minder vollblühend war und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu sagen schienen: Rathsliebe hat unterdessen viel gelitten.

Ihr Auge sah mich an wie ein wehmüthig einsamer Stern am herbstlichen Himmel, und weich und innig sprach sie: Sie scheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, fast wie ein Almosen.

Wer heißt Sie die stumme Sprache meiner Thränen so blüftig ausbeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der sich jetzt an Sie schmiegt, versteht mich besser; er schaut mich an, und dann wieder Sie, und scheint sich zu wundern, daß die Menschen, die stolzen Herren der Schöpfung, innerlich so tief elend sind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und jeder weint eigentlich für sich selbst.

Genug, genug, Doktor. Es ist wenigstens gut, daß wir Zeitgenossen sind und in demselben Erdwinkel uns gefunden mit unseren närrischen Thränen. Ach des Unglücks! wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Michael de Cervantes Savedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre später auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, dessen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erst bei seiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber, erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt, seit wir uns nicht gesehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geschäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich mußte wieder suchen ihn hinaufzurollen — und dieses Bergauf und Bergabrollen wird sich so lange wiederholen, bis ich selbst unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meister Steinmetz mit großen Buchstaben darauf schreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich lasse Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholisch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kugeln Sie nicht; ich will lieber von selbst lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben so gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerst nahe kamen.

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will lustig sein. Es ist gut, daß wir uns wiedergefunden, und der große deutsche — wird sich wieder ein Vergnügen daraus machen, sein Leben bei Ihnen zu wagen.

Nylabys Augen lachten wie Sonnenschein nach leisem Regenschauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem steifsten Lafaien-Pathos Seine Excellenz den Marfese Christophoro di Gumpelino anmeldete.

Er sei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unseres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie sich nicht an sein Aeußeres, besonders nicht an seine Nase. Der Mann besißt vortreffliche Eigenschaften, z. B. viel Geld, gesunden Verstand, und die Sucht alle Narheiten der Zeit in sich aufzunehmen; dazu ist er in meine grünäugige Freundin Julie Marfield verliebt und nennt sie seine Julia und sich ihren Romeo, und bekamirt und seufzt — und Lord Marfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, ist ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daß Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre sich weit öffnete und, zu meinem höchsten Erstaunen, mein alter Freund, der Banquier Christian Gumpel, mit seinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche, hereinwatschelte. Nachdem seine glänzenden breiten Lippen sich an Nylabys Hand genugsam gescheuert und übliche Gesundheitsfragen hervorgebrocht hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme sanken sich die Freunde.

### Zweites Kapitel.

Mathildens Warnung, daß ich mich an die Nase des Mannes nicht stoßen solle, war hinlänglich gegründet, und wenig fehlte, so hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgestochen. Ich will nichts Schlimmes von dieser Nase sagen; im Gegentheil, sie war von der edelsten Form, und sie eben berechtigte meinen Freund sich wenigstens einen Marfese-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nemlich an der Nase ansehen, daß er von gutem Abel war, daß er von einer uralten Weltfamilie abstammte, womit sich sogar einst der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesallianz, verschwägert hat. Seitdem ist diese Familie freilich etwas heruntergekommen, so daß sie seit Carl dem Großen, meistens durch den Handel mit alten Hosen und Hamburger Lotteriezetteln, ihre Subsistenz erwerben mußte, ohne jedoch im mindesten von ihrem Ahnenstolze abzulassen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einst wieder ihre alten Güter, oder wenigstens hinreichende Emigranten-Entschädigung zu erhalten, wenn ihr aller legitimer Souverain sein Restaurationsversprechen erfüllt, ein Versprechen, womit er sie schon zwei Jahrtausende an der Nase herumgeführt. Sind vielleicht ihre Nasen eben durch dieses lange an der Nase Herumgeführtwerden so lang geworden? Oder sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der

Gottkönig Jehovah seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertirt sind? Der Markese Gumpelino war ein solcher Deserteur, aber er trug noch immer seine Uniform, und sie war sehr brilliant, besäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Decorazionen.

Sehen Sie, sagte Nylady, das ist meine Lieblingsnase, und ich kenne keine schönere Blume auf dieser Erde.

Diese Blume, schmunglächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den schönen Busen legen, ohne daß ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und diese Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen Hitze etwas geniren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köstliche Blume, die hier selten ist —

Bei diesen Worten öffnete der Markese die fließpapierne Lüte, die er mitgebracht, und mit langsamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderschöne Tulpe.

Raum erblickte Nylady diese Blume, so schrie sie aus vollem Halse: Morben! morben! wollen Sie mich morben? Fort, fort mit dem schrecklichen Anblick! Dabei gebedrte sie sich, als wolle man sie umbringen, hielt sich die Hände vor die Augen, rannte unsinnig im Zimmer umher, verwünschte Gumpelinos Nase und Tulpe, klingelte, stampfte den Boden, schlug den Hund mit der Reitgerte, daß er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief sie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!

Ein Königthum für ein Pferd!

und stürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kuriöse Frau! sprach Gumpelino, vor Erstaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, so daß er einem jener Götzenbilder glich, die mit Lotosblumen in den Händen, auf altindischen Denkmälern zu schauen sind. Ich aber kannte die Dame und ihre Idiosynkrasie weit besser, mich ergözte dieses Schauspiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenster und rief: Nylady, was soll ich von Ihnen denken? Ist das Vernunft, Sitte — besonders ist das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, so will ich schwören  
Ich liebe Dich unendlich.

---

**Drittes Kapitel.**

Eine kariole Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten seine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franceseska, deren Bekanntschaft er mir verschaffen wollte, zu besuchen. Da die Wohnung dieser Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, so erkannte ich um so dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergsteigen etwas beschwerlich fand, und auf jedem Hügel athemschöpfend stehen blieb, und O Jesu! seufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lucca nemlich sind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umschlossen ist, oder sie liegen auf einem dieser Berge selbst, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häusergruppe in das reizende Thal hinabschauet. Einige liegen aber auch einzeln zerstreut an den Bergesabhängen, und man muß mühsam hinaufklettern durch Weinreben, Myrrhengesträuch, Geißblatt, Lorbeerbüsche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal gesehen, besonders wenn man von der Terrasse des oberen Bades, wo die erußgrünen Zypressen stehen, ins Dorf hinabschauet. Man sieht dort die Brücke, die über ein Klüßchen führt, welches Lima heißt, und das Dorf in zwei Theile durchschneidend, an beiden Enden in mäßigen Wasserfällen, über Felsenstücke dahinstürzt, und ein Geräusch hervorbringt, als wolle es die angenehmsten Dinge sagen und könne vor dem allseitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieses Thals liegt aber gewiß in dem Umstand, daß es nicht zu groß ist und nicht zu klein, daß die Seele des Beschauers nicht gewaltsam erweitert wird, vielmehr sich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, daß die Häupter der Berge selbst, wie die Appenninen überall, nicht abentheuerlich gothisch erhaben mißgestaltet sind, gleich den Bergkarikaturen, die wir oben sowohl wie die Menschenkarikaturen, in germanischen Ländern finden: sondern, daß ihre edelgerundeten, heiter grünen Formen fast eine Kunstcivilisation aussprechen, und gar melodisch mit dem blaßblauen Himmel zusammenklingen.

O Jesu! ächzte Gumpelino, als wir, mühsamen Steigens und von der Morgensonne schon etwas stark gewärmt, oberwähnte Zypressenhöhe erreichten, und, ins Dorf hinabschauend, unsere englische Freundin, hoch zu Ross, wie ein romantisches Märchenbild, über die Brücke sahen, und eben so traumschnell wieder verschwinden sahen. O Jesu! welch eine kariole Frau, wiederholte einigemal der Marfese. In meinem gemeinen Leben ist mir noch keine solche Frau vorgekommen. Nur in Comödien findet man dergleichen, und ich

glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut spielen. Sie hat etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, sagte der Schiffskapitain, sie gliche einer mit Pfeffer bestreuten Rose. Zum Dank für diese pikante Vergleichung, schüttete sie eine ganze Pfefferbüchse auf seinen Kopf aus, als sie ihn einmal in der Kasküte eingeschlummert fand, und man konnte sich dem Manne nicht mehr nähern ohne zu niesen.

Eine kuriose Frau! sprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben so stark, und sitzt zu Pferde eben so gut wie ich. Denn sie nur nicht ihre Gesundheit zu Grunde reitet. Sahen Sie nicht eben den langen, mageren Engländer, der auf seinem magern Gaul, hinter ihr herjagte, wie die galoppirende Schwindfucht? Das Volk reitet zu leidenschaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Marfields Schimmel kostet dreihundert goldne, lebendige Louisd'ore—ach! und die Louisd'ore steigen so hoch und steigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch so hoch steigen, daß ein armer Gelehrter, wie unser einer, sie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muß, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom hin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyazinth.

Die kleine Gestalt, die in diesem Augenblick bei der Winbung eines Hügels zum Vorschein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerkugel verdient. Es war ein schlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtressen, die im Sonnenglanze strahlten, und aus dieser rothen Pracht schwigte ein Köpfchen hervor, das mir sehr wohlbekannt zunicke. Und wirklich, als ich das bläulich besorgliche Gesichtchen und die geschäftig zwinkenden Neuglein näher betrachtete, erkannte ich jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Appenninen erwartet hatte, und das war kein anderer als Herr Hirsch, Schugbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein sehr ehrlicher Lotteriekollecteur gewesen, sondern sich auch auf Hühneraugen und Juwelen versteht, dergestalt, daß er erstere von letzteren nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch die Hühneraugen ganz geschickt auszuscheiden und die Juwelen ganz genau zu taxiren weiß.

Ich bin guter Hoffnung—sprach er, als er mir näher kam—daß Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirsch heiße. Ich heiße jetzt Hyazinth und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyazinth! rief dieser, in staunender Aufwallung über die Indiskrezen des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Martese, oder Eure Excellenz, wir brauchen uns gar nicht vor diesem Herrn zu geniren, der kennt mich, hat manches Loos bei mir gespielt, und ich möcht' sogar darauf schwören, er ist mir von der letzten Renovirung noch sieben Mark neun Schilling schuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu sehen. Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geschäfte? Was sollte man sonst hier thun, in dieser Hitze, und wo man noch dazu Vergauf und Vergab steigen muß. Ich bin hier des Abends so müde, als wäre ich zwanzig mal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jesu! — rief der Martese — schweig, schweig! Ich schaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum schweigen? — versetzte Hirsch Hyazinthos — Ist es mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutsch sprechen kann mit einem Gesichte, das ich schon einmal in Hamburg gesehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bei der Erinnerung an sein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Augenlein flimmernd feucht, und seufzend sprach er: Was ist der Mensch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore, auf dem Hamburger Berg, spazieren, und besieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menschen, und man läßt sich Taroussel fahren oder elektrisiren, und man denkt, was würde ich erst für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt ist, in dem Lande, wo die Citronen und Orangen wachsen, in Italien! Was ist der Mensch! Ist er vor dem Altonaer Thore, so möchte er gern in Italien sein, und ist er in Italien, so möchte er wieder vor dem Altonaer Thore sein! Ach stände ich dort wieder und sähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich so oft des Nachmittags betrachtete, wenn sie so freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte sie oft küssen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachsen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachsen sehe, so denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo sie, ganzer Karren voll, gemächlich aufgestapelt liegen, und wo man sie ruhig genießen kann, ohne daß man nöthig hat so viele Gefahr-Berge zu besteigen und so viel Hitze auszustehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Martese, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, so wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber das muß man Ihnen nachsagen, man hat Ehre bei Ihnen und bilbet sich.

Hyazinth! — sprach jetzt Gumpelino, der durch diese Schmeichelei etwas befänftigt worden, — Hyazinth geh jetzt zu —

Ich weiß schon —

Du weißt nicht, sage ich dir, Hyazinth —

Ich sag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz schicken mich jetzt zu der Lady Marfield — Mir braucht man gar nichts zu sagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebttag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich, bekommen Sie nicht so leicht — und ich thue es der Ehre wegen, und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich — Bei diesem Worte pugte er sich die Nase mit einem sehr weißen Taschentuche.

Hyazinth, sprach der Markese, du gehst jetzt zu der Lady Julie Marfield, zu meiner Julia, und bringst ihr diese Tulpe — nimm sie in Acht, denn sie kostet fünf Paoli — und sagst ihr —

Ich weiß schon —

Du weißt nichts. Sag' ihr: die Tulpe ist unter den Blumen —

Ich weiß schon, Sie wollen ihr etwas durch die Blume sagen. Ich habe für so manches Lotterieloos in meiner Collecte selbst eine Devise gemacht —

Ich sage dir, Hyazinth, ich will keine Devise von dir. Bringe diese Blume an Lady Marfield, und sage ihr:

Die Tulpe ist unter den Blumen  
Was unter den Käsen der Strachino;  
Doch mehr als Blumen und Käse  
Berehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, das ist gut! — rief Hyazinth — Winken Sie mir nicht, Herr Markese, was Sie wissen, das weiß ich, und was ich weiß, das wissen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei diesen Worten stieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beständig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es ist ein treuer Mensch — sagte der Markese — sonst hätte ich ihn längst abgeschafft, wegen seines Mangels an Eiskette. Vor Ihnen hat das nichts zu bedeuten. Sie verstehen mich. Wie gefällt Ihnen seine Livree? Es sind noch für vierzig Thaler mehr Treffen dran als an der Livree von Rothschilb's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie sich der Mensch bei mir perfectonirt. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verliere, so bin ich doch noch immer ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik und Poesie. Sie sollen mir die Augen zubinden und mich in der Gallerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinstellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat,

ober wenigstens die Schule wozu dieser Maler gehört. Rußt? Verstopfen Sie mir die Ohren und ich höre doch jede falsche Note. Poesie? Ich kenne alle Schauspielerinnen Deutschlands und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gerreißt, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu sehen. Italien aber geht über alles. Wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Wasser — ist nicht alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird so zu sagen ein Dichter! Verse kommen einem in den Sinn und man weiß nicht woher: —

Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier  
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;  
Nur daß hier, im alternden Gemäuer  
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.

Diese erhabenen Worte deklamirte der Markese mit überschwelligender Rührung, indem er, wie verklärt, in das lachende, morgenhelle Thal hinabschaute.

---

#### Viertes Kapitel.

---

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage unter den Berliner Linden spazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange schwiegen, bis endlich die Eine schmachkend aufseufzte: ach, die frine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwundrung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die frine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß beide Personen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchsten Ständen. Was aber jene naive Frage selbst betrifft, so kommt sie mir nie aus dem Gedächtnisse. Ueberall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht sie mir ergößlich durch den Sinn. Auch bei der Deklamation des Markese wurde sie in mir laut, und den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrüsslich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüth, so zu sagen, ein Byron.

Lieber Leser, gehörst Du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einstimmen in das Lied von byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren, in allen Weisen vorgepiffen und vorgezwitschert worden, und sogar

im Schädel des Martese, wie Du oben gehört hast, sein Echo gefunden? Ach, theurer Leser, wenn Du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermartyrthums würdig geachtet haben.

Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter, trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngst, mit vieler Mühe, verschaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitsdichter, der über meine byronische Zerrissenheit so sehr geklagt, und bei den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da, wie frisches Feuer entgegenstieten, wäre mein araves Herz, das schon hinlänglich zerrissen ist, fast auch vor Lachen geborsten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die frine Beeme an?

Sie sind ein zerrissener Mensch, so zu sagen ein Byron — wiederholte der Martese, sah noch immer verklärt hinab in's Thal, schnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! solches ruhige Gentessen war Dir versagt! War Dein Herz so verdorben, daß Du die Natur nur sehen, ja sogar schildern, aber nicht von ihr beseligt werden konntest? Oder hat Bishy Shelley Recht, wenn er sagt: Du habest die Natur in ihrer keuschen Nacktheit belauscht und wurdest deshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerrissen!

Genug davon; wir kommen zu einem besseren Gegenstande, nemlich zu Signora Laetizia's und Franschedka's Wohnung, einem kleinen, weißen Gebäude, das gleichsam noch im Negligé zu sein scheint, und vorn zwei große runde Fenster hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinstöcke ihre langen Ranken herabhängen lassen, daß es aussieht als seien grüne Haare, in lockiger Fülle, über die Augen des Hauses. An der Thüre schon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

*Fünftes Kapitel.*

Signora Laetitia, eine fünfzigjährige junge Rose, lag im Bette und trillerte und schwappte mit ihren beiden Galans, wovon der eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr saß und der andre, in einem großen Sessel lehnd, die Guitarre spielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fegen eines süßen Liebes oder eines noch wunder süßeren Lachens. Mit einer gewissen wohlfeilen Ironie, die den Markese zuweilen anwandelte, präsentirte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabei: ich sei derselbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutschen juristischen Literatur berühmt sei. Zum Unglück war der eine Herr ein Professor aus Bologna, und zwar ein Jurist, obgleich sein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anstellung bei der sphärischen Trigonometrie zu qualificiren schien. Eintgermaßen in Verlegenheit gesetzt, bemerkte ich, daß ich nicht unter meinem eigenen Namen schriebe, sondern unter dem Namen Jarke; und das sagte ich aus Bescheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigsten Insettennamen unserer juristischen Literatur in's Gedächtniß kam. Der Bologneser beklagte zwar, diesen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leser, der Fall sein wird — doch zweifelte er nicht, daß er bald seinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er sich zurück in seinem Sessel, griff einige Akkorde auf der Guitarre und sang aus Thrur:

O mächtiger Drama!  
Ach laß Dir das Fallen  
Der Unschuld gefallen,  
Das Fallen, das Fallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo schmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Laetitia aber trillerte dazwischen im feinsten Diskant:

Dir allein glüht diese Wange,  
Dir nur klopfen diese Pulse;  
Voll von süßem Liebesdrange  
Hebt mein Herz sich dir allein!

Und mit der fettigsten Prosastimme setzte sie hinzu: Bartolo, gib mir den Spucknapf.

Von seinem niedern Bänkehen erhob sich jetzt Bartolo mit seinen dürrern hölzernen Beinen, und präsentirte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzellan.

Dieser zweite Galan, wie mir Gumpelino auf deutsch zuflüßerte, war ein

sehr berühmter Dichter, dessen Lieder, obgleich er sie schon vor zwanzig Jahren gebichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen, und mit der süßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauschen; — derweilen er selbst jetzt nur ein armer, veralteter Mensch ist, mit blassen Augen im welken Gesichte, dünnen weißen Härchen auf dem schwanfenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit seiner kahlen Hölzernheit, gleicht den Weinstöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen stehen sehen, blürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der süße Rost, der ihnen einst entquoll, in den fernsten Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauscht. Wer weiß, wenn einst die Ketten der Gedanken; die Druckerpresse, auch mich ausgepreßt hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe, der alte, abgezapfte Geist zu finden ist, siße ich selbst vielleicht eben so dünn und kümmerlich, wie der alte Bartolo auf dem Schmel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Laetitia entschuldigte sich bei mir, daß sie zu Bette liege und zwar bäuglings, indem ein Geschwür an der Legitimität, das sie sich durch vieles Freigen-Essen zugezogen, sie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau ziemt, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hoch frisiertes Haupt stämmte sie auf ihre beiden Arme, und zwischen diesen wogte ihr Busen wie ein rothes Meer.

Sie sind ein Deutscher? frug sie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu läugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug sind die Deutschen! — seufzte sie — aber was hilft es, daß die Leute ehrlich sind, die uns berauben! sie richten Italien zu Grunde. Meine besten Freunde sitzen eingekerkert in Milano; nur Elaverei —

Nein, nein, rief der Markese, beklagen Sie sich nicht über die Deutschen, wir sind überwundene Ueberwinder, besiegte Sieger, sobald wir nach Italien kommen; und Sie sehen Signora, Sie sehen und Ihnen zu Füßen fallen, ist dasselbe — Und indem er sein gelbseidenes Taschentuch ausbreitete und darauf niederkniete, setzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutschland.

Christophoro di Gumpelino! — seufzte Signora tiefgerührt und schwachend — stehen Sie auf und umarmen Sie mich!

Damit aber der holbe Schäfer nicht die Frisur und die Schminke seiner Geliebten verdirbe, küßte sie ihn nicht auf die glühenden Lippen, sondern auf die holbe Stirne, so daß das Gesicht tiefer hinabreichte, und das Steuer desselben, die Nase, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daß auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Behmüthig lächelte Signor Bartolo, sprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächst Mezzopante, für den besten Sprachlehrer in Bologna gilt. Wir sprechen nicht gern, wenn Sprechen unsere Profession ist. Er diente der Signora als ein stummer Kitter, und nur dann und wann mußte er das Gedicht recitiren, das er ihr vor fünf und zwanzig Jahren auf's Theater geworfen, als sie zuerst in Bologna, in der Rolle der Ariadne auftrat. Er selbst mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend gewesen sein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionysos selbst, und seine Lactizia-Ariadne stürzte ihm gewiß bacchantisch in die blühenden Arme — *Evoe Bacche!* Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie schon erwähnt, sich in der italienischen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte selbst schon zu Makulatur geworden.

Fünf und zwanzig Jahre hat sich seine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an sein selbiges Ende auf dem Schemel sitzen, und auf Verlangen seine Verse recitiren oder den Spudnapf reichen. Der Professor der Jurisprudenz schleppt sich fast eben so lange schon in den Liebesfesseln der Signora, er macht ihr noch immer so eifrig die Cour wie im Anfang dieses Jahrhunderts, er muß noch immer seine akademischen Vorlesungen unbarbarisch vertagen, wenn sie seine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er ist noch immer belastet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausbauer dieser beiden Andeter einer längst ruinirten Schönheit, mag vielleicht Gewohnheit sein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl selbst, das sich von der seßigen Beschaffenheit seines ehemaligen Gegenstandes ganz unabhängig gemacht hat, und diesen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So sehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke, in katholischen Städten, vor einem Madonnenbilde knien, das so verblaßt und verwittert ist, daß nur noch wenige Spuren und Gesichtsumrisse davon übrig geblieben sind, ja, daß man dort vielleicht nichts mehr sieht als die Nische, worin es gemalt stand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die, mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen, dort so andächtig knien, haben schon seit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt sie immer, um dieselbe Stunde, zu demselben Fleck, sie merken nicht das Erlöschen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch so schwachsichtig und blind, daß es ganz gleichgültig sein mag, ob der Gegenstand unserer Anbetung überhaupt noch sichtbar ist oder nicht. Die da glauben ohne zu sehen, sind auf jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts ist schrecklicher als solche Bemerkungen! Einst freilich, glaubte ich, die Treulosigkeit der Frauen sei das Schrecklichste, und um dann das Schrecklichste zu sagen, nannte ich sie Schlangen. Aber,

ach! seht weiß ich, das Schrecklichste ist, daß sie nicht ganz Schlangen sind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von sich abstreifen und neugehäutet sich versfüngen.

Ob einer von den beiden antiken Selabons darüber eifersüchtig war, daß der Marlese, oder vielmehr dessen Nase, oberwähntermaßen in Wonne schwamm, das konnte ich nicht bemerken. Bartolo saß gemüthsrubig auf seinem Bänkehen, die Beinstöckchen über einander geschlagen, und spielte mit Signoras Schooßhündchen, einem jener hübschen Thierchen, die in Bologna zu Hause sind und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneser kennt. Der Professor ließ sich durchaus nicht stören in seinem Gesange, den zuweilen die kichernd süßen Töne im Nebenzimmer parodistisch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch selbst seinen Gesang, um mich mit juristischen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unserem Urtheil nicht übereinstimmten, griff er heftige Afforde und kimperte Beweisstellen. Ich aber unterstützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, sehr berühmt ist.

Ein großer Mann! rief der Professor und kimperte dabei und sang:

Seiner Stimme sanfter Ruf  
Tönt noch tief in deiner Brust,  
Und die Dual, die sie dir schuf,  
Ist Entzünden, süße Lust.

Auch Thibaut, den die Italiener Tibaldo nennen, wird in Bologna sehr geehrt; doch kennt man dort nicht sowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptansichten und deren Gegensatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Professor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, so — sprach er, als ich ihn aus diesem leichtverzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir also falsch berichtet. Man sagte mir sogar, der Signor Gans habe dieses Frauenzimmer einst, auf einem Balle, zum Tanze aufgefordert, habe einen Refus bekommen, und daraus sei eine literarische Feindschaft entstanden.

Man hat Ihnen in der That falsch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, schon aus dem menschenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entstehe. Jene Aufforderung zum Tanze ist wahrscheinlich eine mißverständene Allegorie. Die historische Schule und die philosophische werden als Länger gedacht, und in solchem Sinne denkt man sich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in solchem Sinne, sagt man, daß Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz ist, doch so zierliche Pas tanze wie die Lemierre, und daß Signor Gans,

in der neuesten Zeit, einige große Sprünge versucht, die ihn zum Hognet der philosophischen Schule gemacht haben.

Der Signor Hans — verbesserte sich der Professor — tanzt also bloß allegorisch, so zu sagen metaphorisch — Doch plötzlich, statt weiter zu sprechen, griff er wieder in die Saiten der Gittarre, und bei dem tollsten Gellimper sang er wie toll:

Es ist wahr, sein theurer Name  
Ist die Wonne aller Herzen.  
Stürmen laut des Meeres Wogen,  
Droht der Himmel schwarz umzogen,  
Hört man stets Larar nur rufen,  
Gleich als beugten Erd' und Himmel  
Vor des Helden Namen sich.

Von Herrn Göschen wußte der Professor nicht einmal, daß er existire. Dies aber hatte seine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göschen noch nicht bis Bologna gedrungen ist, sondern erst bis Poggio, welches noch vier deutsche Meilen davon entfernt ist und wo er sich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen selbst ist in Bologna lange nicht so bekannt, wie man schon, der Dankbarkeit wegen, erwarten dürfte, indem es sich das deutsche Bologna zu nennen pflegt. Ob diese Benennung treffend ist, will ich nicht untersuchen; auf jeden Fall aber unterscheiden sich beide Universitäten durch den einfachen Umstand, daß in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind.

---

### Sechstes Kapitel.

---

Als der Markese Christophoro di Gumpelino seine Nase hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte sein Antlitz in schweifender Selbstwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Versprechen, sie, sobald sie wieder sitzen könne, in seinem eigenen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, daß alsdann der Professor vorausreisen, Bartolo hingegen im Wagen des Markese mitfahren solle, wo er sehr gut auf dem Boden sitzen und das Hündchen im Schooße halten könne, und daß man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franscesca, die mit Mylady nach Pisa reise, unterdessen ebenfalls zurückgekehrt sein würde. Während der Markese an den Fingern die Kosten berechnete, summte er vor sich hin.

di tanti palpiti. Signora schlug dazwischen die lautesten Triller, und der Professor stürmte in die Saiten der Guitarre und sang dabei so glühende Worte, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und sich auf seinem rothen Gesichte zu einem einzigen vereinigten. Während dieses Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen und herein sprang ein Wesen —

Euch, ihr Musen der alten und der neuen Welt, Euch sogar Ihr noch unentdeckten Musen, die erst ein späteres Geschlecht verehren wird, und die ich schon längst geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, Euch beschwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Wesen male, das nächst der Tugend das Herrlichste ist auf dieser Welt. Die Tugend, das versteht sich von selbst, ist die erste von allen Herrlichkeiten, der Welterschöpfer schmückte sie mit so vielen Reizen, daß es schien, als ob er nicht eben so Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und in einer guten Stunde schuf er Signora Franscheska, die schöne Tänzerin, das größte Meisterstück, das er nach Erschaffung der Tugend hervorgebracht, und wobei er sich nicht im mindesten wiederholt hat, wie irdische Meister, bei deren späteren Werken die Reize der früheren wieder geborgterweise zum Vorschein kommen — Nein, Signora Franscheska ist ganz Original, sie hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die sie für eben so herrlich halten, und der Tugend, die früher erschaffen worden, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber das ist ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige sechstausend Jahre zu jung ist?

Ach, ich sehe sie wieder, wie sie, aus der aufgestoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorspringt, in demselben Momente sich unzählige Mal auf einem Fuße herumdreht, sich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, sich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: ach, ich bin so müde vom Schlafen! Nun naht sich der Markese und hält eine lange Rede, in seiner ironisch breit ehrerbietigen Manier, die mit seinem kurz abbrechenden Wesen, bei praktischen Geschäftserinnerungen, und mit seiner Zerflossenheit, bei sentimentaler Anregung, gar räthselhaft kontrastirte. Dennoch war diese Manier nicht unnatürlich, sie hatte sich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daß es ihm an Kühnheit fehlte, jene Omacht, wozu er sich durch Geld und Geist berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weshalb er sie feigterweise in die Worte der übertriebensten Demuth zu verpacken suchte. Sein breites Lächeln bei solchen Gelegenheiten hatte unangenehm Ergötzliches, und man wußte nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen sollte. In solcher Weise hielt er seine Morgenrede vor Signora Franscheska, die, noch halb schläfrig, ihn kaum anhörte, und als er zum Schluß um die Erlaubniß bat, ihr die Füße, wenigstens den linken Fuß, küssen zu dürfen,

und zu diesem Geschäfte, mit großer Sorgfalt, sein gelbseidenes Taschentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete: streckte sie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebsten rothen Schuh steckte, im Gegensatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Coletterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden sollte. Als der Marfese den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküßt, erhob er sich mit einem ächzenden O Jesu! und bat um die Erlaubniß, mich, seinen Freund, vorstellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobsprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Cavalier-Parole betheuerte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich besungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre theilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmernden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte sich wieder unzählige Mal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitdrehte, bis es fast schwindeelig wurde. Der Professor aber griff dabei lustig in die Saiten seiner Guitarre und sang:

Eine Dyrn-Signora erwählte  
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,  
Und geschlossen war bald unsre Eh'.  
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Corsaren,  
Ich verkaufte sie an die Barbaren,  
Ehe sie sich es konnte versehn.  
Bravo, Diakroma! schön! schön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franscheska scharf und mustern, vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte sie dann dem Marfese, als sei ich ein Geschenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszusagen: nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, sie hätte sie dunkler gewünscht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand sie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leser, sollte ich jetzt Signora Franscheska eben so mäkelnd schildern; aber ich habe wahrhaftig an dieser lieblichen, fast leichtsinnig geformten Graziengestalt nichts auszusagen. Auch das Gesicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechischen Statuen findet, Stirne und Nase gaben nur eine einzige senkrecht gerade Linie, einen süßen rechten Winkel bildete damit die untere Nasenlinie, die

wundersam kurz war, eben so schmal war die Entfernung von der Nase zum Munde, dessen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumerischen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte sich ein liebes, volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leser ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieser Inauguralschilderung noch kein Recht von den zwei schweigenden Blumen zu sprechen, die wie weiße Poesie hervorleuchteten, wenn Signora die silbernen Halsknöpfe ihres schwarzseidenen Kleides enthüllte — Lieber Leser! laß uns lieber emporsteigen zu der Schilderung des Gesichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daß es klar und bläßgelb wie Bernstein war, daß es von den schwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwei schwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberkraft, beleuchtet wurde.

Du siehst, lieber Leser, daß ich dir gern eine grünliche Lokalbeschreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reisende ihren Werken noch besondere Karten von historisch wichtigen oder sonst merkwürdigen Bezirken beifügen, so möchte ich Fransceska in Kupfer stechen lassen. Aber ach! was hilft die todtte Copie der äußern Umrisse bei Formen, deren göttlichster Reiz in der lebendigen Bewegung besteht. Selbst der beste Maler kann uns diesen nicht zur Anschauung bringen; denn die Malerei ist doch nur eine platte Fälschung. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechselnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, scheint sie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leser, einen marmornen Begriff von Fransceska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und das ist die Venus des großen Canova, die du in einem der letzten Säle des Palazzo Pitti zu Florenz finden kannst. Ich denke jetzt oft an diese Statue, zuweilen träumt mir, sie läge in meinen Armen, und belebe sich allmählig und flüstere endlich mit der Stimme Fransceska's. Der Ton dieser Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichste, unendlichste Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, so gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth besaßen. Auch sprang sie oft in die Höhe, und tanzte während sie sprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und erebultirte die schwierigsten Pas und zeigte dabei so viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In solcher Weise erzählte Fransceska auch die Geschichte von dem Abbate Cerco, einem jungen Burschen, der in sie verliebt war, als sie noch im Arno-Thal Strohütte strickte, und sie versicherte, daß ich das Glück hätte ihm ähnlich zu sehen. Dabei machte sie die zärtlichsten Pantomimen, brückte ein über's andere Mal die Fingerspitzen an's Herz, schien dann mit gehöhelter Hand die zärtlichsten Gefühle hervorzuschöpfen,

warf sich endlich schwebend, mit voller Brust, aufs Sopha, barg das Gesicht in die Kissen, streckte hinter sich ihre Füße in die Höhe und ließ sie wie hölzerne Puppen agiren. Der blaue Fuß sollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franscheska vorstellen, und indem sie ihre eigene Geschichte parodirte, ließ sie die beiden verliebten Füße von einander Abschied nehmen, und es war ein rührend närrisches Schauspiel, wie sich beide mit den Spizen küßten, und die zärtlichsten Dinge sagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergößlich fliehende Thränen, die aber dann und wann etwas unbewußt tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch, im drolligen Schmerzübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franscheska mit pedantischen Metaphern rühmte, und die Art wie sie auch, als arme Franscheska, Antwort gab und ihre eigene Stimme, in der Sentimentalität einer früheren Zeit, kopirte, hatte etwas Puppenspielwehmüthiges, das mich wundersam bewegte. Ade Cecco! Ade Franscheska! war der beständige Refrain, die verliebten Füßchen wollten sich nicht verlassen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schicksal sie von einander trennte, indem süße Ahnung mir zuflüsterte, daß es für mich ein Mißgeschick wäre, wenn die beiden Liebenden beständig vereint blieben.

Der Professor applaudirte mit possenhaft schwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Markese und ich klatschten in die Hände wie rasend, und Signora Franscheska stand auf und verneigte sich dankbar. Es ist wirklich eine schöne Comödie, sprach sie zu mir, aber es ist schon lange her, seit sie zuerst aufgeführt worden, und ich selbst bin schon so alt — rathen Sie mal wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, sprach rasch: achtzehn Jahr — und drehte sich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt sind Sie, Dottore?

Ich, Signore, bin in der Neujahrnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, bemerkte der Markese, es ist einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Laetizia, und ohne an ihr Eva-Kostüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob sie sich bei dieser Frage so leidenschaftlich in die Höhe, daß nicht nur das rothe Meer, sondern auch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien zum Vorschein kam.

Indem ich, ob dieses gräßlichen Anblicks, erschrocken zurückprallte, sammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine solche Frage zu lösen, indem ich ja Signora erst zur Hälfte gesehen hätte; doch da sie noch eifriger in mich drang, gestand ich ihr die Wahrheit, nemlich daß ich das Verhältniß der italienischen Jahre zu den deutschen noch nicht zu berechnen wisse.

Ist der Unterschied groß? frag Signora Laetitia.

Das versteht sich, antwortete ich ihr, da die Hitze alle Körper ausdehnt, so sind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutschland.

Der Marfese zog mich besser aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe sich jetzt erst in der üppigsten Reife entfaltet. Und Signora! setzte er hinzu, so wie die Pomeranze, je älter sie wird, auch desto gelber wird, so wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre desto reifer.

Die Dame schien mit dieser Vergleichung zufrieden zu sein, und gestand ebenfalls, daß sie sich wirklich reifer fühle als sonst, besonders gegen damals, wo sie noch ein dünnes Ding gewesen und zuerst in Bologna aufgetreten sei, und daß sie noch jetzt nicht begreife, wie sie in solcher Gestalt so viel Furore habe machen können. Und nun erzählte sie ihr Debüt als Ariadne, worauf sie, wie ich später entdeckte, sehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamiren mußte, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theseus Treulosigkeit, voll blinder Begeisterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella cosa! rief Signora Laetitia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, sie ist sehr schön, sagte der Professor, und es liegt ihr gewiß eine historische Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausbrücklich erzählen, daß Dneus, ein Priester des Bacchus, sich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er sie verlassen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geschieht, ist in der Sage aus dem Priester des Gottes, der Gott selbst gemacht worden.

Ich konnte dieser Meinung nicht beistimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur historischen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete: In der ganzen Fabel, daß Ariadne, nachdem Theseus sie auf Naxos sitzen lassen, sich dem Bacchus in die Arme geworfen, sehe ich nichts anderes als die Allegorie, daß sie sich dem Trunk ergeben hat, eine Hypothese, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Marfese, werden wahrscheinlich wissen, daß der selige Banquier Bethmann, im Sinne dieser Hypothese, seine Ariadne so zu beleuchten wußte, daß sie eine rothe Nase zu haben schien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Marfese; jedoch im selben Augenblick schien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu lauffen, seufzend sprach er vor sich hin: Gott, Gott, ich habe vergessen nach Frankfurt an Rothschild zu schreiben! Und mit ernstem Geschäftsgeſicht, woraus aller parodistische Scherz verschwunden schien, empfahl er sich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und versprach gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff stand, wie es in der Welt gebräuchlich ist, meine Glossen über eben den Mann zu machen, durch dessen Güte ich die angenehmste Bekanntschaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daß alle ihn nicht genug zu rühmen wußten, und daß alle besonders seinen Enthusiasmus für das Schöne, sein adelig feines Betragen, und seine Uneigennützigkeit in den übertriebensten Ausdrücken priesen. Auch Signora Franceska stimmte ein in diesen Lobgesang, doch gestand sie, seine Nase sei etwas beängstigend und erinnere sie immer an den Thurm von Pisa.

Beim Abschied bat ich sie wieder um die Vergünstigung, ihren linken Fuß küssen zu dürfen; worauf sie, mit lächelndem Ernst, den rothen Schuh auszog, so wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte sie mir den weißen, blühenden Willenfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Papstes gethan haben möchte. Wie sich von selbst versteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden,—sagte Signora Franceska, nach verrichtetem Geschäfte, wobei ich mich nicht zu sehr übereilte, obgleich ich alle zehn Fingern Thätigkeit setzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie sollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküßt, morgen soll Ihnen der rechte zu Gebote stehen. Uebermorgen dürfen Sie mir schon die linke Hand küssen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie sich gut auf, so reiche ich Ihnen späterhin den Mund, u. s. w. Sie sehen, ich will Sie gern avanziren lassen, und da Sie jung sind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieser Welt! Deß seib mir Zeugen, toskanische Nächte, du hellblauer Himmel mit großen silbernen Sternen, Ihr wilden Lorbeerbüsche und heimlichen Myrten, und Ihr, o Nymphen des Apennins, die Ihr mit bräutlichen Tänzen uns umschwebtet, und Euch zurückträumtet in jene besseren Götterzeiten, wo es noch keine gothische Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüsse im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchlerisches Feigenblättchen vorflebt.

Es bedurfte keiner besonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauschte über den Häuption der Glücklichen.

---

### Siebentes Kapitel.

---

Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei

eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebense ist uns zu Muth, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blizableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blizartig; manchmal lauert sie, wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein leichtes Samenorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenorn aufsteigt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Nilthal Egyptens Krokodilleneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebesaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Egypten und Potsdam. Aber Thränen sind noch lange keine Erklärungen — Was ist die Liebe? Hat keiner ihr Wesen ergründet? hat keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst — O, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Elend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. O, spricht es nicht aus, Ihr gestorbenen Gestalten, die Ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosengärten dieser Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Gefellen herablächelt, der den Duft der Rosen preist und über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebehrt und wie einem zu Muth ist, wenn man sich auf den Appenninen verliebt hat. Man gebehrt sich nemlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muth ist einem dabei, als sei die Welt erst heute erschaffen worden, und man sei der erste Mensch. Ach, wie schön ist das Alles! jauchzte ich, als ich Fransheska's Wohnung verlassen hatte. Wie schön und kostbar ist diese neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach seiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Augenbingen so wunderbar verschmolz. Meine Brust war eine Quelle von Offenbarung, und ich verstand alle Formen und Gestaltungen, den Duft der

Pflanzen, den Gesang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wasserfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo bist du? Hier bin ich, Franscheska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiß, du hast Sonne, Mond und Sterne erschaffen und die Erde mit allen ihren Creaturen! Dann kletterte es aus den Myriambüschen, und heimlich seufzte ich in mich hinein: O süße Thorheit, verlaß mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erst recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit schweren Häuptern, die von der scheidenden Sonne so roth bestrahlt wurden, als hätten sie sich mit ihren eigenen Weintrauben berauscht. Unten der Bach schoß hastiger von dannen, und rauschte angstvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden stürzen. Dabei weiterleuchtete es so lieblich, wie lichte Flüsse. Ja, rief ich, der lachende Himmel küßt die geliebte Erde — O Franscheska, schöner Himmel, laß mich deine Erde sein! Ich bin so ganz irdisch, und sehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und streckte die Arme stehend empor, und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte statt zu schelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgestalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltsam herausriß, und der kühlsten Wirklichkeit zurückgab.

### Achtes Kapitel.

Auf einem Rasenvorsprung, unter einem breiten Lorbeerbaume, saß Hyazinthos, der Diener des Markese, und neben ihm Apollo, dessen Hund. Letzterer stand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachnie des kleinen Mannes gelegt hatte, und neugierig zusah, wie dieser, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann etwas hineinschrieb, wehmüthig vor sich hinlächelte, das Köpfchen schüttelte, tief seufzte und sich dann vergnügt die Nase putzte.

Was Denker, rief ich ihm entgegen, Hirsch Hyazinthos! machst du Gedichte? Nun, die Zeichen sind günstig, Apollo steht dir zur Seite und der Lorbeer hängt schon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich schreibe doch keine. Was sollte ich schreiben? Ich hatte eben nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liste von den Namen derjenigen Freunde, die einst in meiner Collette gespielt haben. Einige davon sind mir sogar noch etwas schuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen —

das hat Zeit, Sie sind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 statt 1364 gespielt, so wären Sie jetzt ein Mann von Hunderttausend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg sitzen, ruhig und vergnügt, und könnten sich auf dem Sopha erzählen lassen, wie es in Italien aussieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereist, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muß ich ausstehen, und wo nur eine Ueberspannung ist ober eine Schwärmerci, ist auch Herr Gumpel dabei, und ich muß alles mitmachen. Ich wäre schon längst von ihm gegangen, wenn er mich wissen könnte. Denn wer soll nachher zu Hause erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genossen? Und soll ich die Wahrheit sagen, ich selbst sang' an, viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich sie Gottlob nicht nöthig; aber man kann nicht wissen, man kommt einmal nach einem andern Ort. Es ist eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht; so ein bißchen Bildung ziert den ganzen Menschen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Marxfield zum Beispiel, wie hat sie mich diesen Morgen aufgenommen und honoriert! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und sie gab mir einen Francesconi Trinkgeld, obschon die Blume nur fünf Paoli gekostet hat. Außer dem ist es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von schönen Damenpersonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über diese letzte Bemerkung, und dachte gleich: ist das Stichelei? — Wie konnte aber der Lump schon Kenntniß haben von dem Glücke, das mir erst denselben Tag begegnet, zu derselben Zeit, als er auf der entgegengesetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene und offenbarte sich darin die Ironie des großen Weltbühnendichters da oben, daß er vielleicht noch tausend solcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodiren, zum Vergnügen der himmlischen Heerschaaren aufführen ließ? Indessen beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Versprechen geleistet, dem Markese nichts zu verrathen, gestand mir der arme Mensch: Lady Marxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht, in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollte, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubniß gebeten, sie auszuscheiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Ueberreichung der Tulpe, mit einem Francesconi belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun, — setzte Syaginth hinzu — und das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinet; er saß dabei auf seinem grünen Sessel, wie auf einem Thron, sprach wie ein König,

um ihn herum standen seine Courtiers, und er gab seine Ordres, und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während dessen die Hühneraugen schnitt, dacht' ich im Herzen: du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch, schneidest du ihn unten ein bißchen zu scharf, so wird er verdrücklich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichste Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieses schöne Gefühl vorstellen, Herr Hyazinth. Welchen aber von der Rothschild'schen Dynastie haben Sie solchermaßen amputirt? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardstreet, der ein Lusthaus für Kaiser und Könige errichtet hat?

Versteht sich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothschild, den großen Nathan Rothschild, Nathan den Weisen, bei dem der Kaiser von Brasilien seine diamantene Krone verfertigt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothschild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht seines intimen Fußes zu erfreuen hatte, so wußte er mich doch zu schätzen. Als der Herr Marfese zu ihm sagte, ich sei einmal Lotteriekollekteur gewesen, sagte der Baron sehr wichtig: ich bin ja der Oberkollekteur der rothschild'schen Loose, und mein College darf bei Leibe nicht mit den Bedienten essen, er soll neben mir bei Tische sitzen — Und so wahr wie mir Gott alles Guts geben soll, Herr Doktor, ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung gestanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu sehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball gewesen, der 1500 Mark und 8 Schilling kostete, aber das war doch wie ein Hühnerbrettschen gegen einen Mißhaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort gesehen! Wie viel Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldene Vließ, den Löwenorden, den Adlerorden — sogar ein ganz klein Kind, ich sage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elefantenorden. Die Kinder waren schön maskirt und spielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präzise wie der alte Nathan Rothschild. Er machte seine Sache sehr gut, hatte beide Hände in der Hosentasche, klappte mit Geld, schüttelte sich verdrücklich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den roten Hosen freisellte er freundlich die Backen, und lobte ihn: du bist mein Plaisir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel soll mir vom Leib' bleiben, ich werde diesem Narren nichts borgen, der täglich mehr Menschen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geschäft wird darunter leiden. So wahr mir

Gott alles Guts gebe, der Junge machte seine Sache sehr gut, besonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit ächten silbernen Lillen gewickelt war, im Gehen unterstützte und bisweilen zu ihm sagte: na, na, du, du, führ' dich nur gut auf, ernähr' dich redlich, sorg' daß du nicht wieder weggesagt wirst, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich versichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die andern Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache sehr gut — bis ihnen Küssen gebracht wurde, und sie sich um das beste Stück stritten, und sich die Kronen vom Kopf rissen, und schrien und weinten, und einige sich sogar —

### Neuntes Kapitel.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieser Erde, als die Lektüre einer italienischen Reisebeschreibung — außer etwa das Schreiben derselben — und nur dadurch kann der Verfasser sie einigermaßen erträglich machen, daß er von Italien selbst so wenig als möglich darin redet. Trotz dem, daß ich diesen Kunstgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leser, in den nächsten Kapiteln nicht viel Unterhaltung versprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilst, so tröste dich mit mir, der all dieses Zeug sogar schreiben mußte. Ich rathe dir, überschlage dann und wann einige Seiten, dann kömmt du mit dem Buche schneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben so machen! Glaub' nur nicht, ich scherze; wenn ich dir ganz ernsthaft meine Herzensmeinung über dieses Buch gestehen soll, so rathe ich dir, es jetzt zuzuschlagen, und gar nicht weiter darin zu lesen. Ich will dir nächstens etwas Besseres schreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Luffa, wieder mit Rathilden und Franscheska zusammentreffen, so sollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob, vor meinem Fenster erklingt ein Leierkasten mit lustigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf solcher Aufheiterung, besonders da ich jetzt meinen Besuch bei Seiner Excellenz dem Markese Christophero di Gumpelino zu beschreiben habe. Ich will diese rührende Geschichte, ganz genau, wörtlich treu, in ihrer schmutzigsten Reinheit mittheilen.

Es war schon spät, als ich die Wohnung des Markese erreichte. Als ich in's Zimmer trat, stand Syazinth allein, und putzte die goldenen Sporen seines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre seines Schlafcabine's sehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Kreuzfise, auf den

Seine. I.

Du mußt nemlich wissen, lieber Leser, daß der Marfese, dieser vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik ist, daß er die Cerimonien der alleinseligmachenden Kirche streng ausübt, und sich, wenn er in Rom ist, einen eigenen Capellan hält, aus demselben Grunde, weshalb er in England die besten Wettrenner und in Paris die schönste Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt sein Gebet — küßte Hyazinth mit einem wichtigen Nicken, und indem er nach dem Cabinet seines Herrn deutete, fügte er noch leiser hinzu: so liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knien vor der Prima Donna mit dem Jesuskind. Es ist ein prächtiges Kunstbild und es kostet ihm sechshundert Francesconis.

Und Sie, Herr Hyazinth, warum knien Sie nicht hinter ihm? Oder sind Sie etwa kein Freund von der katholischen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es ist eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müßig gehen kann, und für einen Kunstkenner; aber es ist keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der sein Geschäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muß jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufschreiben, und denke ich dann zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholische Glock', oder schwebelt es mir vor den Augen, wie katholischer Weihrauch, und ich verschreib mich, und ich schreibe eine unrechte Zahl, so kann das größte Unglück daraus entstehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel gesagt: Gew. Er sind ein reicher Mann und können katholisch sein so viel Sie wollen, und können sich den Verstand ganz katholisch einräuchern lassen, und können so dumm werden, wie eine katholische Glock', und Sie haben doch zu essen; ich aber bin ein Geschäftsmann, und muß meine sieben Sinne zusammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es sei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholisch würde, verstände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Biehesel, den Correttschio, den Carrattschio, den Carravatschio — aber ich habe immer gedacht, der Correttschio und Carrattschio und Carravatschio können mir alle nichts helfen, wenn niemand mehr bei mir spielt, und ich komme dann in die Patschio. Dabei muß ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor, daß mir die katholische Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir Recht geben. Ich sehe das Plaisir nicht ein, es ist eine Religion als wenn der liebe Gott, gottbewahre, eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängniß, und dabei brummt eine so traurige Begräbnißmusik, daß man die Melancholik bekommt — ich sage Ihnen, es ist keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyazinth, wie gefällt Ihnen denn die protestantische Religion?

Die ist mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber, sie hilft auch nichts. Ich habe sie probirt und diese Probe kostet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie so, mein lieber Herr Hyazinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: das ist freilich eine sehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indessen, ein bißchen Schwärmerei muß sie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muß sie doch thun können, wenn sie sich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer soll da Wunder thun, dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine protestantische Kirche besah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo nichts als braune Bänke und weiße Wände sind, und an der Wand nichts als ein schwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Duzend weiße Zahlen stehen. Du thust dieser Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können diese Zahlen eben so gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joseph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und besetzte eben diese Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe besetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit sechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber, ich versichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den protestantischen Nummern ist herausgekommen. Jetzt wußte ich was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich, bleibt mir weg mit einer Religion die gar nichts kann, bei der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich so ein Narr sein, auf diese Religion, worauf ich schon vier Mark und vierzehn Schilling gesetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückseligkeit zu setzen?

Die altjüdische Religion scheint Ihnen gewiß viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Ich sage Ihnen, es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück. Ich vermeide alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirsch ein jüdisches Wort ist und auf Deutsch Hyazinth heißt, so habe ich sogar den alten Hirsch laufen lassen, und unterschreibe mich jetzt: Hyazinth, Kollekteur, Operateur und Tarator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daß schon ein H. auf meinem Petschaft steht und ich mir kein neues stechen zu lassen brauche. Ich versichere Ihnen, es kommt auf dieser Welt viel darauf an wie man heißt; der Name thut viel. Wenn ich mich unterschreibe: „Hyazinth, Kollekteur, Operateur und Tarator“ so klingt das ganz anders

als schreibe ich Dirsch schlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyazinth! Wer könnte Sie so behandeln! Sie scheinen schon so viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann schon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu sprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortschritte gemacht wie eine Riesin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen soll; und was die Religion anbelangt, so weiß ich, was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen israelitischen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Mosaik-Gottesdienst, mit orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten, und einigen Schwärmerreichen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine bessere Religion, und sie verdient, daß man sie unterstützt. Ich will das meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, so will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag ist, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menschen, die diesem neuen israelitischen Gottesdienst einen schlechten Namen machen, und behaupten, er gebe, mit Respekt zu sagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen versichern, es ist eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdische Religion vielleicht noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bißchen grindig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäckerbreitengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lämpchen, oder kurzweg Lämpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit seinem Packen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hause kommt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seinen Packen und seine Sorgen von sich, und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schiefen Töchter, ist mit ihnen Fische, die gekocht sind in angenehmer weißer Knoblauchsauce, singt dabei die prächtigsten Lieder vom König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Egypten, freut sich auch, daß alle Bösewichter, die ihnen Böses gethan, am Ende gestorben sind, daß König Pharaos, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all' solche Leute todt sind, daß Lämpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fische isst — Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikater und der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und seinem

grünen Schlafrock, wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst putzt — Und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die sie zu putzen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein, mit all seinen Maklern, Diskonteuren, Spebiteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus, was du haben willst, es soll geschehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „puß' mir die Lichter!“ und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lämpchen sein!

Während Hyazinth solchermassen, episch breit, nach seiner Gewohnheit, seine Ansichten entwickelte, erhob sich der Markese von seinem Beisitzen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoster durch die Nase schnurrend. Hyazinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Beipultes hing, löschte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Kreuzifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demselben Lappen und mit derselben spuckenden Gewissenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen seines Herrn geputzt hatte. Dieser aber war wie aufgelöst in Hitze und weicher Stimmung; statt eines Oberkleides trug er einen weiten, blaueisernen Domino mit silbernen Frangen, und seine Nase schimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jesus! — seufzte er, als er sich in die Kissen des Sophas sinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daß ich heute Abend sehr schwärmerisch aussehe? Ich bin sehr bewegt, mein Gemüth ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge sieht den Himmel offen,  
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen — unterbrach Hyazinth die pathetische Deklamazion — das Blut in Ihren Eingeweiden ist wieder schwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — seufzte der Herr.

Ich sage Ihnen, ich weiß — erwiderte der Diener, und nickte mit seinem gutmüthig bethätigenden Gesichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie sind ganz das Gegentheil von mir, wenn Sie Durst haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durst; Sie sind zu corpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe desto mehr Geschäftssinn, ich bin ein Praktikus und Sie sind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipoder.

Ach Julia! — seufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia gesehen?

als schreibe ich Dirſch ſchlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyazinth! Wer könnte Sie ſo behandeln! Sie ſcheinen ſchon ſo viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann ſchon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu ſprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortſchritte gemacht wie eine Nieſin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen ſoll; und was die Religion anbelangt, ſo weiß ich, was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen iſraelitiſchen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Moſaik-Gottesdienſt, mit orthographiſchen deutſchen Gefängen und gerührten Predigten, und einigen Schwärmereien, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine beſſere Religion, und ſie verdient, daß man ſie unterſtützt. Ich will das meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, ſo will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag iſt, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menſchen, die dieſem neuen iſraelitiſchen Gottesdienſt einen ſchlechten Namen machen, und behaupten, er gebe, mit Reſpekt zu ſagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen verſichern, es iſt eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdiſche Religion vielleicht noch immer ſehr nützlich iſt. Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er ſich glücklich fühlt, und er fühlt ſich glücklich in ſeiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerriffenem Rock, und der kein orthographiſch Wort ſprechen kann und ſogar ein bißchen grindig iſt, fühlt ſich vielleicht innerlich glücklicher als ich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäderbrettengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moſes Lump, man nennt ihn auch Moſes Lämpchen, oder kurzweg Lämpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit ſeinem Packen auf dem Rücken, um ſeine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hauſe kömmt, findet er die Lampe mit ſieben Lichtern angezündet, den Tiſch weiß gedeckt, und er legt ſeinen Packen und ſeine Sorgen von ſich, und ſetzt ſich zu Tiſch mit ſeiner ſchiefen Frau und noch ſchiefen Töchtern, ißt mit ihnen Fiſche, die gekocht ſind in angenehmer weißer Knoblauchſauce, ſingt dabei die prächtigſten Lieder vom König David, freut ſich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Iſrael aus Egypten, freut ſich auch, daß alle Böfewichter, die ihnen Böſes gethan, am Ende geſtorben ſind, daß König Pharaos, Nebukadnezar, Haman, Antiochius, Titus und all' ſolche Leute todt ſind, daß Lämpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fiſch ißt — Und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, die Fiſche ſind delikate und der Mann iſt glücklich, er braucht ſich mit ſeiner Bildung abzuquälen, er ſißt vergnügt in ſeiner Religion und ſeinem

grünen Schlafrock, wie Diogenes in seiner Fonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst pußt — Und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die sie zu pußen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein, mit all seinen Maklern, Diskonteuern, Spebiteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: Moses Lump, bitte dir eine Gnabe aus, was du haben willst, es soll geschehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „puß' mir die Lichter!“ und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lümppchen sein!

Während Hyazinth solchermassen, episch breit, nach seiner Gewohnheit, seine Ansichten entwickelte, erhob sich der Markese von seinem Bettkissen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoster durch die Nase schnurrend. Hyazinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Bettpolsters hing, löschte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Kreuzifix herab, kam damit zu uns zurück, und pußte es mit demselben Lappen und mit derselben spuckenden Gewissenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen seines Herrn gepußt hatte. Dieser aber war wie aufgelöst in Hitze und weicher Stimmung; statt eines Oberkleides trug er einen weiten, blau seidnen Domino mit silbernen Frangen, und seine Nase schimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jesus! — seufzte er, als er sich in die Kissen des Sophas sinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daß ich heute Abend sehr schwärmerisch aussehe? Ich bin sehr bewegt, mein Gemüth ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge sieht den Himmel offen,  
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen — unterbrach Hyazinth die pathetische Deklamazion — das Blut in Ihren Eingeweiden ist wieder schwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — seufzte der Herr.

Ich sage Ihnen, ich weiß — erwiderte der Diener, und nickte mit seinem gutmüthig bethätigenden Gesichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie sind ganz das Gegentheil von mir, wenn Sie Durst haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durst; Sie sind zu corpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe bestenfalls wenig, ich bin ein Praktikus und Sie sind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipoder.

Ach Julia! — seufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Trelinger in Romeo und Julia gesehen?

Freilich, und meine ganze Seele ist noch davon entzündt —

Nun dann — rief der Markese begeistert, und Feuer schoss aus seinen Augen, und beleuchtete die Nase — dann verstehen Sie mich, dann wissen Sie was es heißt, wenn ich Ihnen sage: ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz decouriren. Hyazinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinaus zu gehen — sprach dieser verbrießlich — Sie brauchen sich vor mir nicht zu geniren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß schon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweise, Herr Markese, daß ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Marxfeld zu nennen. Beruhigen Sie sich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen alles nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt sie nicht aus den Augen, und bewacht sie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unter'm Tisch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft stehe ich im Mondschein auf dem Ballon, und bilde mir ein, ich wäre selbst die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamire, ganz wie die Crelinger:

Komm Nacht! Komm Gumpelino, Tag in Nacht!  
Denn du wirst ruhn auf Fittigen der Nacht,  
Wie frischer Schnee auf eines Raben Rücken.  
Komm milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb  
Mir meinen Romeo, oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Marxfeld bewacht uns beständig, und wir sterben beide vor Sehnsuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine solche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren! Ach! so eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerei! — rief Hyazinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir so eine Nacht, und ach! sie hat mir schon oft eine solche Nacht versprochen, bei der ersten Gelegenheit, und ich hab' mir schon gedacht, daß sie dann des Morgens deklamiren wird, ganz wie die Crelinger:

Willst du schon gehen? Der Tag ist ja noch fern.  
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,  
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.  
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.  
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdessen mehrmals Hyazinth, und konnte sich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Markese, von Ihrer Bildung, aber daß Sie es in der Schwärmerrei so weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe sollte einem lieber sein als das große Loos! Wirklich, Herr Markese, seit ich mit Ihnen Umgang habe, als Bedienter, habe ich mir schon viel Bildung angewöhnt; aber so viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott soll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsbefort, so bleiben doch noch immer zwölftausend Mark! Die Liebe! Wenn ich alles zusammenrechne, was mich die Liebe gekostet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Unsonstglück in der Liebe gehabt, was mich gar nichts gekostet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Complaisanz die Hühneraugen geschnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenschaftliches Attachment hatte ich nur ein einziges mal, und das war die dicke Gubel vom Dreckwall. Die Frau spielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renoviren, drückte sie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein sehr gutes Stück Kuchen; — auch hat sie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal fragte, daß ich mit Gemüthsbeschwerden behaftet sei, gab sie mir das Rezept zu den Pulvern, die ihr eigener Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, sie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unsere Liebe nicht gehabt. Ich dachte, Herr Markese, Sie brauchten mal eins von diesen Pulvern. Es war mein Erstes, als ich nach Italien kam, daß ich in Mailand nach der Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage sie beständig bei mir. Warten Sie nur, ich will sie suchen, und wenn ich suche so finde ich sie, und wenn ich sie finde so müssen sie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläufig, wenn ich den Commentar wiederholen wollte, womit der geschäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus seiner Tasche kramte. Da kam zum Vorschein: 1<sup>o</sup> ein halbes Wachslicht, 2<sup>o</sup> ein silbernes Etui, worin die Instrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3<sup>o</sup> eine Citrone, 4<sup>o</sup> eine Pistole, die obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verursache, 5<sup>o</sup> eine gedruckte Liste von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6<sup>o</sup> ein schwarzledernes Büchlein, worin die Psalmen Davids und die ausstehenden Schulden, 7<sup>o</sup> ein dürres Weidensträußchen, wie zu einem Knoten verschlungen, 8<sup>o</sup> ein Päckchen, das mit verblühenem Rosataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterieleoses enthielt, das einst funfzigtausend Mark gewonnen, 9<sup>o</sup> ein plattes Stück Brod, wie weißgebackener Schiffszwiebad, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10<sup>o</sup> die oben erwähnten Pulver,

die der kleine Mann mit einer gewissen Rührung und mit seinem verwundert wehmüthigen Kopfschütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — seufzte er — daß mir vor zehn Jahren die dicke Gubel dies Rezept gegeben, und daß ich jetzt in Italien bin und dasselbe Rezept in Händen habe, und wieder die Worte lese: *sal mirabile Glauberi*, das heißt auf deutsch *ertra* feines Glaubensalz von der besten Sorte — ach, da ist mir zu Muth, als hätte ich das Glaubensalz selbst schon eingenommen und als fühlte ich die Wirkung. Was ist der Mensch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gubel vom Dreckwall! Wer hätte das gedacht! Ich kann mir vorstellen, sie ist jetzt auf dem Lande, in ihrem Garten, wo der Mond scheint, und gewiß auch eine Nachtigall singt oder eine Lerche —

Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche! seufzte Gumpelino dazwischen, und deklamirte vor sich hin:

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort;  
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das ist ganz einerlei — fuhr Hyazinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel, die Vögel, die man im Garten hält, kosten am wenigsten. Die Hauptsache ist das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor stehen, und da stehen, zum Beispiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die beide drei hundert Mark kosten. Mitten im Garten hat sich die Gubel auch eine Fontenelle anlegen lassen — Und da steht sie vielleicht jetzt und puhlt sich die Nase, und macht sich ein Schwärmervergögen, und denkt an mich — Ach!

Nach diesem Seufzer erfolgte eine sehnüchtige Stille, die der Marlese endlich unterbrach, mit der schmach tenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyazinth, glaubst du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte jener. Warum soll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Mensch so gut wie Sie? Glaubensalz macht alle Menschen gleich; und wenn Rothschild Glaubensalz einnimmt, fühlt er dieselbe Wirkung wie das kleinste Mälerchen. Ich will Ihnen alles voraussagen: Ich schütte das Pulver in ein Glas, gieße Wasser dazu, rühre es, und so wie Sie das hinuntergeschluckt haben, ziehen Sie ein saures Gesicht und sagen Prr! Prr! Hernach hören Sie selbst, wie es in Ihnen herumkullert, und es ist Ihnen etwas kurios zu Muth und Sie legen sich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie stehen wieder auf, und Sie legen sich wieder, und stehen wieder auf, und so fort, und den andern Morgen fühlen Sie sich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Gesundheitswohlheit, nur ein bißchen blaß sehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie sehen gern schmach-

tend blaß aus, und wenn Sie schwächend blaß aussehen, sieht man Sie gern —

Obgleich Hyazinth solchermaßen zurebete, und schon das Pulver bereitete, hätte das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marfese plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnißvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halfen Sie Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe sie als Julia gesehen, und Gott! Gott! wie spielt sie! Ich bin doch der größte Enthusiast für die Crelinger, aber die Müller, als sie den Becher austrank, hat mich hingerissen. Sehen Sie — sprach er, indem er mit komischer Geberde das Glas, worin Hyazinth das Pulver geschüttet, zur Hand nahm — sehen Sie, so hielt sie den Becher und schauderte, daß man Alles mitfühlte wenn sie sagte:

Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Adern,  
Der fast die Lebenswär'm' erstarren macht!

Und so stand sie, wie ich jetzt stehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Welle, Tybalt!

Ich komme Romeo! Dies trink ich Dir.

Da leerte sie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! sprach Hyazinth mit feierlichem Tone; denn der Marfese hatte in nachahmender Begeisterung das Glas ausgetrunken, und sich, erschöpft von der Deklamazion, auf das Sopha hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieser Lage; denn es klopfte plötzlich jemand an die Thüre, und herein trat Lady Marfield's kleiner Jockey, der dem Marfese, mit lächelnder Verbeugung, ein Billet überreichte und sich gleich wieder empfahl. Hastig erbrach jener das Billet; während er es las, leuchteten Nase und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überslog eine Geistesblässe sein ganzes Gesicht, Bestürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgeberden sprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und schrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was ist? Was ist? frug Hyazinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das Kreuzifix, woran er wieder puzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir diese Nacht überfallen?

Was ist Ihnen, Herr Marfese, frug ich, ebenfalls nicht wenig erstaunt.

Les't! les't! — rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billet hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei sein

Mauer Dominos ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Büllete aber lasen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreisen. Mein Schwager ist indessen schon vorangereist und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur diese einzige Nacht — Laß uns diese benutzen, laß uns den Nektarfelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Marfese.

Weh mir, ich Narr des Glücks! sammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarfelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe schon den Becher des Glaubenssalzes geleert! Wer bringt mir den schrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülf! Hülf!

Hier kann kein irdischer Lebensmensch mehr helfen, seufzte Hyazinth.

Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, kondolirte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glaubenssalz zu genießen, das ist bitter! Statt des Thrones der Liebe harret Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jesus! O Jesus! — schrie der Marfese noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt schnell — aber ich lasse mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niedersinken, und da verbluten!

Von Blut ist gar nicht die Rede — begütigte Hyazinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich sage Ihnen — fuhr Hyazinth fort mit philosophischer Gelassenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufstehen müssen. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abspringen und je mehr Sie sich alteriren, desto schneller wirkt das Glaubenssalz. Ihr Gemüth spielt der Natur in die Hände. Sie müssen wie ein Mann tragen, was das Schicksal über Sie beschlossen hat. Daß es so gekommen ist, ist vielleicht gut, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist. Der Mensch ist ein irdisches Wesen und begreift nicht die Fügung der Göttheit. Der Mensch meint oft, er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, so fühlt's der Mensch, Herr Marfese.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, sein Diener aber sprach ruhig weiter:

Der Mensch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügel-

tappe, und ist auch Nektar süß, so sind doch die Prügel desto bitterer; und es ist noch ein wahres Glück, daß der Mensch, der den Andern prügelt, am Ende milde wird, sonst könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher ist aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift, auf dem Wege der Liebe, dem Menschen aufkauert, so daß er seines Lebens nicht sicher ist. Vielleicht, Herr Marfese, ist es wirklich gut, daß es so gekommen ist, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiener mit einem Dolch, der sechs brabantischen Ellen lang ist, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun — bloß in die Wade gestochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Appeninen giebt es keine Nachtwächter. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröster fort, ohne durch die Verzweiflung des Marfese sich im mindesten stören zu lassen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Marfield ganz wohl und warm säßen, käme plötzlich der Schwager von der Reise zurück und setzte Ihnen die geladene Pistole auf die Brust, und ließe Sie einen Wechsel unterschreiben von hundert tausend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun, aber ich setze den Fall: Sie wären ein schöner Mensch, und Lady Marfield wäre ein Verzeißung, daß sie den schönen Menschen verlieren soll, und eifersüchtig, wie die Weiber sind, wollte sie nicht, daß eine Andere sich nachher an Ihnen beglücke — Was thut sie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und schüttet ein klein weißes Pülverchen hinein, und sagt: kühle dich, Geliebter, du hast dich heiß gelaufen — und den andern Morgen sind Sie wirklich ein kühler Mensch. Da war ein Mann, der hieß Pieper und der hatte eine Leidenschaftsliebe mit einer Mädchenperson, die das Posaunenengelhauchen hieß, und die wohnte auf der Kaffeemacherei und ihr Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Dirsch — schrie wüthend der Marfese, dessen Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der Fuhlentwiete, und sein Posaunenengel von der Kaffeemacherei, und du und die Gubel, Ihr hättet mein Glaubenssalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — versetzte Syazinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daß Lady Marfield just heute Nacht abreisen will und Sie just heute invitirt? Konnt' ich das voraus wissen? Bin ich Aristoteles? Bin ich bei der Vorsehung angestellt? Ich habe bloß versprochen, daß das Pulver wirken soll, und es wirkt so sicher, wie ich einst selbst werde, und wenn Sie so disparat und leidenschaftlich mit solcher Raserei hin- und herlaufen, so wird es noch schneller wirken —

So will ich mich ruhig hinsetzen! ächzte Gumpelins, stampfte den Boden, warf sich ingrimmig auf's Sopha, unterdrückte gewaltsam seine Wuth und

Herr und Diener sahen sich lange schweigend an, bis jener endlich nach einem tiefen Seufzer und fast flehentlich ihn anredete:

Aber Dürsch, was soll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme. Sie wartet jetzt auf mich, sie harret sogar, sie zittert, sie glüht vor Liebe —

Sie hat einen schönen Fuß — sprach Hyazinth in sich hinein und schüttelte wehmüthig sein Köpflein. In seiner Brust aber schien es sich gewaltig zu bewegen, unter seinem rothen Rocke arbeitete sichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — sprach es endlich aus ihm hervor — schicken Sie mich!

Bei diesen Worten zog eine hohe Röthe über das bläuliche Geschäftsgesicht.

### Dehntes Kapitel.

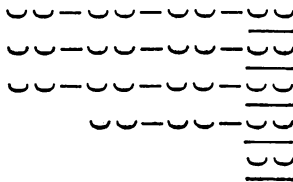
Als Landibe nach Elorado kam, sah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen statt mit Steinen spielten. Dieser Lurus machte ihn glauben, es seien das Kinder des Königs und er war nicht wenig verwundert als er vernahm, daß in Elorado die Goldklumpen eben so werthlos sind, wie bei uns die Kieselsteine, und daß die Schulknaben damit spielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, ist etwas Aehnliches begegnet, als er nach Deutschland kam und zuerst deutsche Bücher las, und über den Gedankenreichtum, welchen er darin fand, sehr erstaunte; bald aber merkte er, daß Gedanken in Deutschland so häufig sind, wie Goldklumpen in Elorado, und daß jene Schriftsteller, die er für Geistesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Diese Geschichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriffe stehe, die schönsten Reflexionen über Kunst und Leben niederzuschreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzle statt dieser irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, solche Tapeten seien in Deutschland, dem geistigen Elorado, weit brauchbarer als die goldigsten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich Dir jetzt zeige, lieber Leser, siehst Du wieder die wohlbekannten Gesichter Gumpelino's und seines Hirsch-Hyazinthos, und wenn auch jener mit minder bestimmten Zügen dargestellt ist, so hoffe ich doch Du wirst scharfsinnig genug sein, einen Negationscharakter ohne allzu positive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Insurienprozeß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Markese ist mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei ist er der natürliche Allirte meiner Feinde, er unterstützt sie mit Subsidien, er ist Aristokrat, Ultra-Papst, nur etwas fehlte ihm noch — je nun, auch das wird er sich schon aneignen lassen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie Du auf der Tapete sehen wirst.

Es ist wieder Abend, auf dem Tische stehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer spielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben scheinen. Draußen, vor dem Fenster, stehen im silbernen Mondschein, unheimlich bewegungslos, die düstern Zypressen, und in der Ferne ertönte ein trübes Marienliebchen, in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderstimme. Es herrscht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Markese Christophoro di Gumpelino sitzt, oder vielmehr liegt wieder, nachlässig vornehm, auf den Kissen des Sophas, der eble schwitzende Leib ist wieder mit dem dünnen blauweiden Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldschnitt gebunden ist, und beklammert daraus laut und schwachtend. Sein Auge hat dabei einen gewissen Kehrigen Lustre, wie er verliebten Katern eigen zu sein pflegt, und seine Wangen, sogar die beiden Seitenflügel der Nase, sind etwas lebend blaß. Jedoch, lieber Leser, diese Blässe ließe sich wohl philosophisch anthropologisch erklären, wenn man bedenkt, daß der Markese den Abend vorher ein ganzes Glas Glaubersalz verschluckt hat.

Hirsch Hyazinthes aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune Estrich, in großem Maßstabe ungefähr folgende Charaktere.



Dieses Geschäft scheint dem kleinen Manne ziemlich sauer zu werden; keuchend, bei dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antispas, Anapäst und die Pest! Dazu hat er, um der bequemen Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorschein kommen zwei kurze demüthige Beinchen in engen Scharlachhosen, und zwei etwas längere, abgemagerte Arme in weißen, schlotternden Hemdärmeln.

Was sind das für sonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich diesem Treiben eine Weile zusehen.

Das sind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß diese Füße im Kopf behalten, und meine Hände thun mir schon weh von all den Füßen, die ich jetzt aufschreiben muß. Es sind die Seine. I.

wahren, ächten Füße von der Poesie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, so ließe ich die Poesie laufen mit allen ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn Markese Privatunterricht in der Poesiekunst. Der Herr Markese liest mir die Gedichte vor, und explizirt mir, aus wie viel Füßen sie bestehen, und ich muß sie notiren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig ist.

Sie treffen uns — sprach der Markese, dibaktisch pathetischen Tones — wirklich in einer poetischen Beschäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigensinnigen Kopf haben, und nicht einsehen, daß die Füße in der Dichtkunst die Hauptsache sind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angesprochen, diese können wir nur von den Griechen lernen und von den neueren Dichtern, die griechisch streben, griechisch denken, griechisch fühlen, und in solcher Weise ihre Gefühle an den Mann bringen.

Versteht sich an den Mann nicht an die Frau, wie ein unklassischer romantischer Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel spricht zuweilen wie ein Buch, flüsterle mir Hyazinth von der Seite zu, preßte die schmalen Lippen zusammen, blinzelte mit stolz vergnügten Augenlein, und schüttelte das wunderstaunende Häuptlein. Ich sage Ihnen — setzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch spricht er zuweilen, er ist dann so zu sagen kein Mensch mehr, sondern ein höheres Wesen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in Händen? frug ich den Markese.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten“ sprang Hyazinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch sah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

„Gedichte von August Grafen von Platen; Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828.“

Auf dem Hinterblatte stand zierlich geschrieben: „Geschenk warmer brüderlicher Freundschaft.“ Dabei roch das Buch nach jenem seltsamen Parfum, der mit Eau de Cologne nicht die mindeste Verwandtschaft hat, und vielleicht auch dem Umstande beizumessen war, daß der Markese die ganze Nacht darin gelesen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war so sehr bewegt, ich mußte eilf mal aus dem Bette steigen, und zum Glück hatte ich dabei diese vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht blos Belehrung für die Poesie, sondern auch Trost für das Leben geschöpft habe. Sie sehen, wie sehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich so saß wie ich saß, kam ich manchmal in Versuchung —

Das wird Mehreren passirt sein Herr Marfese.

Ich schwöre Ihnen bei unserer lieben Frau von Loretto und so wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr jener fort — diese Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wissen, gestern Abend in Verzweiflung, so zu sagen au Desespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu besigen — da las ich diese Gedichte, jedesmal ein Gedicht wenn ich aufstehen mußte, und eine solche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daß mir mein eigener Liebes Schmerz zuwider wurde. Das ist eben das Schöne an diesem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundschaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle andern Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmack des großen Haufens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von Euren Fesseln befreit, der ist ein Wohltäter der Menschen. Es ist ewig Schade, daß Shakespeare sein eminentes theatralisches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er soll, wie ich hier zuerst lese, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in seinen Sonetten von Shakespeare sagt:

Nicht Mädchenlaunen stören deinen Schlummer,  
Doch stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen  
Dein Freund erreitet dich aus Weiberschlängen,  
Und seine Schönheit ist dein Ruhm und Kummer.

Während der Marfese diese Worte mit warmem Gefühl beklammerte, und der glatte Mist ihm gleichsam auf der Zunge schmolz, schnitt Hyazinth die widersprechendsten Gesichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich sprach er:

Herr Marfese, Sie sprechen wie ein Buch, auch die Verse gehen Ihnen wieder so leicht ab wie diese Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geschmeichelt, daß der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von solch einem Manne. So ist der Mensch! Der Eine ist gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft und ich, als ehrlicher Mann, muß aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber als der schönste Schönheitsfreund. Ja, ich muß gestehen, ich sehe nicht so viel Schönes am männlichen Geschlecht, daß man sich darin verlieben sollte.

Diese letzteren Worte sprach Hyazinth, während er sich musternd im Spiegel betrachtete, der Marfese aber ließ sich nicht stören und beklammerte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen,  
Wir müß'n uns, ach! und kommen nicht zusammen:  
Mein Name klingt aus deinem Mund melodisch,  
Doch reih'st du selten dies Gesicht zusammen;  
Wie Sonn' und Mond uns stets getrennt zu halten  
Verschworen Sitte sich und Pflicht zusammen,  
Laß Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen  
Dein dunkles Haar, mein hell Gesicht zusammen!  
Doch ach! ich träume, denn du ziehst von hinnen,  
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zusammen!  
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,  
O wären's Blumen, die man sieht zusammen!

Eine komische Poesie! — rief Syaginth, der die Reime nachmurmelte —  
Sitte sich und Pflicht zusammen, Gesicht zusammen, dicht zusammen, sieht  
zusammen! komische Poesie! Mein Schwager, wenn er Gedichte liest, macht  
oft den Spaß, daß er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn“ und „von  
hinten“ abwechselnd hinzusetzt; und ich habe nie gewußt, daß die Poesiege-  
dichte, die dadurch entstehen, Gaselen heißen. Ich muß einmal die Probe  
machen, ob das Gedicht, das der Herr Marfese deklamiert hat, nicht noch schö-  
ner wird, wenn man nach dem Wort „zusammen“ jedesmal, mit Abwechse-  
lung „von vorn“ und „von hinten“ setzt; die Poesie davon wird gewiß  
zwanzig Prozent stärker.

Ohne auf dieses Geschwätz zu achten, fuhr der Marfese fort im Deklami-  
ren von Gaselen und Sonetten, worin der Liebende seinen Schönheitsfreund  
besingt, ihn preißt, sich über ihn beklagt, ihn des Kaltfinns beschuldigt, Pläne  
schmiebet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eifersüchtelt, schwächelt,  
eine ganze Scala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar so warmfelig, be-  
tauschungsfüchtig und anleidend, daß man glauben sollte, der Verfasser sei ein  
manntolles Mägblein. — Nur müßte es dann einigermaßen befremden, daß  
dieses Mägblein beständig sammert, ihre Liebe sei gegen die „Sitte,“ daß sie  
gegen „diese trennende Sitte“ so bitter gestimmt ist, wie ein Taschendieb ge-  
gen die Polizei, daß sie liebend „die Lende“ des Freundes umschlingen möchte,  
daß sie sich über „Reider“ beklagt, „die sich schlaue vereinen, um uns zu hin-  
dern und getrennt zu halten,“ daß sie über verlegende Kränkungen klagt von  
Seiten des Freundes, daß sie ihm versichert, sie wolle ihn nur flüchtig er-  
blicken, ihm betheuert „Nicht eine Sylbe soll dein Ohr erschrecken!“ und  
enblich gesteht:

„Mein Wunsch bei Andern zeugte Widerstreben,  
Du hast ihn nicht erhört, doch abgeschlagen  
Hast du ihn auch nicht, o mein süßes Leben!“

Ich muß dem Marfese das Zeugniß ertheilen, daß er diese Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei seufzte, ächzte und auf dem Sopha hin- und her-rutschend gleichsam mit dem Gefäße kokettirte. Hyazinth versäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemerkungen dazwischen schwätzte. Den Oden schenkte er die meiste Aufmerksamkeit. Man kann bei dieser Sorte, sagte er, weit mehr lernen als bei Saunetten und Gaselen; da bei den Oden die Füße oben ganz besonders abgedruckt sind, kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter sollte, wie der Graf Platen, bei seinen schwierigsten Poesiegedichten, die Füße oben drucken und zu den Leuten sagen: Seht ich bin ein ehrlicher Mann, ich will Euch nicht betrügen, diese krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht setze, sind so zu sagen ein Canto finto von jedem Gedicht, und Ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekostet, sie sind so zu sagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und Ihr könnt nachmessen, und fehlt daran eine einzige Sylbe, so sollt Ihr mich einen Spitzbuben nennen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch diese ehrliche Miene, kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedicht angegeben sind, denkt man: ich will kein mißtrauischer Mensch sein, wozu soll ich dem Manne nachzählen, er ist gewiß ein ehrlicher Mann und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir sind jetzt in Italien und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide auf die Erde zu schreiben und jede Ode zu kollazioniren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geschäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müßte dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Courantkasse, worauf geschrieben steht wie viel Hundert Thaler darin enthalten — sie gehen versiegelt von Hand zu Hand, jeder traut dem Andern, daß so viel darin enthalten ist, wie darauf steht, und es giebt doch Beispiele, daß ein Rüssiggänger, der nicht viel zu thun hatte, so einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in Poesie viel Spitzbüberei vorkommen. Besonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich mißtrauisch. Denn mein Schwager hat mir erzählt: im Zuchthaus zu Odensee sitzt — ein gewisser Jemand, der bei der Post angestellt war, und die Geldbeutel, die durch seine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und sie wieder künstlich zugenäht und weiter geschickt hat. Hört man von solcher Geschicklichkeit, so verliert man das menschliche Zutrauen und wird ein mißtrauischer Mensch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es ist gewiß in der Poesie wie in jedem anderen Geschäft.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyazinth fort, während der Marfese weiter deklamirte, ohne unserer zu achten, ganz versunken im Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, ist die Hauptsache, und wer kein ehrlicher Mann ist, den betrachte

ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von dem laufe ich nichts, von dem lese ich nichts, kurz ich mache kein Geschäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der sich auf nichts etwas einbildet, wenn ich mir aber etwas einbilden wollte auf etwas, so würde ich mir etwas darauf einbilden, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden staunen — ich sag' Ihnen, Sie werden staunen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und der ist ein Krautkrämer, und heißt Klöpschen, das heißt, ich heiße den Mann Klöpschen, weil wir gute Freunde sind, sonst heißt der Mann Herr Klop. Auch seine Frau muß man Madame Klop nennen, und sie hat nie leiden können, daß ihr Mann bei mir spielte, und wenn ihr Mann bei mir spielen wollte, so durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm in's Haus kommen, und er sagte mir immer auf der Straße: die und die Nummer will ich bei dir spielen und hier hast du das Geld, Hirsch! Und ich sagte dann: gut, Klöpschen! Und kam ich nach Hause, so legte ich die Nummer kouvertiert für ihn aparte, und schrieb auf das Kouvert mit deutschen Buchstaben: für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klop. Und nun hören Sie und staunen Sie: Es war ein schöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börse waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich stand an der Hamburger Bank. Da kommt Klöpschen, mein Klöpschen, und hat am Arme seine dicke Madame Klop, und grüßt mich zuerst, und spricht von der Frühlingsepracht Gottes, macht auch einige patriotische Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geschäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder einer am Pranger gestanden, und so im Gespräch sagt er mir: gestern Nacht habe ich geträumt, Numero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demselben Moment, während Madame Klop die Kaiserstatisten vor dem Rathhaus betrachtet, brückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine ich fühle sie noch jetzt — und ehe Madame Klop sich wieder herumdreht, sag' ich: gut, Klöpschen! und gehe weg. Und ich gehe directement, ohne mich umzusehen, nach der Hauptcollekte und hole mir Numero 1538, und kouvertiere sie sobald ich nach Hause komme, und schreibe auf das Kouvert: für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klop. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, läßt er Numero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirsch, derselbe Hirsch, der jetzt vor Ihnen steht? Dieser Hirsch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droschke, und holt sich bei der Hauptcollekte seine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klöpschen sieht, fragt er: Hirsch, warum bist du heut' so gepuzt?

Ich aber antworste kein Wort, und setze einen großen Ueberraschungsbeutel mit Gold auf den Tisch, und rede ganz feierlich: Herr Christian Hinrich Klop! die Nummer 1538, die Sie so gütig waren bei mir zu bestellen, hat das Glück gehabt 50,000 Mark zu gewinnen, in diesem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präsentiren, und ich bin so frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klöpfchen das hört, fängt er an zu weinen, wie Madame Klop die Geschichte hört, fängt sie an zu weinen, die rothe Magd weint, der krumme Ladenbediener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Nahrungsmensch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erst in Ohnmacht, und erst nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Wasserdach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menschen bebte, als er dieses erzählte, und feierlich zog er ein schon erwähntes Päckchen aus der Tasche, wickelte davon den schon verblühenen Rosataffet, und zeigte mir den Schein, worin Christian Hinrich Klop den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittirte. Wenn ich sterbe — sprach Syazinth, eine Thräne im Auge — soll man mir diese Quittung mit in's Grab legen, und wenn ich einst dort oben, am Tage des Gerichts, Rechenschaft geben muß von meinen Thaten, dann werde ich mit dieser Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böser Engel die bösen Handlungen, die ich auf dieser Welt begangen habe, vorgelesen, und mein guter Engel auch die Liste von meinen guten Handlungen ablesen will, dann sag ich ruhig: Schweig! — ich will nur wissen, ist diese Quittung richtig? ist das die Handschrift von Christian Hinrich Klop? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und sagt, er kenne ganz genau Klöpfchens Handschrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geschichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwissende, der Alles weiß, erinnert sich an diese Geschichte und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daß wenn meine bösen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Salbo zu Gut kommt, und er sagt dann: Hirsch! ich ernenne dich zum Engel erster Klasse, und du darfst Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

---

### **Fünftes Kapitel.**

---

Was ist denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leser, diese Frage las ich schon lange auf deinem Gesichte, und nur zaubernd gehe ich an die Beantwor-

tung. Das ist ja eben das Mißgeschick deutscher Schriftsteller, daß sie jeden guten oder bösen Narren, den sie auf's Tapet bringen, erst durch trockne Charakterfchilderung und Personalbeschreibung bekannt machen müssen, damit man erstens wisse, daß er existirt, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders ist es noch jetzt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzosen, die ein Volksleben, und daher public characters haben. Wir Deutschen aber, wir haben zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich Recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Professor der Berliner Universität, ist ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in so hohem Grade, daß er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zur Satyre zu geben, daß er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Servilist, Dekan, Antithegellianer und Patriot lächerlich machen kann, um somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutschen Universitäten muß man überhaupt nachrühmen, daß sie die deutschen Schriftsteller, mehr als jede andere Kunst, mit allerlei Narren versorgen, und besonders Göttingen habe ich immer in dieser Hinsicht zu schätzen gewußt. Dies ist auch der geheime Grund, weshalb ich mich für die Erhaltung der Universitäten erkläre, obgleich ich stets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Kunstwesens gepredigt habe. Bei solchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren, kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue auf's Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Besten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen August von Platen Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, daß er zweckmäßig bekannt, und gewissermaßen berühmt werde, ich will ihn literarisch gleichsam herausfüttern, wie die Prokesen thun mit den Gefangenen, die sie bei spätern Festmahlen verspeisen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das sogenannte Persönliche, nur in soweit berühren, als sich geistige Erscheinungen dadurch erklären lassen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn sah, und sogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn sah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst gewahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er, bei allen die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiß, so lange er lebt, unsterblich sein wird.

Die Brille, wodurch ich ihn sah, gehörte einigen Insassen Münchens, die über seine äußere Erscheinung dann und wann in heiteren Stunden, ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn selbst nie gesehen, und wenn ich mir seine Person denken will, erinnere ich mich immer an die brollige Wuth, womit einmal mein Freund der Doktor Lautenbacher über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbesondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorbeerkränze auf dem Kopfe, sich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg stellte und, mit der bebrillten Nase gen Himmel starrend, in poetischer Begeisterung zu sein vorgab. Andere haben besser von dem armen Grafen gesprochen, und beklagten nur seine beschränkten Mittel, die ihn, bei seinem Ehrgeiz, sich wenigstens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und sie lobten besonders seine Zuverlässigkeit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der reichlichsten Demuth ihre Erlaubniß erbeten, dann und wann zu ihnen auf's Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmüthigkeit so weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihn die Kästigkeit seiner Visiten auf's deutlichste merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen gerührt, obgleich ich diesen Mangel an Personalbeifall sehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, süßer Knabe,  
Verschmähst den melancholischen Genossen.  
So will in Eherz ich mich ergehn, in Posen,  
Anstatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,  
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe,  
Hab' ich den Himmel anzusehn beschlossen.

Vergebens versicherte der arme Graf, daß er einst der berühmteste Dichter werde, daß schon der Schatten eines Lorbeerblattes auf seiner Stirne sichtbar sei, daß er seine süßen Knaben ebenfalls unsterblich machen könne, durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben diese Celebrität war Keinem lieb, und in der That, sie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Candidat solcher Celebrität von einigen lustigen Freunden, unter den Arkaden zu München, betrachtet wurde. Ein scharfsichtiger Bösewicht meinte sogar, er sähe zwischen den Nothschüssen desselben den Schatten eines Lorbeerblattes. Was mich betrifft, lieber Leser, so bin ich nicht so boshaft, wie du denkst, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn andere verhöhnen, ich zweifle, daß er sich an der verhassten „Sitte“ thätlich gerächt habe, obgleich er in seinen Liedern schmachtet, sich solcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verlegenden Kränkungen, beleidigenden Zurücksetzungen und Abweisungen, wovon er selbst so rührend singt. Ich bin über-

genug, er betrug sich gegen die Sitten überhaupt weit lässlicher, als ihm selber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Lilly von sich rühmen: Ich war nie berauscht, ich habe nie ein Weib berührt und habe nie eine Schlacht verloren. Deshalb gewiß sagt von ihm der Dichter:

Du bist ein nüchterner, modester Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte schon einige Lustren hinter sich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Universitäts in Erlangen, wo man ihm einige Beschäftigung angewiesen hatte; doch da diese seinem hochstrebenden Geiste nicht genügte, da mit den Lustern auch die Lüfternheit nach illüstrer Lust ihn mehr und mehr stachelte, und der Graf von seiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeistert wurde, gab er jenes Geschäft auf, und beschloß, von der Schriftstellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen sonstigen Verdiensten zu leben. Die Grafenschaft des Grafen liegt nemlich im Monde, von wo er, wegen der schlechten Kommunikation mit Bayern, nach Gruthuizens Berechnung, erst in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieser Erde näher kommt, seine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Collibrados Hallermünde, bei Brodthaus in Leipzig, eine Gedichtesammlung mit einer Vorrede, betitelt: „lyrische Blätter Nummer 1.“ herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns versicherte, die sieben Weisen dem Verfasser ihr Lob gespendet. Später gab er, nach Liederschem Muster, einige dramatische Märchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daß sie der unweisen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den sieben Weisen gelesen wurden. Indessen um, außer den sieben Weisen, noch einige Leser zu gewinnen, legte sich der Graf auf Polemik und schrieb eine Satyre gegen berühmte Schriftsteller, vornehmlich gegen Müllner, der damals schon allgemein gehaßt und moralisch vernichtet war, so daß der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todtten Hofrath Derindur noch einen Hauptstich, nicht in's Haupt, sondern nach Fallstaffscher Weise, in die Wade zu versetzen. Der Wiberwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen mißfiel daher nicht, und „die verhängnißvolle Gabel“ fand hier und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, sondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei letzteren hauptsächlich weil jene Satyre nicht mehr dem romantischen Lied, sondern dem klassischen Aristophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um diese Zeit, als der Herr Graf nach Italien reis'te; er zweifelte nicht mehr, von seiner Poesie leben zu können, Gotta hatte die gewöhnliche prosaische Ehre, für Rechnung der Poesie das Geld herzugeben; denn die Poesie, die Himmelstochter, die Hochgeborene, hat selbst nie Geld und

wendet sich, bei solchem Bedürfniß, immer an Cotta. Der Graf versifizierte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Liebs und des Aristophanes, sondern ahmte auch den Goethe nach im Liebe, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarca in Sonetten, dann den Dichter Hafis in persischen Gaselen — kurz er gab uns solchermaßen eine Blumenlese der besten Dichter und zugleich seine eigenen lyrischen Blätter unter dem Titel: „Gedichte des Grafen Platen 2c.“

Niemand in Deutschland ist gegen poetische Erzeugnisse billiger als ich, und ich gönne einem armen Menschen, wie Platen, sein Stückchen Ruhm, das er im Schweisse seines Angesichts so sauer erwirbt, gewiß herzlich gern. Keiner ist mehr geneigt, als ich, seine Bestrebungen zu rühmen, seinen Fleiß und seine Poesie zu loben, und seine sylbenmäßigen Verdienste anzuerkennen. Meine eignen Versuche befähigen mich, mehr als jeden Andern, die metrischen Verdienste des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er die Verse ausgearbeitet, entdeckt unser Einer weit eher als der gewöhnliche Leser, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verse des Grafen für etwas Leichtes hält, und sich an der glatten Wortspielerei gedankenlos ergötzt, wie man sich bei Kunstspringern, die auf dem Seile balanciren, über Eier tanzen und sich auf den Kopf stellen, ebenfalls einige Stunden amüsiert, ohne zu bedenken, daß jene armen Wesen nur durch jahrelangen Zwang und graufames Hungerleiden, solche Gelentigkeitskünste, solche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunst nicht so sehr geplagt, und sie immer in Verbindung mit gutem Essen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es saurer und nüchterner ergangen, um so mehr preisen, ich will von ihm rühmen, daß kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Gaselen balancirt, daß keiner den Eiertanz über

— — — — —  
— — — — —

u. f. w.

so gut executirt, wie er, daß keiner sich so gut wie er auf den Kopf stellt. Wenn ihm auch die Mufen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freie Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muß auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Klüftung sich nie edel aussprechen. Nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliebe, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht, den beängstigenden Zwang, den er sich anthun muß, um etwas zu sagen, nennt er eine „große That in Worten“ — so gänzlich unbekannt mit

dem Wesen der Poesie, weiß er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereigniß. Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm, er ist dagegen Meister geworden in der Sprache oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf dem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto größere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wußte ja in allen Weisen zu spielen, er versifizierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete, so zu sagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte. Wie alle Virtuosen, die solch einsaitiges Talent ausgebildet, strebte er nur nach Applaudissement, sah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er seine Kollegen um ihren Gewinnst, wie z. B. den Claren, schrieb er gleich fünfsaitige Pasquille, wenn er nur eine einzige Kette des Labels auf sich beziehen konnte, kontrollirte er alle Recensionen, worin Andere gelobt wurden, und schrieb er bekändig: ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. s. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte sich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopstock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen sich selbst ernennt, obgleich jeder einsieht, daß er nur mit Ramler und etwa A. W. v. Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu seiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorbeerkranz auf dem Haupte, aber mit desto größerem Pöpp und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den fleischeneinen Regenschirm unter'm Arm, im Berliner Thiergarten, standtrent wandelte, hielt sich damals für den Repräsentanten der Poesie auf Erden. Seine Verse waren die vollendetesten in deutscher Sprache, und seine Verehrer, worunter sogar ein Lessing sich verirrte, meinten, weiter könne man es in der Poesie nicht bringen. Fast dasselbe war späterhin der Fall bei A. W. v. Schlegel, dessen poetische Unzulänglichkeit aber sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, so daß sogar diejenigen, die einst den Sängern des Arion für einen gleichfalligen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienstlichen Schullehrer in ihm sehen. Ob aber der Graf Platen schon besugt ist, über den sonst rühmendwerthen Schlegel zu lachen, wie dieser einst über Ramler lachte, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, in der Poesie sind alle drei sich gleich, und wenn der Graf Platen noch so hübsch in den Gaselen seine schaukelnden Balancirkünste treibt, wenn er in seinen Oden noch so vortrefflich den Gieranz exekutirt, ja, wenn er, in seinen Lustspielen sich auf den Kopf stellt — so ist er doch kein Dichter. Er ist kein Dichter, sagt sogar die undankbare männliche Jugend, die er so zärtlich besingt. Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Ge-

dicke ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit scharfen Brillen versehen sind, stimmen ein in dieses Urtheil, oder äußern sich noch lakonisch bedenkliger. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Eißfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiderte jener, Eißfleisch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platenschen Gedichte betrifft, so möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der Censorischen Wuth Preis geben, womit unsere Catonen davon sprechen oder gar schweigen. Chacun a son goût, dem einen gefällt der Doh, dem andern Wassichlas Ruh. Ich tabelte sogar den furchtbaren rhabamantischen Ernst, womit über jenen Inhalt der Platenschen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gerichtet worden. Aber so sind die Menschen, es wird ihnen sehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn sie über Sünden sprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufsatz, überschrieben: „Aus dem Journal eines Lesers“ worin der Graf Platen gegen solche strenge Tabler seiner Freundschaftsliebe, mit jener Bescheidenheit sich ausspricht, die er nie zu verlängnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er sagt, daß „das Hegelsche Wochenblatt“ ihn eines geheimen Lasters mit „lächerlichem Pathos“ beschuldige, so will er, wie leicht zu errathen ist, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Gefinnung er durch dritte Hand erforschen lassen. Indessen, man hat ihm schlecht berichtet, ich werde mir nie in dieser Hinsicht einen Pathos zu Schulden kommen lassen, der edle Graf ist mir vielmehr eine ergögliche Erscheinung, und in seiner erlauchten Liebhaberei sehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Uebermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerspruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Deffentlichkeit. Als z. B. der Kaiser Nero, auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gastmahl hielt, das einige Millionen kostete, ließ er sich mit Einem aus dem Jünglingsserail, Namens Pythagoras, feierlich einsegnen, (cuncta denique spectata quas etiam in femina nox operit) und steckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den prasselnden Flammen desto besser den Untergang Trojas besingen zu können. Das war noch ein Gaselndichter, über den ich mit Pathos sprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom, die Pfade der Freundschaft dürftig und nüchtern und ängstlich dahinschleicht, mit seinem hellen Gesichte von liebloser Jugend abgewiesen wird, und nachher bei kümmerlichem Dellämpfchen sein Gaselchen ausseufzt. Interessant, in solcher Hinsicht, ist

dem Wesen der Poesie, weiß er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereigniß. Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm, er ist dagegen Meister geworden in der Sprache oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuoso auf dem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto größere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wußte ja in allen Weisen zu spielen, er versifizierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete, so zu sagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte. Wie alle Virtuosen, die solch einsaitiges Talent ausgebildet, strebte er nur nach Applaudissement, sah er mit Ingrim auf den Ruhm Anderer, beneidete er seine Kollegen um ihren Gewinnst, wie z. B. den Clauron, schrieb er gleich fünfsaitige Pasquille, wenn er nur eine einzige Fene des Labels auf sich beziehen konnte, kontrollirte er alle Recensionen, worin Andere gelobt wurden, und schrie er beständig: ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. s. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte sich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopstock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen sich selbst ernannt, obgleich jeder einsieht, daß er nur mit Ramler und etwa A. W. v. Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu seiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorbeerkranz auf dem Haupte, aber mit desto größerem Pops und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den steifsteinenen Regenschirm unter'm Arm, im Berliner Thiergarten, standtrent wandelte, hielt sich damals für den Repräsentanten der Poesie auf Erden. Seine Verse waren die vollendetesten in deutscher Sprache, und seine Verehrer, worunter sogar ein Lessing sich verirrt, meinten, weiter könne man es in der Poesie nicht bringen. Fast dasselbe war späterhin der Fall bei A. W. v. Schlegel, dessen poetische Unzulänglichkeit aber sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, so daß sogar diejenigen, die einst den Sänger des Arion für einen gleichfalligen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienstlichen Schullehrer in ihm sehen. Ob aber der Graf Platen schon befugt ist, über den sonst rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie dieser einst über Ramler lachte, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, in der Poesie sind alle drei sich gleich, und wenn der Graf Platen noch so hübsch in den Gaselen seine schaukelnden Balancirkünste treibt, wenn er in seinen Oden noch so vortrefflich den Eiertanz exekutirt, ja, wenn er, in seinen Lustspielen sich auf den Kopf stellt — so ist er doch kein Dichter. Er ist kein Dichter, sagt sogar die undankbare männliche Jugend, die er so zärtlich besingt. Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Ge-

dichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit scharfen Brillen versehen sind, stimmen ein in dieses Urtheil, oder äußern sich noch lakonisch bedenkllicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Eißfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiderte jener, Eißfleisch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platenschen Gedichte betrifft, so möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der Censorischen Wuth Preis geben, womit unsere Catonen davon sprechen oder gar schweigen. Chacun a son goût, dem einen gefällt der Dops, dem andern Wassischlas Ruh. Ich tabelte sogar den furchtbaren rhabamantischen Ernst, womit über jenen Inhalt der Platenschen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gerichtet worden. Aber so sind die Menschen, es wird ihnen sehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn sie über Sünden sprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufsatz, überschrieben: „Aus dem Journal eines Lesers“ worin der Graf Platen gegen solche strenge Tabler seiner Freundschaftsliebe, mit jener Bescheidenheit sich ausspricht, die er nie zu verlängnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er sagt, daß „das Hegelsche Wochenblatt“ ihn eines geheimen Lasters mit „lächerlichem Pathos“ beschuldige, so will er, wie leicht zu errathen ist, nur der Klüge anderer Leute zuvorkommen, deren Gesinnung er durch dritte Hand erforschen lassen. Indessen, man hat ihm schlecht berichtet, ich werde mir nie in dieser Hinsicht einen Pathos zu Schulden kommen lassen, der edle Graf ist mir vielmehr eine ergötzliche Erscheinung, und in seiner erlauchten Liebhaberei sehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Uebermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerspruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Deffentlichkeit. Als z. B. der Kaiser Nero, auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gastmahl hielt, das einige Millionen kostete, ließ er sich mit Einem aus dem Jünglingsjerrail, Namens Pythagoras, feierlich einsegnen, (ounota denique spectata quas etiam in fomina nox operit) und steckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den prasselnden Flammen desto besser den Untergang Trojas besingen zu können. Das war noch ein Gaseleudichter, über den ich mit Pathos sprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom, die Pfade der Freundschaft dürrtig und nüchtern und ängstlich dahinschleicht, mit seinem heißen Gesichte von liebloser Jugend abgewiesen wird, und nachher bei kümmerlichem Dellämpfchen sein Gaselchen ausseufzt. Interessant, in solcher Hinsicht, ist seine I.

die Vergleichung der Platenschen Gedichten mit dem Petron. Bei diesem ist schroffe, antike, plastisch heidnische Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz seinem Pochen auf Classicität, behandelt seinen Gegenstand vielmehr romantisch, verschleiern, sehnüchlich, pfäffisch, — ich muß hinzusetzen: heuchlerisch. Denn der Graf verummumt sich manchmal in fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geschlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten sollen klar sehen; gegen den großen Haufen glaubt er sich genugsam versteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläßt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der sich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand gesteckt, so daß nur der Steiß sichtbar bleibt. Unser erlauchter Vogel hätte besser gethan, wenn er den Steiß in den Sand versteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er ist mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paßt nicht für ihn, seine Liebe hat einen passiv pythagoräischen Charakter, er ist in seinen Gedichten ein Patiflos, er ist ein Weib, und zwar ein Weib, das sich an gleich Weibischem ergötzt, er ist gleichsam eine männliche Tribade. Diese ängstlich schmiegsame Natur bucht durch alle seine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in diesen Gedichten sehen wir Polyandrie, und wenn er auch sentimentalisirt:

„Du liebst und schweigst — O hätt' ich auch geschwiegen,  
Und meine Blicke nur an dich verschwendet!  
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,  
So müßt' ich keinen Kränkungen erliegen!  
Doch diese Liebe möcht' ich nie besiegen,  
Und weh dem Tag, an dem sie frostig endet!  
Sie ward aus jenen Räumen uns gesendet,  
Wo selig Engel sich an Engel schmiegen —“

so denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Harans, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichsten Anschmiegunen entgingen, wie wir lesen im Pentateuch, wo leider die Gaselen und Sonette nicht mitgetheilt sind, die damals vor Loths Thüre gebichtet wurden. Ueberall in den Platenschen Gedichten sehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das schönste Gefieder hat, und doch nicht fliegen kann, und zänkisch humpelt über die polemische Sandwüste der Literatur. Mit seinen schönen Federn ohne Schwungkraft, mit seinen schönen Versen ohne poetischen Flug, bildet er den Gegensatz zu jenem Adler des Gesanges, der minder glänzende Flügel hat, aber sich damit zur Sonne emporhebt — ich muß wieder auf den Refrain zurückkommen; der Graf Platen ist kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge; in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müssen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimiren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen, selbst wenn seine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung sind. Das letzteres bei dem Grafen Platen der Fall sein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mittheilbar heiter lächeln, wenn man seinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über seinen Dichtertitel, mit einer einzigen Fene, den geringsten Zweifel zu verrathen — gleich wird er sich ingrimig niedersetzen und fünfsaktige Satyren gegen Euch drucken. Denn die Menschen halten um so eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewisser der Titulus ist, der sie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter sein, wenn er in einer andern Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein anderer wäre, als er jetzt ist. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, daß er in einer Zeit lebt, wo er seine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieselbe Sitte, die seiner Liebe immer feindlich entgegensteht, ihm sogar verbietet, seine Klage darüber unverhüllt auszusprechen, wo er jede Empfindung ängstlich verklappen muß, um so wenig das Ohr des Publikums, als das eines „spröden Schönen“ durch eine einzige Sylbe zu erschrecken. Diese Angst läßt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, sie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichsam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metrisch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung seiner eignen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geschieht ihm vielleicht, wenn man solche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daß der Graf Platen auch in der Poesie sich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die schon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römischen Pythagoras, so würde er vielleicht seine eignen Gefühle freier hervortreten lassen und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigstens die Naturlaute in seinen lyrischen Gedichten nicht vermist werden — doch der Mangel an Gestalten in seinen Dramen würde noch immer bleiben, so lange sich nicht auch seine sinnliche Natur veränderte, und er gleichsam ein Anderer würde. Die Gestalten, die ich meine, sind nemlich jene selbstständigen Geschöpfe, die aus dem schaffenden Dichtergeiste, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronions, vollendet und gerüstet hervortreten, lebendige Traumwesen, deren mystische Geburt, mehr als man glaubt, in wunderbar bebingender Bebingung steht mit der sinnlichen Natur des Dichters, so daß solches geistige Gebären demjenigen versagt ist, der selbst nur, als ein unfruchtbares Geschöpf, sich gaselig hingiebt in windiger Weichheit.

Indessen, das sind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt

davon ab, wie weit man an die Competenz desselben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß der Graf Platen gar oft dem Publikum versichert, daß er erst späterhin das Bedeutendste dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daß er Iliaden und Odyssern, Classicitätstragödien und sonstige Unsterblichkeitsskossalgebichte erst dann schreiben werde, wenn er sich nach so und so viel Lustren gehörig vorbereitet habe. Du hast, lieber Leser, diese Ergießungen des Selbstbewußtseins, in mühsam gefüllten Versen vielleicht selbst gelesen, und das Versprechen solcher schönen Zukunft war dir vielleicht um so erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutschlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm schlechter Subler geschildert, die ihm nur im Wege stehen, auf der Bahn des Ruhmes, und die so unverschämt seien, jene Lorbeeren und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber sprechen hörte, will ich übergehen: aber, der Chronologie wegen, muß ich anführen, daß zu jener Zeit der König von Baiern die Absicht aussprach, irgend einem deutschen Dichter ein Jahrgeld zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beispiel für die ganze deutsche Literatur von schöner Folge sein konnte. Man sagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlassen, ich sprach von den Prahlereien des Grafen Platen, der bekändig rief: ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odyssern dichten u. s. w. Ich weiß nicht, was das Publikum von solchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nemlich ein wahrer Dichter, der die verschämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poesie schon empfunden hat, und von der Seltsamkeit dieser Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunst einer Prinzessin genießt, gewiß nicht auf öffentlichem Markte prählen wird.

Man hat schon öfter den Grafen Platen, wegen solcher Prahlhansereien, weiblich gehänselt und er wußte immer, wie Falstaff, sich zu entschuldigen. Bei solchen Entschuldigungen kommt ihm ein Talent zu flatten, das außerordentlich in seiner Art ist und das eine besondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nemlich von jedem Flecken, der in seiner eignen Brust ist, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und sei sie noch so klein, zu entdecken, und sich wegen seiner Wahlfleckenverwandtschaft mit ihm zu vergleichen. J. B. von Shakespeares Sonetten weiß er, daß sie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet sind, und ob solcher verständigen Wahl preist er Shakespeare, vergleicht sich mit ihm — und das ist das einzige, was er von ihm zu sagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen schreiben, und behaupten, daß er sich die und die Ver-

terung noch nicht zu Schulden kommen lassen, weil er sich mit dem oder dem großen Manne, dem sie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialsten aber und bewunderungswürdigsten zeigte er sich in der Wahl des Mannes, in dessen Leben er unbescheidene Reden entdeckt, und durch dessen Beispiel er seine Prahlerei beschönigen will. Wahrlich, zu einem solchen Zwecke sind die Worte dieses Mannes noch nie zitiert worden — denn es ist kein Geringerer als Jesus Christus selbst, der uns bisher immer für ein Muster der Demuth und Bescheidenheit gegolten. Christus hätte jemals geprahlt? der bescheidenste der Menschen, um so bescheidener als er der göttlichste war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen ist, das entdeckte der Graf Platen, denn er insinuirt uns: Christus, als er vor Pilatus gestanden, sei ebenfalls nicht bescheiden gewesen, und habe nicht bescheiden geantwortet, sondern als jener ihn frug, bist du der König der Juden? habe er gesprochen: bu sagst es. Und so sage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Hasse eines Verächters Christi gelungen ist, das gelang der Eregese selbstverliebter Eitelkeit.

Wie wir wissen, was wir davon zu halten, wenn Einer solchermaßen beständig schreit: Ich bin der Poet! so wissen wir auch, was es für eine Verwandniß hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gebührige Reife erlangt, noch dichten will, und die seine bisherigen Meisterstücke an Bedeutung so unerhört übertreffen sollen. Wir wissen ganz genau, daß die späteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender sind als die früheren, eben so wenig wie ein Weib, je öfter sie gebährt, desto vollkommener Kinder zur Welt bringt; nein, das erste Kind ist schon eben so gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erst ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madam Göthe warf gleich ihren jungen Leu, und dieser gah uns, beim ersten Wurf, seinen Löwen von Verlichingen. Eben so warf auch Schiller gleich seine Räuber, an deren Tage man schon die Löwenart erkannte. Später kam erst die Politur, die Glätte, die Felle, die natürliche Tochter und die Braut von Messina. Nicht so begab es sich mit dem Grafen Platen, der mit der ängstlichen Künstelei anfang und von dem der Dichter singt:

Du, der du sprangst so fertig aus dem Nichts,  
Geledeten und lackirten Angesichts,  
Gleichst einer Spielerei, geschnitzt aus Rorte.

Indessen, wenn ich meine geheimsten Gedanken ansprechen soll, so gestehe ich, daß ich den Grafen Platen für keinen so großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlucht und beständigen Selbstberäucherung glauben sollte. Ein Viechen Narrheit, das versteht sich, gehört immer zur Poesie; aber es

wäre entseßlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Porzion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutend geringe Dosis gegeben hätte. Ich habe Gründe zu vermuthen, daß der Herr Graf an seine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und daß er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfniß des Augenblicks sein eigner anpreisender Ruffiano sein mußte, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, daß sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Uebermuth, daher das klägliche Dünneithun mit baldigem Sterben, und das drohende Dichtethun mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auslodernde Bettelstolz und die schwächende Unterthänigkeit, daher das beständige Klagen „daß ihn Cotta verhungern lasse“ und wiederum Klagen „daß ihn Cotta verhungern lasse“ daher die Anfälle von Katholizismus u. s. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholizismus Ernst ist, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholisch geworden ist, wie einige seiner Hochgeborenen Freunde, das weiß ich nicht. Daß er es werden wolle, erfuhr ich zuerst aus öffentlichen Blättern, die sogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge in's Kloster. Böse Zungen meinten, daß ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht schwer fallen würde. Wie sich von selbst versteht, in München klangen, bei solchen Nachrichten, die frommen Glöcklein in den Herzen seiner Freunde. Mit Kyrie Eleison und Hallelujah wurden seine Gedichte gepriesen in den Psaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Eölibats mußten erfreut sein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geschlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daß Psaffen und Knabensänger nicht davon angesprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben so wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreise nach Italien, von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daß der Graf Platen sehr feindselig gegen mich gestimmt sei, und mir mein Verderben schon bereitet habe in einem Lustspiele Namens „König Deipus“ das bereits zu Augsburg, bei einigen Fürsten und Grafen, deren Namen ich vergessen habe oder vergessen will, angelangt sei. Auch Andere erzählten mir, daß mich der Graf Platen hasse und sich mir als Feind entgegenstelle; — und das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgesagt: daß mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth sich zu gleicher Zeit gegen mich kund gab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der politischen Annalen, die ich damals herausgab, so konnte ich eben-

falls nur gewinnen, wenn man deutlich sah, daß ich keiner der Ihrigen sei. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen sagt, so sage ich darum noch nichts Böses von ihnen. Ich bin sogar der Meinung, daß sie, nur aus Liebe zum Guten, durch frommen Betrug und gottgefällige Verläumdung das Wort der Bösen entkräftigen möchten, und daß sie diesen, nur für einen solchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geistigen Lebensquellen, sondern auch die materiellen zu verschütten suchen. Man hat jene guten Leute, die sich in München sogar öffentlich als Congregazion präsentirten, thörichterweise mit dem Namen Jesuiten beehrt. Sie sind wahrlich keine Jesuiten, sonst hätten sie eingesehen, daß z. B. ich, einer von den Bösen, schlimmsten Falls die literarisch alchimistische Kunst verstehe, aus meinen Feinden selbst Dukaten zu schlagen, dergestalt, daß ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — sie hätten eingesehen, daß solche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden avilirt, wie der arme Sünder den Staubbesen nicht minder stark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und, was die Hauptsache ist, sie hätten eingesehen, daß etwas Vorliebe für den antirationalistischen Voss und einige arglose Muttergotteswige, weshalb sie mich zuerst mit Roth und Dummheit angriffen, nicht aus antikatholischem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, sie sind keine Jesuiten, sondern nur Mischlinge von Roth und Dummheit, die ich, eben so wenig wie eine Mistfarrre und den Ochsen, der sie zieht, zu hassen vermag, und die mit allen ihren Anstrengungen nur das Gegentheil ihrer Absicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten: daß ich ihnen zeige, wie sehr ich Protestant bin, daß ich mein gutes protestantisches Recht, in seiner weitesten Ermächtigung ausübe, und die gute protestantische Streitart mit Herzenslust handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Selbstpoeten in Verse bringen lassen — an den wohlbekannten Schlägen sollten sie schon den Glaubensgenossen eines Luthers, Lessings und Voss erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernste dieser Heroen die alte Art schwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich leicht zum Lachen, und ich bin ein Bißchen Eulenspiegeliger Natur und ich liebe eine Beimischung von Spas — aber ich würde jenen Mistochsen nicht minder stark vor den Kopf schlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Art umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlassen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daß der König von Baiern, in schon erwähnter Absicht, dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von sechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskasse, sondern aus der königlichen Privatkasse, wie es sich der Graf als besondere Gnade gewünscht hatte. Letzteren Umstand, der die Kasse

charakterisirt, so geringfügig er auch erscheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforscher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wissenschaft ist alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daß ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und sehe, wie sorgfältig der feine, zierliche Cuvier, in seinen Vorlesungen, das unreinste Insekt, mit dem genauesten Detail schildert. Es ist mir deshalb auch sogar Leid, daß ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer constataren kann; so viel weiß ich aber, daß der Graf Platen den König Oedipus früher verfertigt hatte, und daß dieser nicht so bissig geworden wäre, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutschland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geschöpf, das dem großen Ei, worüber unser schöngefiederter Vogel Strauß so lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Congregation mit frommem Gefächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Rabschlagen schon lange im voraus begrüßt hatten. Es sollte nichts Rinderes als ein verderblicher Basilisk sein. Kennst du, lieber Leser, die Sage von dem Basilisk? Das Volk erzählt: wenn ein männlicher Vogel, wie ein Welb, ein Ei gelegt, so entstünde daraus ein giftiges Geschöpf, dessen Hauch die Luft verpestet, und das man nur dadurch tödten könne, daß man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick seiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken sterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweichen wollte, erlaubten es mir erst zwei Monate später, als ich auf der Insel Helgoland badete, den König Oedipus zu lesen, und dort, großgestimmt von dem beständigen Anblick des großen, kühnen Meeres, mußte mir die kleinliche Gesinnung und die Altstickerie des hochgeborenen Verfassers recht anschaulich werden. Jenes Meisterwerk zeigte mir endlich ganz wie er ist, mit all seiner blühenden Welltheit, seinem Ueberfluß an Geistesmangel, seiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er ist, forcirt ohne Force, pikirt ohne pikant zu sein, eine trockne Wasserseele, ein trister Freudenjunge. Dieser Troubadour des Jammers, geschwächt an Leib und Seele, versuchte es, den gewaltigsten, phantasiereichen und witzigsten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts ist wahrlich widerwärtiger als diese krampfhafte Ohnmacht, die sich wie Kühnheit aufblasen möchte, diese mühsam zusammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieser sylbenstecherisch ängstlich nachgeahmte Geistesstaumel. Wie sich von selbst versteht, zeigt sich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungs-Idee, die jedem aristophanischen Lustspiele zum Grunde liegt, und die darin, wie ein phantastisch ironischer Zauberbaum, emporstiehet mit blühendem Gedankenverschmud, singenden Nachtigallennestern und Kletternden Affen. Eine solche

Idee mit dem Lobesjubil und dem Zerstörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt die erste und letzte Idee, Grund und Zweck seines sogenannten Lustspiels, besteht, wie bei der verhängnißvollen Gabel, wieder in geringfügig literarischen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Neußerlichkeiten des Aristophanes nachahmen, nemlich die feinen Verse und die groben Worte. Ich sage grobe Worte, weil ich keinen größern Ausdruck brauchen will. Wie ein leisendes Weib, gießt er ganze Blumen-Löpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutschen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern seinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rücksichten beobachten müssen. Er hätte wenigstens das Geschlecht in uns ehren sollen, da wir keine Weiber sind, sondern Männer, und folglich zu einem Geschlechte gehören, das nach seiner Meinung das schöne Geschlecht ist, und das er so sehr liebt. Es bleibt dieses immer ein Mangel an Delicatesse, mancher Jüngling wird deshalb an seiner Huldigung zweifeln, da jeder fühlt, daß der Wahrhaftliebende auch das ganze Geschlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiß nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen sollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelicate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum: Wir Dichter in Norddeutschland hatten alle die „Kräze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephistisch er vor vielen schätze.“ Der Reim ist gut. Am ungeratesten ist er gegen Immermann. Schon im Anfang seines Gedichts, läßt er diesen hinter einer spanischen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen sind. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Immermann schon solche Dinge gethan hat. Es ist aber charakteristisch, daß die Phantasie des Grafen Platen sogar seine Feinde a posteriori zu belauschen weiß. Er schonte nicht einmal Houwalb, diese gute Seele, sanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieser holden Weiblichkeit wegen, haßt ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er sagt, schon längst „durch wirklichen Witz urkräftig erledigt“ dieser Todte wird wieder aus dem Grabe gescharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetastet. Raupach ist ein Jude

„Das Jüdchen Raupel —

Das setzt als Raupach trägt so hoch die Nase“

„Schmiert Tragödien im Ragenjammer.“ Noch weit schlimmer ergeht es dem „getauften Heine.“ Ja, ja, du irrst dich nicht, lieber Leser, das bin Ich, den er meint, und im König Oedipus kannst du lesen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geschrieben, gleich darauf mich niederseze und Dukaten beschneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mausekeln zusammenhole und den Talmud singe, wie ich in der Ofternacht einen unmündigen Christen schlachte und aus Malize immer einen

unglücklichen Schriftsteller dazu wähle — Nein, lieber Lehr, ich will dich nicht belügen, solche gute ausgemalte Bilder stehen nicht im König Oedipus, und daß sie nicht darin stehen, das nur ist der Fehler, den ich tabelle. Der Graf Platen hat zuweilen die besten Motive und weiß sie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bißchen mehr Phantasie, so würde er mich wenigstens als geheimen Pfänderverleiher geschildert haben; welche komische Scenen hätten sich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, wie sich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Wigen vorbeigehen lassen! Wie kostbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothschild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Oedipus selbst, die Hauptperson seines Lustspiels, hätte er, durch einige Modifikationen in der Fabel des Stüdes, ebenfalls besser benutzen können. Statt daß er ihn den Vater Laus tödtet, und die Mutter Jolaste heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil so einrichten sollen, daß Oedipus seine Mutter tödtet und seinen Vater heirathet. Das dramatische Dastische in einem solchen Gedichte hätte einem Platen meisterhaft gelingen müssen, seine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabei zu Statten gekommen, er hätte manchmal, wie eine Nachtigall, nur die Regungen der eignen Brust zu besingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das wenn der gaselige Pfand noch lebte, gewiß in Berlin gleich einflößt worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Bollenbeteres denken als den Schauspieler Wurm in der Rolle eines solchen Oedipus. Er würde sich selbst übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politisch vom Grafen, daß er in seinem Lustspiele versichert, er habe „wirklichen Wig.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Ueberraschungseffect, auf den Theatercoup, daß dadurch das Publikum beständig Wig erwarten, und dieser am Ende doch nicht erscheinen soll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Wig im Stücke zu suchen, und das Ganze wäre nur ein Blindenfuhspiel, wo der Platensche Wig so schlau ist, sich nie ertappen zu lassen? Deshalb vielleicht ist auch das Publikum, das sonst bei Lustspielen zu lachen pflegt, bei der Lectüre des Platenschen Stüdes so verdrießlich, es kann den versteckten Wig nicht finden, vergebens piept der versteckte Wig, und piept immer lauter: hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum ist dumm und macht ein ernsthaftes Gesicht. Ich aber, der ich weiß wo der Wig steckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräßlichen, herrschsüchtigen Dichter“ der sich in einen aristokratischen Nimbus hüllt, der von sich rühmt, „daß jeder Hauch, der zwischen seine Zähne komme, eine Zermalung sei“ und der zu allen deutschen Dichtern sagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünscht' ich euch nur Ein Gehörn,  
Durch einen einzigen Wigeschieß zu spalten es —“

Der Bers ist schlecht. Der versteckte Wis aber besteht darin: daß der Graf eigentlich wünscht, wir wären alle lauter Neronen und er, im Gegentheil, unser einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Besten des Grafen noch manchen anderen versteckten Wis hervorheben, doch da er mir in seinem König Oedipus das Liebeste angegriffen — denn was könnte mir lieber sein als mein Christenthum? — so ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menschlich gesinnt, den Oedipus, diese „große That in Worten“ minder ernstlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indessen, das wahre Verdienst hat immer seinen Lohn gefunden, und dem Verfasser des Oedipus wird der seinige nicht entgehen, obgleich er sich auch hier, wie immer, nur dem Einfluß seiner adeligen und geistlichen Hinterassen hingab. Ja es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daß jede gute oder böse That ihre nächsten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo sie kommen — mach' dich darauf gefaßt, lieber Leser, daß ich jetzt etwas in Pathos gerathe und schauerlich werde — kommen wird der Tag, wo sie dem Tartaros entsteigen die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden.“ Bei'm Styx! — bei diesem Flusse schwören wir Götter niemals falsch — kommen wird der Tag, wo sie erscheinen, die dunkeln, ungerechten Schwestern, sie werden erscheinen mit schlangengelockten, rothzürnten Gesichtern, mit denselben Schlangengeißeln, womit sie einst den Drestes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tynbaridische Olytämnestra. Vielleicht hört der Graf schon jetzt die Schlangen zischen — ich bitte dich, lieber Leser, denk' dir jetzt die Volkschlucht und Samiellmusik — Vielleicht erfährt den Grafen schon jetzt das geheime Sündergrauen, der Himmel verdüstert sich, Nachtgevögel kreischt, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Colophonium, Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen steigen aus den Gräbern, sie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, sie beschwören ihn ihre alten Eisenhosen anzuziehen, um sich zu schützen vor den entsegligen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfegen, die Geißelschlangen werden sich ironisch an ihm vergnügen, und wie der buhlerische König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm gesperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winseln:

Ach! sie fressen, ach! sie fressen,  
Womit meistens ich gesündigt.

Entseze dich nicht, lieber Leser, es ist ja alles nur Scherz. Diese furchtbaren Eumeniden sind nichts als ein heiteres Lustspiel, das ich, nach einigen Lustren, unter diesem Titel schreiben werde, und die tragischen Verse, die dich eben erschreckt, stehen in dem allerlustigsten Buche von der Welt, im Don

Aufrote von La Mancha, wo eine alte, anständige Hofdame sie in Gegenwart des ganzen Hofes registriert. Ich sehe, du lächelst wieder. Laß uns heiter und lachend von einander Abschied nehmen. Wenn dieses letzte Kapitel etwas langweilig war, so lag's nur an dem Gegenstande; auch schrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Lust, und wenn es mir gelungen ist, einen neuen Narrn auch für die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank schuldig sein. Ich habe das Geld urbar gemacht, worauf geistreiche Schriftsteller säen und ernten werden. Das bescheidene Bewußtsein dieses Verdienstes ist mein schönster Lohn. Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatiere schicken wollen, bemerke ich, daß die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg“ Ordre hat, dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geschrieben im Spätherbst des Jahres 1829.

---

3.

Die Stadt Luffa.

---

„Die Stadt Luffa,“ die sich unmittelbar den „Bädern von Luffa“ anschließt, und auch gleichzeitig geschrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, sondern als den Abschluß einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abschluß einer Weltperiode zusammentrifft.

---

Erstes Kapitel.

---

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien ist sie leidenschaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutschland ist sie ernster, sinniger und gebuldiger. Hatte einst wie die Menschen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, sagt man, konnte Bäume und Steine nach begeisterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt dergleichen geschehen? Menschen und Natur sind phlegmatisch geworden und gähnen sich einander an. Ein Königl. Preuß. Poet wird nimmermehr, mit den Klängen seiner Leier, den Tempelberg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geschichte und das ist eine andere Naturgeschichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Appennins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin bei einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juristischen Fakultät würde sich gegen eine solche Anstellung auflehnen. Hegt doch einer von ihnen schon jetzt eine geheime Eifersucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daß dieser ihn einst im gelehrten Apportiren ersetzen könnte.

Die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren spitzfindigen Augenlein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Appenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht bloß unsere Philosophen, sondern sogar die gewöhnlichsten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eidechse meinte aber, diese Steinwerdung würde nur dann stattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenige Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle anderen Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und belächeln gern die anderen Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will, zu Ruh und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muth bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelausend in labyrinthischen Felsengrotten wohnen? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelt welcher ich mit der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasserfälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blitze hin- und herzucken. —

O Natur! du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahinzuckt, und du dauorst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf, und lachst mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Thränen!

### Zweites Kapitel.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, sagte mir ein alter Eidechse, Alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavanzement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menschen und die Menschen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was soll denn aus diesen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird sich finden, lieber Freund, antwortete jener; wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß nicht mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von diesen beiden? frug mich der alte Eidechse mit einem höhnißchen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Solbätchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknaube in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen inbissigen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen Ingredienzen, durch abenteuerliche Verschlingungen zusammengeflocht sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstrakt hegelschen Chiffren uns so grau, so kalt und tobt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechserich, ich merke schon was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilberte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanseerai zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Brunnen hegelscher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche ausladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märkische Sandwüste. Ich schilberte ihm ferner, wie die neuen Wiener um den Springquell des schellingschen Geistesstranks sich drängen, als wär es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gefässe der Unsterblichkeit. —

Den kleinen Naturphilosophen überfiel der gelbe Reiz, als er hörte, daß seine Kollegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen von beiden halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schekner größer sei als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechse mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichen, kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wieder sagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hin ziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanz.

Bei diesen Worten, die mit einem bedägnanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eidechse den Rücken, und indem er langsam fortshawänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

---

### Drittes Kapitel.

---

Auf dem Wege zwischen den Bädern von Lufka und der Stadt dieses Namens, unweit von dem großen Kastaniendaume, dessen willgrüne Zweige den Bach überschatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegen-

bocks, der dort einsiedlerisch weilte, wurde das Gespräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Luffa, um Franscheska und Mathilde zu suchen, die ich unserer Verabredung gemäß, schon vor acht Tagen dort treffen sollte. Ich war aber zur bestimmten Zeit, vergebens hingereist, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den schönen Bergen und Baumgruppen; wo die goldnen Drangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Weinreben, in festlichen Windungen, sich meilenweit hinzogen. Das ganze Land ist dort so gartenhaft und geschmückt, wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargestellt werden; auch die Landleute selbst gleichen seinen bunten Gestalten, die uns dann als singende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philistergesichter. Und giebt es hier auch Philister, so sind es doch italienische Drangenphilister und keine plump deutschen Kartoffelphilister. Pittoresk und idealisch wie das Land sind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen so individuellen Ausdruck im Gesicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Messers, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmlichen Physiognomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind, bilden sie ein Duzend, und wenn einer sie dann angreift, rufen sie die Polizei.

Auffallend war mir, im Luffesischen, wie im größten Theile Toskanas, tragen die Frauenzimmer große, schwarze Filzhüte mit herabwallenden schwarzen Straußfedern; sogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen schwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meistens einen leichten Strohhut, und junge Burschen erhalten solchen zum Geschenk von einem Mädchen, das ihn selbst verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingesflochten. So saß einst Franscheska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut, für ihren caro Cecoo, und küßte jeden Strohhalbm, den sie dazu nahm, und trillerte ihr hübsches Oochio, Stelle mortale; — das lockigte Haupt, das den hübschen Hut nachher so hübsch trug, hat jetzt eine Tonsur, und der Hut selbst hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbatestübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe, zu meiner Reise nach Luffa, gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie

waren schon davongeflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Hastig erklimm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franscheska? Ist sie in Luffa? Sagt mir was thut sie? Was tanzt sie? Sagt mir alles, und wenn Ihr mir alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!

Bei solcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franscheska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglophen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht einen an, als wollte er sagen: was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Helbenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagoy, der die alten Lieber auswendig gelernt hat und pebantisch nachplappert? Oder eine vermüßte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurr? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Capitol gerietet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nemlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deshalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler? Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorbeerbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als schon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldblieder allmähig verstummten und die Bäume immer ernsthafter rauschten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Sie und da, aus dem Boden, blickte ein schönes, dunkles Auge zu mir herauf, und verschwand im selben Augenblick. Zärtliches Flüstern tändelte mir ums Herz, und unsichtbare Küsse berührten lustig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sennenstrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daß es aussah, als wären sie Könige mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Ich aber stand, wie ein Kaiser der Welt, in der Mitte dieser gekrönten Vasallen, die schweigend mir huldigten.

### Viertes Kapitel.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lufka begegnete, ein frommer Mann ist. Aber ich weiß, sein alter Leib steckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerrissenen Sandalen können seine bloßen Füße nicht genug schützen, wenn er, durch Dorn und Gestrippe, die Felsen hinauf klettert, um droben, in den Bergbörfern, Kranke zu trösten oder Kinder beten zu lehren: — und er ist zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stüchlein Brod in den Sack steckt, und ihm ein Bißchen Stroh giebt, um darauf zu schlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht schreiben,“ sprach ich zu mir selbst. „Wenn ich wieder zu Hause in Deutschland, auf meinem Lehnseffel, am knisternden Deschen, bei einer behaglichen Tasse Thee, wohlgenährt und warm sitze, und gegen die katholischen Pfaffen schreibe — gegen den Mann will ich nicht schreiben.“ —

Um gegen die katholischen Pfaffen zu schreiben, muß man auch ihre Gesichter kennen. Die Originalgesichter sieht man aber nur in Italien. Die deutschen katholischen Priester und Mönche sind bloß schlechte Nachahmungen, oft sogar Parodieren der italienischen; eine Vergleichung derselben würde eben so ausfallen, als wenn man römische oder florentinische Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuschrecklichen, frommen Frauen, die etwa dem spießbürgerlichen Pinsel eines Nürnberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbesessenen aus der langhaarig christlich neudeutschen Schule ihr trauriges Dasein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Contrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Conflict zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italienischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volks-Humors, in Satyren, Liedern und Novellen. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersetzten Basantasesa bestätigt finden, spielt immer ein Bramine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergrazioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegierten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiener mit minderer Andacht bei einem Priester Messe

hört oder berichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkoth gefunden hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht bloß seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinhelligkeit, Heuchelei und gleißendes Brömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverbauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nugen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landbeuten die Idee einer Prozession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Costüme kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertribelste man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonnirte Chorbemden, buntgestickte Messgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotectiren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorbemden herausgucken, die aufgeklärten Bäume, denen jene Messgewänder viel zu weit, Alles würde unser Einen daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Prozession viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen protestantischen Geistlichen spielen ließe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius und Teufelthum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren pfäffisches Gepräge gewiß jenen Rollen viel täuschender entspräche. Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabinen, Muffis, Dominikaner, Consistorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Corps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlich-

keit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben farousschen Anstrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne eben so ähnlich, wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, solche die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Aehnlichkeit. Freilich, einige Nüancen entstehen durch die Art und Weise, wie sie ihr Geschäft treiben. Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Commis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Papst ist, giebt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salair; er arbeitet lässig, wie jeder, der nicht für eigene Rechnung arbeitet und viele Collegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Credit des Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Prinzipal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbegehilfe, sondern nur einen Kleinhandel: und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig sein, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Conurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittsbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch seine physische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in den Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen; obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, daß er sich von dem Gang katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch seine Nüancen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre: ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe.

### Fünftes Kapitel.

Es war schon Nacht als ich die Stadt Luffa erreichte.

Wie ganz anders erschien sie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine fener verwunschene Städte versetzt glaubte, wovon mir einst die Amme so viel erzählt. Da war die ganze Stadt still wie das Grab, alles war so verblühen und verstorben, auf den Dächern spielte der Sonnenglanz, wie Goldfitter auf dem Haupte einer Leiche, hier und da aus den Fenstern eines altverfallenen Hauses hingen Epheuranthen, wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmernder Moder und ängstlich stodender Tod, die Stadt schien nur das Gespenst einer Stadt, ein steinerne Spur am hellen Tage. Da suchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Wesens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler mit ausgestreckt offener Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenster eines schwärzlich morschen Häusleins sah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feisten Glageghaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbusig nacktes Weibsbild zum Vorschein; unten, in die halb offene Hausthüre sah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein schwarzer Abbatte gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbüchige Weinflasche trug. — In demselben Augenblick läutete unfern ein feines ironisches Glöcklein, und in meinem Gedächtnisse kicherten die Novellen des Boccaccio. Diese Klänge konnten aber keineswegs das seltsame Grauen, das meine Seele durchschauerte, ganz verschuchen. Es hielt mich vielleicht um so gewaltiger befangen, da die Sonne, so warm und hell, die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen, und sich im hellen Mittagelichte sehen lassen.

Als ich jetzt, acht Tage später, wieder nach Luffa kam, wie erstaunte ich über den veränderten Anblick dieser Stadt! Was ist das? rief ich, als die Lichter meine Auge blendeten und die Menschenströme durch die Gassen sich wälzten. Ist ein ganzes Volk als nächtliches Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um im tollsten Nummenschanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuser sind mit Lampen verziert, überall aus den Fenstern hängen bunte Teppiche, die morschgrienen Wände fast bedeckend, und darüber lehnen sich holde Mädchengesichter, so frisch, so blühend, daß ich wohl merkte, es ist das Leben selbst, das sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war so ein lebendes Todesfest, ich weiß nicht wie es im Kalender genannt wird, auf jeden Fall so ein Schlingentag irgend eines gedulbigen Märtyrers, denn ich sah nachher einen heiligen Tod-

tenschädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelsteinen geziert, und unter hochzeitlicher Musik herumtragen. Es war eine schöne Prozession.

Voran gingen die Kapuziner, die sich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichsam die Sappeurs dieser Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Gesichter, sogar manch jugendlich schönes Gesicht, das die breite Tonsur sehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haartranz umflochten schien, und sammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, schwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeschlagene dreieckige Hüte, kurz alle jene Klosterkostüme, womit wir durch die Bemühungen unseres Generalintendanten längst bekannt sind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Priester, weiße Hemde über schwarze Hosen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geistliche, in buntseidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrscheinlich aus Egypten stammen, und die man auch aus dem Denonschen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgebiente Gesichter, und sie schienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze, und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben so gekleideten alten Männern, nach Pagenart, getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernsthaft schweigend; aber die mit den hohen Mützen sangen einen gar unglücklichen Gesang, so näselnd, so schlürfend, so tollernnd, daß ich überzeugt bin: wären die Juden die größere Volksmenge, und ihre Religion wäre die Staatsreligion, so würde man obiges Gesänge mit dem Namen „Mauscheln“ bezeichnen. Glücklicherweise konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Prozession, mit lautem Trommeln und Pfeifen, mehrere Compagnien Militär einherzogen, so wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geistlichen, auch immer je zwei und zwei Grenadiere marschierten. Es waren fast mehr Soldaten als Geistliche; aber zur Unterstützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müssen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine solche Prozession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte, die Geistlichen so gar trübselig und sammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir als sähe ich unsern Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen. Die Sterne zu Lufka dachten gewiß wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so

übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tausend und abertausend Lampen und Kerzen und MädchenGesichter flimmerten aus allen Fenstern, an den Straßenecken standen lobende Pechkränze aufgespizt, und dann hatte auch jeder Geistliche noch seinen besonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meistens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen und die jugendlich frischen Gesichtchen schauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten, ernsten Vätern; so ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger besolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder dessen Ruhme ihm beichtet, muß bei Prozessionen wohl gratis dieses Amt übernehmen, und es wird darum gewiß nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche haben nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten schon erwachsene Knaben, und die hochmüthigen Priester hatten wirkliche Bürgerleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbischof — denn das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und sich die Gewandzipfel von greisen Pagen nachtragen ließ — dieser hatte an jeder Seite einen Lakaien, die beide in blauen Livreen mit gelben Treffen prangten, und zeremoniös, als servierten sie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall schien mir solche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um so heller die Gesichter besehen, die zum Katholizismus gehören. Und ich habe sie jetzt gesehen und zwar in der besten Beleuchtung. Und was sah ich denn? Nun ja, der kirchliche Stempel fehlte nirgends. Aber dieses abgerechnet, waren die Gesichter unter einander eben so verschieden, wie andre Gesichter. Das eine war blaß, das andre roth, die Nase erhob sich stolz, jene war niedergeschlagen, hier ein funkelnd schwarzes, dort ein schimmernd graues Auge — aber in allen diesen Gesichtern lagen die Spuren derselben Krankheit, einer schrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrscheinlich Ursache sein wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahre später die Prozession in Luft zu sehen bekommt, kein einziges von jenen Gesichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein sieches Mönchsgesicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarrre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden die uns vom Undank der Freunde, von der Verläumdung der Feinde, und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles dieses und noch viel mehr, was eben so leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modestrad seinen Platz zu finden weiß. O! es ist keine Uebertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod ist unser Arzt!“ Ach! ich will nichts Böses von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen stören; denn da er der einzige Arzt ist, so mögen sie immerhin glauben er sei auch der beste, und das einzige Mittel, das er anwendet, seine ewige Erdlur, sei auch das beste. Wenigstens kann man von ihm rühmen, daß er immer gleich bei der Hand ist, und trotz seiner großen Praxis nie lange auf sich warten läßt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er seinem Patienten sogar zur Prozeßion, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiß der Tod selbst, den ich an der Seite eines blaffen, bekümmerten Priesters gehen sah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er diesem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig besänftigend mit dem ängstlich lahlen Köpfchen, und so schwach er selbst auf den Beinen war, so unterstützte er doch noch zuweilen den armen Priester, der bei dem Schritte noch bleicher wurde und umsinken wollte. Er schien ihm Muth einzusprechen: warte nur noch einige Stündchen, dann sind wir zu Hause, und ich lösche die Kerze aus, und ich lege dich auf's Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du sollst so fest schlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaels-glöckchen nicht hören wirst.

„Gegen den Mann will ich auch nicht schreiben,“ dachte ich, als ich den armen, bleichen Priester sah, dem der leidhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazareth, und manche polemische Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk, in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuschauer befand, und wo entsetzlich anzuhören war, wie die Kranken sich einander ihre Gebrechen spottend vorrechneten, wie ausgehörte Schwindflüchtige den aufgeschwellenen Wassersüchtling verhöhnnten, wie der Eine lachte über den Nasentrebs des Andern, und dieser wieder über Maulsperrre und Augenverdringung seiner Nachbarn, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten sprangen, und den Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern rissen, und nichts als schäufliges Elend und Verstümmelung zu sehen war.

---

### Sechstes Kapitel.

---

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung Rechtsin, lieblichen Nektar dem Mischkrug emsig entschöpfend. Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern, Als sie sahn, wie Heräastos im Saal so gewandt umherging.

Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne  
Schmausten sie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles,  
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,  
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich leuchte heran ein bleicher, blutriesender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erbleichten, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umhererschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.

War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menschen zu Muth ist, und ein armer gequälter Mensch könnte auch, in seiner Noth, kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deshalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden. Besonders von den Frauen —

Dem Menschengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einsame Kirche verloren, und was du, lieber Leser, eben gelesen hast, sind nicht so sehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingestreckt auf einer der alten Beibänke, die Löne einer Orgel durch meine Brust ziehen ließ. Da liege ich, mit phantasierender Seele, der seltsamen Musik noch seltsamere Lerte unterrichtend; dann und wann schweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge, und suchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer ist die Verschleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kupplerisch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen, wie verstopfen, auf die schönen Formen der verschleierten Betlerin. Diese liegt zwar regungslos auf den feinernen Altarsteinen, doch in der  
Seine. I.

wechselnden Beleuchtung bewegt sich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Noth, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hause, hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang, dann und wann steigt leises Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne höhnt die Orgel, wie ein seufzendes Riesenherz —

Es war aber als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte so unsägliche Beklommenheit, so namenlose Angst, als wäre ich scheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längstverstorbenen, aus dem Grabe gestiegen, und sei, mit unheimlichen Nachtgesellen, in die Gespensterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören, und Leichensünden zu beichten. Manchmal war mir, als sähe ich sie wirklich neben mir sitzen, in geisterhaftem Dämmerlichte, die abgeschiedene Gemeinde, in verschollen altflorentinischen Trachten, mit langen, blassen Gesichtern, goldbeschlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wispernd, und melancholisch einander zunichtend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglücks mahnte mich wieder an den kranken Priester, den ich bei der Prozession gesehen, und ich sprach zu mir selber: der ist jetzt auch gestorben, und kommt hierher um die erste Nachtmesse zu lesen und da beginnt erst recht der traurige Spul. Plötzlich aber erhob sich, von den Stufen des Altars, die holbe Gestalt der verschleierten Veterin —

Ja, sie war es, schon ihr lebendiger Schatten verscheuchte die weißen Gespenster, ich sah jetzt nur sie, ich folgte ihr rasch zur Kirche hinaus, und als sie vor der Thüre den Schleier zurückschlug, sah ich in Franscheska's bethrüntes Antlitz. Es glück einer sehnstüchtig weißen Rose, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franscheska liebt du mich? Ich frug viel und sie antwortete wenig. Ich begleitete sie nach dem Hotel Crofche di Malta, wo sie und Mathilde logirten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuser schlofen mit geschlossenen Fensteraugen, nur hie und da, durch die hölzernen Wimpern, blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter heßgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin schwamm der Halbmond, wie eine silberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens hat ich Franscheska nur ein einziges Mal hinauf zu sehen zu unserm alten, lieben Vertrauten; sie hielt aber das Köpfchen träumend gesenkt. Ihr Gang, der sonst so heiter dahinschwebend, war jetzt wie kirchlich gemessen, ihr Schritt war düster katholisch, sie bewegte sich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, so war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Untertwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte

sie sich Haupt und Busen; vergebens versuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte, der Kirche Sankt Nitschiele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte, aus der dunkeln Nische hervorleuchtete, da schlang Franscheska ihren Arm um meinen Hals, küßte mich, und flüsterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm diese Küsse ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wußte, daß sie im Grunde einem bolognesischen Abbate, einem Diener der römisch-katholischen Kirche, zugebracht waren. Als Protestant machte ich mir kein Gewissen daraus, mir die Güter der katholischen Geistlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle säkularisirte ich die frommen Küsse Franscheska's. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend sein, sie schreien gewiß über Kirchenraub, und würden gern das französische Sakrilegiengesetz auf mich anwenden. Leider muß ich gestehen, daß besagte Küsse das einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franscheska hatte beschlossen diese Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich ihre Andachtsübungen zu theilen; — als sie ihr Zimmer erreichte, schloß sie mir die Thür vor der Nase zu. Vergebens stand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaß, und seufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und schwur die heiligsten Eide — versteht sich, mit geistlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jesuit wurde, ich wurde ganz schlecht und erbot mich endlich sogar, katholisch zu werden für diese einzige Nacht —

Franscheska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! *vita della mia vita!* meine schöne, oftgeküßte, schlanke, katholische Franscheska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, strengkatholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntniß, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird versinnlicht, in Form und Gestalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdessen Euer Kyrie Eleison, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brausen, laßt die Messe von Palestrina erklingen — das ist der Leib! — ich glaube, ich bin selig, ich schlafe ein — aber sobald ich des andern Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholizismus aus den Augen, und sehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder protestantisch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

---

## Siebentes Kapitel.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herabblühte, erloschen gänzlich die trübseligen Gedanken und Gefühle, die von der Prozession des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mir das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth ansehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Gepuzt bunte Menschen, dazwischen hüpfte hie und da ein schwarz Pfäfflein. Das brauste und lachte und schwazte, man hörte fast nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Messe einlud, in die Cathedrale. Diese ist eine schöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Fagade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert ist, die uns so wüzig trübe ansehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Luche überkleidet, und heitere Musik ergoß sich über die wogende Menschenmenge. Ich führte Signora Franscheska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrisirt wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daß ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet und mit langen Ohrringen, und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Nylabys lichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schwachtend ins Ohr: *delightfull!*

Um Gotteswillen! flüsterte ich ihr zu, bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen!

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsere Sprache nicht. Denn als Nylaby aufstand, und uns durch das Gebränge zum Hauptaltare folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen, ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Appeninen. Sie moquirte sich über alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

Steh da! rief sie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange diskurirt! Es ist ein guter Einfall des Malers, daß er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab; es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgeßicht mit einem militärischen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt! Ich weiß was dieser Russiano denkt! Und

diese Maria, zu deren Füßen die heilige Allianz des Morgenlandes, mit Gold- und Weibrauchgaben, niederkniet, sieht sie nicht aus wie die Catalani?

Signora Fransceska, welche von diesem Geschwätz, wegen ihrer Unkenntniß des Englischen, nichts verstand als das Wort Catalani, bemerkte hastig: daß die Dame, wovon unsre Freundin spreche, setzt wirklich den größten Theil ihrer Renommee verloren habe. Unsre Freundin aber ließ sich nicht stören und kommentirte auch die Passionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus schönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme unthätige Gesichter abgebildet waren, die dem Gottesmartyrium gemächlich zusahen, und von denen Nylaby durchaus behauptete, es seien die bevollmächtigten Commissarien von Oestreich, Rußland und Frankreich.

Indessen, die alten Freskos, die zwischen den rothen Decken der Wände zum Vorschein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden Ernste die brittische Spottlust abzuwehren. Es waren darauf Gesichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lukas, wovon in den Geschichtsbüchern Macchiavells, des romantischen Callisto, so viel die Rede ist, und deren Geist uns aus den Gesängen Dantes, des katholischen Homers, so feurig entgegenweht. Wohl sprechen aus jenen Mienen die strengen Gefühle und barbarischen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem stummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntniß schwebt, daß damals nicht alle Rosen so ganz steinern und umflort gewesen sind, und wenn auch durch die fromm gefalteten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte. Jedenfalls ist es aber ein hoher Geist, der uns aus jenen altflorentinischen Gemälden anspricht, es ist das eigentliche Heroische, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unsre Aesthetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenschaft, sondern in einer ewigen Leidenschaft ohne Unruhe besteht. Auch durch einige spätere Oelbilder, die in dem Dome von Lucca hängen, zieht sich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentinische Sinn. Besonders fiel mir auf, eine Hochzeit zu Rana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und schroff gestaltet. Der Heiland sitzt zwischen der weichen schönen Braut und einem Pharisäer, dessen steinernes Gesichts- und Brustbild sich wundert über den genialen Propheten, der sich heiter mischt in die Reihen der Heiteren und die Gesellschaft mit Wundern regalirt, die noch größer sind als die Wunder des Moses; denn dieser konnte, wenn er auch so stark gegen den Felsen schlug, nur Wasser hervorbringen, jener aber brauchte nur ein Wort zu sprechen, und die Krüge füllten sich alle mit dem besten Wein. Viel weicher, fast venezianisch colorirt, ist das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenschmelz von einem durchgehendem Schmerz gar felt-

dämpft wird. Es stellt dar wie Maria ein Pfund Salbe nahm von ungefälschter köstlicher Narbe, und damit die Füße Jesu salbte, und sie mit ihren Haaren trocknete. Christus sitzt da, im Kreise seiner Jünger, ein schöner, geistreicher Gott, menschlich wehmüthig fühlt er eine schaurige Pietät gegen seinen eignen Leib, der bald so viel dulden wird, und dem die salbende Ehre, die man den Gestorbenen erweist, schon jetzt gebührt und schon jetzt wiederfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das getrieben von ahnender Liebesangst, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergessen wird, so lange es leidende Menschen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menschen durch die Jahrtausende blühet. Außer dem Jünger, der am Herzen Christi lag, und der auch diese That verzeichnet hat, scheint keiner von den Aposteln ihre Bedeutung zu fühlen, und der mit dem rothen Barte scheint sogar, wie in der Schrift steht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben? Dieser ökonomische Apostel ist eben derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennützigen Narbenbisse der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Banquiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geldgeschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischariott.

Sie schneiden ja ein verblissenes gläubiges Gesicht, theurer Doktor, flüsterte Nylaby, ich habe Sie eben beobachtet, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie sahen aus wie ein guter Christ.

Unter uns gesagt, das bin ich; ja Christus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott sei?

Das versteht sich, meine gute Rathilbe. Es ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit undenklicher Zeit die Welt beherrschte: sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratisch gesinnt, keinen höfischen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokratie von geschorenen Schriftgelehrten und gallonirten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volks ist, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen absoluten Gotte, würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

### Achtes Kapitel.

Der Erzbischof, ein ernster Greis, las selber Messe, und ehrlich gestanden, nicht bloß ich, sondern einigermaßen auch Nylaby, wir wurden heimlich berührt von dem Geiste, der in dieser heiligen Handlung wohnt, und von der Weiße des alten Mannes, der sie vollzog; — ist ja doch jeder alte Mann, an und für sich, ein Priester und die Ceremonien der katholischen Messe sind sie doch so uralt, daß sie vielleicht das Einzige sind, was sich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die ersten Vorfahren aller Menschen unsere Pietät in Anspruch nimmt. Sehen Sie, Nylaby, sagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zusammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieses Kniren, dieses Händewaschen, dieses Veräuchertwerden, dieser Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mytra bis zum Saume der Stola, Alles dieses ist allegorisch und Ueberbleibsel eines Priesterthums, von dessen wunderbarem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas weniges berichten, eines frühesten Priesterthums, das die erste Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —

Zuerst betrog, setzte Nylaby bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor aus dem frühesten Weltalter ist uns nichts übrig geblieben als einige trübe Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsternen Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knien liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm aussieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leise, was ist daran gelegen, daß dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht das uns an? Was irritirt Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne daß Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgestört und zu unmuthigen Aeußerungen angeregt werden?

Ah, das ist was Anderes, fiel mir Nylaby in die Rede, diese Bestien tragen hinten Schwänze, und ich ärgere mich eben, daß ein Kerl, der eben so bestialisch dumm ist, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, das ist was andres, Nylaby.

Neuntes Kapitel.

Nach der Messe gabs noch vielerlei zu schauen und zu hören, besonders die Predigt eines großen vierkämmigen Mönchs, dessen befehlend kühnes alt-römisches Gesicht gegen die grobe Bettelkutte gar wundersam abstach, so daß der Mann ausah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendste Begeisterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bißchen barbarisch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelsteine, köstliche Speisen, und Weine von den besten Jahrgängen; dabei machte er ein so verklärt schlürfendes Gesicht, und er schob sich vor Bonne in der Kutte hin und her, wenn er, unter den Englein mit weißen Flügeln sich selber dachte als ein Englein mit weißen Flügeln. Min-der ergötzlich, ja sogar sehr praktisch ernsthaft war seine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in seinem Elemente. Er eiferte besonders über die Sünder, die nicht mehr so recht christlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und sogar wähnen, sie habe sich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächstens ganz und gar erlöschen. „Und wäre auch,“ rief er, „die Hölle am Erlöschen, so würde ich, mit meinem Athem, die lezten glimmenden Kohlen wieder ansachen, daß sie wieder ausfodern sollten zu ihrer alten Flam-mengluth.“ Hörte man die Stimme, die gleich dem Nordwind diese Worte hervorheulte, sah man dabei das brennende Gesicht, den rothen, büffelartigen Hals, und die gewaltigen Fäuste des Mannes, so hielt man jene höllische Drohung für kein Hyperbel.

I like this man, sagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er besser als mancher unserer sanften, homöopathischen Seelenärzte, die <sup>1/100000</sup> Vernunft in einen Eimer Moraltwasser schütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für seine Hölle habe ich Respekt; aber zu seinem Himmel hab ich kein rechtes Vertrauen. Wie ich mich denn überhaupt in Ansehung des Himmels schon sehr früh in geheimen Zweifel versing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und sah in den Him-mel, und dachte nach: ob wohl der Himmel wirklich so viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt? Aber, dachte ich, wie kommts, daß von diesen Herrlichkeiten niemals etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring, oder eine Schnur Perlen oder wenigstens ein Stückchen Ananas-fußchen, und daß immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herabbescheert wird? Das ist nicht ganz richtig, dachte ich —

Warum sagen Sie das, Mylady? Warum diese Zweifel nicht lieber ver-schweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, sollten nicht Proselit

machen; minder tabelnwerth, sogar lobenswerth ist die Proselitenmacheret derjenigen Leute, die einen süperben Himmel haben, und dessen Herrlichkeiten nicht selbstfüchtig allein genießen wollen, und deshalb ihre Nebenmenschen einladen dran Theil zu nehmen, und sich nicht eher zufrieden geben, bis diese ihre gültige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daß manche reiche Leute dieser Gattung, die wir als Präsidenten, Vicepräsidenten, oder Sekretäre von Belehrungegesellschaften, eifrigst bemüht sehen, etwa einen alten verschimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiß Lederbissen giebt, die dem armen Schelm eben so gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.

Das ist erklärlich, Mylady, die himmlischen Genüsse kosten sie nichts, und es ist ein doppeltes Vergnügen, wenn wir so wohlfeilerweise unsre Nebenmenschen beglücken können. Zu welchen Genüssen aber kann der Ungläubige jemanden einladen?

Zu nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen sehr wünschenswerth sein kann, besonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu sehr geplagt worden.

Dieses sprach das schöne Weib mit stehend bitteren Akzenten, und nicht ganz ohne Ernst antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieser Welt kümmert mich nicht einmal die Existenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu stolz, als daß der Geiz nach himmlischen Belohnungen, oder die Furcht vor höllischen Strafen mich leiten sollten. Ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht, und ich verabscheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider ist. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich lese ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufspringen und gleich Extra-Post nehmen und ein großer Mann werden — schon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens schritt, in der einen Hand einen Wasserschlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menschen zurief, daß sie mit dem Wasser die Hölle auslöschen und mit der Fackel den Himmel in Brand stecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlassen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unsre Handlungen sollen aus dem Quell einer uneigennütigen Liebe hervorsprudeln, gleichviel ob es eine Fortbauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben also auch nicht an Unsterblichkeit?

O Sie sind schlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, dessen Herz an

die entferntesten Jahrtausende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel schlägt, ich, der ich selbst einer der ewigsten Menschen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich sollte nicht an Unsterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Porzion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir schon so viel Gutes und Schönes auf dieser Erde genossen, noch obendrein vom lieben Gott die Unsterblichkeit zu verlangen! Der Mensch, der Aristokrat unter den Thieren, der sich besser dünkt, als alle seine Mitgeschöpfe, möchte sich auch dieses Ewigkeitsvorrecht, am Throne des Weltkönigs, durch höfische Lob- und Preisgesänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß was dieses Jucken mit den Lippen bedeutet, unsterblicher Herr!

---

### Dehntes Kapitel.

---

Signora bat uns mit ihr nach dem Kloster zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Werthwürdigste in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, das wir den Dom verließen, denn Nylabys Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten gestürzt haben. Sie sprubelte von witziger Laune; lauter lieblich närrische Gedanken, so übermüthig wie junge Käpffen, die in der Raisonne herumspringen. Am Ausgang des Doms tunkte sie den Zeigefinger dreimal ins Weihwasser, besprengte sich jedesmal und murmelte: Dem Zefardehym Kinnim; welches nach ihrer Behauptung die arabische Formel ist, womit die Zauberinnen einen Menschen in einen Esel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manoeuvrte eine Menge Militär, beinaß ganz östreichisch uniformirt und nach deutschem Commando. Wenigstens hörte ich die deutschen Worte: Präsentirts Gewehr! Fuß Gewehr! Schulters Gewehr! Rechts um! Halt! Ich glaube bei allen Italienern, wie noch bei einigen andern europäischen Völkern, wird auf Deutsch kommandirt. Sollen wir Deutsche uns etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt so viel zu befehlen, daß das Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?

Nylaby scheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu sein. Sie zog uns mit ironischer Furchtsamkeit von bannen. Ich liebe nicht, sprach sie, die Nähe von solchen Menschen mit Säbeln und Flinten, besonders wenn sie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manoevern, in Reih und Glied aufmarschiren. Wenn nun einer von diesen tausenden plötzlich verrückt wird,

und mit der Waffe, die er schon in der Hand hat, mich auf der Stelle niedersticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „was hast du zu riskiren? zu verlieren? selbst wenn sie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andere Welt, die uns nach dem Tode versprochen wird, nicht so ganz brillant sein, wie man sie rühmt, mag sie noch so schlecht sein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als sechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach dir den Spasß und erstich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Nase?“ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, so würde ich meine Soldaten in zwei Classen theilen. Die Einen ließe ich an Unsterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht zu fürchten, und ich würde sie bloß im Kriege gebrauchen. Die andern aber würde ich zu Paraden und Revuen bestimmen und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß sie nichts riskiren, wenn sie des Spasßes wegen jemanden umbrächten, so würde ich ihnen bei Todesstrafe verbieten an Unsterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen sogar noch etwas Butter zu ihrem Kommissbrod geben, damit sie das Leben recht lieb gewinnen. Ersteren hingegen, jenen unsterblichen Helben, würde ich das Leben sehr sauer machen, damit sie es recht verachten lernen und die Rührung der Kanonen für einen Eingang in eine bessere Welt ansehen.

Mylady, sprach ich, Sie wären ein schlechter Regent. Sie wissen wenig vom Regieren und von der Politik verstehen Sie gar nichts. Hätten Sie die politischen Annalen gelesen —

Ich verstehe dergleichen vielleicht besser als Sie, theurer Doktor. Schon früh suchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag, im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiser Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Myladays Augen, dann aber lachte sie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eschen von dem Schemel sitzen konnte, worauf Mitters Füße ruhten, da hatte ich immer allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuster, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: die Schneider machen Kleider, die Schuster machen Schuhe, die Bäcker backen Brod — Und als ich nun frug: was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, sagte ich da, wenn ich König wäre, so würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu sehen wie es dann in der Welt aussieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, das thun auch manche Könige, und es sieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Besonders hier in Italien giebt es solche Könige, und man merkte es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es ist so einem italienischen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es ist nur zu befürchten, daß die Carbonari so einen Tag benutzen möchten; denn in der neuesten Zeit ist es mir besonders aufgefallen, daß die Revolutionen immer an solchen Tagen ausgebrochen sind, wo nicht regiert wurde. Irrten sich einmal die Carbonari, und glaubten sie, es wäre so ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, so verloren sie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorsichtig genug sein, und müssen sich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber ist es die höchste Politik der Könige, daß sie es ganz geheim halten, an welchen Tagen sie nicht regieren, daß sie sich an solchen Tagen wenigstens einige Mal auf den Regierstuhl setzen, und etwa Hebern schneiden, oder Briefcouverts versiegeln oder weiße Blätter liniiren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hineinguckt, ganz sicher glaube es werde regiert.

Während solche Bemerkungen aus Nylabys feinem Mündchen hervorgaukelten, schwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Rosenlippen Franceska's. Sie sprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr so seufzend entsagungsfähig, wie am verfloffenen Abend, sie trat vielmehr siegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indessen mehr ein geistlicher Sieg, als ein weltlicher, der sich in ihren Bewegungen kund gab, sie war fast das Bild einer triumphirenden Kirche, und um ihr Haupt schwebte eine unsichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltlich, und in dem bunten Menschenstrom, der uns vorbei fluthete, ist auch kein einziges Kleidungsstück ihrem Forscherblick entgangen. Ekko! war dann ihr Ausruf, welcher Schawl! der Markese soll mir eben solchen Kaschemir zu einem Turbane kaufen, wenn ich die Korelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten versprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirst du dich leicht verstehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche saure Stunde machen; aber Signora wird dich so lange quälen und auf die Folter spannen, bis du dich endlich dazu bequemst.

---

### **Elftes Kapitel.**

---

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lucca zu sehen ist, gehört zu einem Kloster, dessen Namen mir diesen Augenblick nicht im Gedächtnisse.

Bei unserm Eintritt in die Kirche, lagen vor dem Hauptaltare ein Duzend Mönche auf den Knien, in schweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, sprachen sie einige abgebrochene Worte, die in den einsamen Säu-

lengängen etwas schauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenster fiel ein buntes Licht auf die fahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzlose Kupferlampen beleuchteten spärlich die geschwärmten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinsend — Mylady schrie laut auf, und zeigte zu unsern Füßen einen Grabstein, worauf in Relief das starre Bild eines Bischofs mit Mytra und Hirtenstab, gefalteten Händen und abgetretener Nase. Ach! flüsterte sie, ich selbst trat ihm unsanft auf die steinerne Nase, und nun wird er mir diese Nacht im Traume erscheinen und da giebt's eine Nase.

Der Sakristan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launisch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Gesicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, besonders wo, wie hier, Ort und Stunde denselben begünstigt. Ich glaube dann, daß alles in der Welt ein Wunder sei, und die ganze Weltgeschichte eine Legende. War ich angesteckt von dem Wunderglauben Fransheska's, die das Kreuz mit wilder Begeisterung küßte? Verbießlich wurde mir die eben so wilde Spottlust der witzigen Brittin. Vielleicht verletzete mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun mal nicht zu läugnen, daß die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösertiges in sich trägt, statt daß der Ernst mehr mit den besseren Gefühlen verwandt ist — die Tugend, der Freiheitsinn und die Liebe selbst sind sehr ernsthaft. Indessen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Gut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinself, aus deren glattem Spiegelboden die sehnfüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelavine überschüttet wird. Sie war durchaus nicht schlecht, bei all ihrer Ausgelassenheit, nicht einmal sinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte sie nur die witzige Seite aufgefaßt, und ergözte sich daran wie an einem närrischen Puppenspiele. Es war ein humoristisches Gelüste, eine süße Neugier, wie sich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuständen gebehren würde. Wie ganz anders war Fransheska! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholische Einheit. Am Tage war sie ein schwächend blasser Mond, des Nachts war sie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiedersehen!

Sie haben Recht, sagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Markese an den Brillanten des

Seine. I.

versprochenen Kreuzes nicht zu sehr knidert, so bewirkt es gewiß bei Signora ein brillantes Wunder; sie wird am Ende noch so sehr davon geblendet werden, daß sie sich in seine Nase verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit der Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So spöttelte die hübsche Frau über Alles, sie kokettirte mit dem armen Sakristan, machte dem Bischof mit der abgetretenen Nase noch drollige Erläuten, wobei sie sich seinen etwaigen Gegenbesuch höflichst verbat, und als wir in den Weiskessel gelangten, wollte sie mich durchaus wieder in einen Esel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich diesen Spaß, der mich im Grunde verdroß, so scharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und sprach:

Mylaby, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinandersetzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylaby in die heftigsten Bewegungen, und während ich sprach, wirkte ihre Idiosynkrasie gegen diese Blume so stark, daß sie sich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Comödie, zur Hälfte aber auch wohl pilirter Ernst, daß sie mich mit bitterem Blicke ansah und aus Herzensgrund spottischarf mich frug: Und Sie, theuere Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylaby, ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter!

---

### Zwölftes Kapitel.

---

Indem Signora unser Gespräch, das wir größtentheils auf Englisch führten, nicht verstehen konnte, gerieth sie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir stritten uns über die Vorzüglichkeit unserer respectiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben so wie die Deutschen, obgleich sie im Herzen die ersteren für nicht klug und die letzteren für dumm hielt. Sehr schlecht dachte sie von den Preußen, deren Land, nach ihrer Geographie, noch weit über England und Deutschland hinausliegt, besonders schlecht dachte sie vom Rß-

nige von Preußen, dem großen Heberigo, den ihre Feindin, Signora Cera-phina, in ihrem Benefizballet voriges Jahr getanzt hatte; wie denn sonderbar genug, dieser König, nämlich Friedrich der Große, auf den italienischen Theatern und im Gedächtnisse des italienischen Volks noch immer lebt.

Nein, sagte Mylady, ohne auf Signoras süßes Gefose hinzuhören, nein, diesen Menschen braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln; nicht nur, daß er jede zehn Schritte seine Gesinnung wechselt, und sich beständig widerspricht, wird er jetzt sogar ein Befehrer, und ich glaube gar er ist ein verkappter Jesuit. Ich muß, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Gesichter schneiden, sonst giebt er mich an bei seinen Mittheuchlern in Christo, bei den heiligen Inquisitionsbilletantten, die mich in Effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Personen selbst ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daß ich so klug sei wie ich aussehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels Willen keine Tulpe, ich will lieber alles glauben! Ich glaube jetzt schon das Hauptsächlichste, was in der Bibel steht, ich glaube, daß Abraham den Isaak, und Isaak den Jakob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, so wie auch, daß dieser wieder seine Schnur Tamar auf der Landstraße erkannt hat. Ich glaube auch, daß Loth mit seinen Töchtern zu viel getrunken. Ich glaube, daß die Frau des Potiphar den Rock des frommen Josephs in Händen behalten. Ich glaube, daß die beiden Alten, die Eufannen im Bade überraschten, sehr alt gewesen sind. Außerdem glaub' ich noch, daß der Erzvater Jakob erst seinen Bruder und dann seinen Schwiegervater betrogen, daß König David dem Uria eine gute Anstellung bei der Armee gegeben, daß Salomo sich tausend Weiber angeschafft und nachher gesammelt, es sei alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich und halte sogar die meisten; ich laß mich nicht gelüsten meines Nächsten Ochs, noch seiner Magd, noch seiner Kuh, noch seines Esels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem siebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorsicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieser siebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche nichts. Was aber gar die Gebote Christi betrifft, so übte ich immer das wichtigste, nämlich daß man sogar seine Feinde lieben soll — denn ach! diejenigen Menschen, die ich am meisten geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine schlimmsten Feinde.

Um Gottes Willen, Rathilbe, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoß. Ich kannte ja diesen Ton, wobei das wipige Crystallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verschluckt wird, durch die erste beste lachende Bemerkung, die man

Ihr mittheilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine presste, und sich mit ihren langen Haaren die Thränenspur aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich, in ihrer eigenen Spottweise, die arme Franscheska zu mystifiziren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mittheilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessiren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Ramaschengott von Sanssouci, der die preussische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies, und auch französische Verse gemacht hat. Franscheska frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Oesterreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, als ich ihr sagte, daß ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berelino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie schauberte, als ich ihr die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franscheska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen, oder einmal bei Beyerman, im Caffé royal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden“ entstanden ist. Viele Bären wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt, Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hieße eigentlich Bärkin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, daß sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponiren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie, der Kälte wegen, Warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Rennthiere rennen da herum als Kunstkenner. Uebrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig, und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elogengebichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Christen? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigene Bewandniß, mit ihrem Christenthum. Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es

ernstlich auszuüben. Aber da sie wissen, daß das Christenthum im Staate nöthig ist, damit die Unterthanen hübsch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christenthum zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplagants in einer Religion, deren Aufrechthaltung sie wünschen und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Dienstleister der armen Juden, diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk, für Geld und gute Worte alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden schon so ins Christenthum hineinerzirt, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüthen, als Missionäre und Glaubensspione im Lande herumerschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden, und mit so viel hohem Beifall frömmeln, daß sich schon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen: das Christenthum sei jetzt ganz in den Händen der Juden.

---

### Dreizehntes Kapitel.

---

Wenn mich Signora nicht verstand, so wirst du, lieber Leser, mich gewiß besser verstehen. Auch Nylady verstand mich, und dies Verständniß weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr ob mit ernsthaftem Gesichte — der Meinung beipflichten wollte, daß das Volk einer bestimmten Religion bedürfe, konnte sie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weise entgegen zu streiten.

Das Volk muß eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen —

Und dennoch ist es wahr, Nylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muß auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen Fragen des Volkes, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichniß bringt mir eine Geschichte ins Gedächtniß, die am Ende nicht günstig für Ihre Meinung sprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftigt Wort sprechen.

Lächeln Sie nicht so unverschämt und hören Sie: Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst: was man mit den alten Vollmonden anfangen? Liebes Kind, sagte die Mutter, die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuderhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sternensystem aus einander zu setzen, und die überfinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und sagte, daß ihre Großmutter, die alte D'Meara ihr erzählt habe: die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zuder habe, müsse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangelisch war, mich ausgelacht, so lachte ich noch mehr über ihre düster katholische Ansicht, vom Auslachen kam es zu ernstem Streit, wir pufften uns, wir fragten uns blutig, wir bespuckten uns polemisch, bis der kleine D'Donnel aus der Schule kam, und uns aus einander riß. Dieser Knabe hatte dort besseren Unterricht in der Himmelskunde genossen, verstand sich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unsere beiderseitigen Irrthümer und die Thorheit unseres Streits. Und was geschah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unseren Meinungsstreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Nylaby, ich bin vertriebt, denn Sie haben Recht. Aber es ist nicht zu ändern, die Menschen werden immer streiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie jemanden aufzubringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend jemand, durch Zwang oder List, dahinzubringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Egypten, dem Vaterland der Skrobille und des Priestertums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren, brachte es auch eine sogenannte positive

Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand „die Menschenmäkelei“ das Proselitenmachen, der Glaubenszwang, und all jene heiligen Greuel, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Thränen gekostet.

Goddamm! dieses Urübelwolf!

O, Mathilde, es ist längst verdammt, und schleppt seine Verdammißqualen durch die Jahrtausende. O, dieses Egypten! seine Fabrikate trogen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüßlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stille Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechsellern und alten Hosen handelt — Sehen Sie, Nylady, dort jenen alten Mann, mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da sitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben sein Gebet, ein schauriges Gebet, worin er seine Leiden bejammert, und Böller anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind, und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in seinem Schmerz, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel ersieht.

### Vierzehntes Kapitel.

Ich sprach im vorigen Kapitel von den positiven Religionen nur in so fern sie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch besonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs bündigste beweisen wird, daß ein Gegner des Kirchthums einer solchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs, oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Antropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volks zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch meiner tiefsten Ueberzeugung nach, ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Prinzips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur

das windige Adelgeziere, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Rüssiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuth, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!“ Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerölle der alten Altäre lauern; die arglistigen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verläumdung zischen in das Ohr des frommen Peters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

*Mel in ore, verba lactis,  
Fol in corde, fraus in factis.*

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Duhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Cultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen haben mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verleugung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mystizismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.

Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen, ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweise dotirt werden, und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und solchermaßen eine Hand die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch entsteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menschen ein Greuel ist. Hat nun der Staat Gegner, so werden diese auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deshalb seine Allirte sind; und selbst der harmlose Blaubige wird mißtrauisch, wenn er in der Religion auch politische Absicht wittert. Am widerwärtigsten aber ist der Hochmuth der Priester, wenn sie für die Dienste, die sie dem Staate zu leisten glauben, auch auf dessen Unterstützung

rechnen dürfen, wenn sie für die geistige Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bascnette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz, wie eine deklarierte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege, in glänzenden Prozessionen, bei solchen Triumphen tragen sogar bonapartistische Generale ihr die Kerzen vor, die stolze Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Solbaten, die Fallstaf geworden — sie füllen die Kirche. Von Aufopferung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsbdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Tractätchen und Befehrsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantilisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisiren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da giebt's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß, war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da wars noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte, und Menschenliebe predigte, und jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christenthümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituirte worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelet, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergange zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von dem was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Abel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochbarauf sitzt,

dem sichersten Verderben überlassen würde, als daß er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affectirte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Jungsgeheimniß belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott respektiren, den sie zu ihrem eignen Nutzen, nach Willkür, aus Brod und Wort zu kneien wissen, und daß die Abtügen viel weniger als es ein Roturier vermöchte, den König respektiren, und sogar eben das Königthum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen, und dem sie so viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum, in den Marktbuden, irgend einen Herkules oder Riesen, oder Zwerg, oder Wilden, oder Feuerfresser, oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder, wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit, mit der übertriebensten Ruhmbildigkeit auspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Jacke tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des staunenden Volkes verlachen und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden, und dessen Schwächen und nur andressirte Künste sie all zu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im Hamb. Unpart. Correspondenten läse: daß der alte Jehova jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer abtügen Verächter, daß sie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Bunden entspringen, und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponiren sollte, den rothen Mantel, der scharfstrichterlich abschredete, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andre Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und das ist die Emanzipation der Könige.

### Fünfzehntes Kapitel.

Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen, durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein bißchen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einseht, daß man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Clerisei nichts übrig als sich zu verbinden, und gegen die neue Weltordnung zu kabaliren und zu intriguiren.

Vergeßliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Geflässe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen sie jedesmal wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Riesin, oder wenn diese ihnen mal unversehens auf die Köpfe trat, daß das obscure Gift heraussprigte! Ihr Grimm wendet sich dann um so tödtlicher gegen einzelne Kinder der Zeit, und ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernbe Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrthum, das solche Sieger in unseren Tagen erbulden, es ist nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzengen ein rasches Schafott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrthums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spas, ist noch immer dasselbe; aber es hat viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignirendes Ausdauern, ein beharrliches Ueberbulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligsten Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden. Es giebt nichts Entsetzlicheres als jene Stunden, wo ein Marius Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend für die er alles geopfert! Und ach! jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber sind modern weichen Stoffes, und dazu sehen wir noch das Gedeihen einer Philosophie, die aller Begeisterung nur eine relative Bedeutung zuspricht, und sie somit in sich selbst vernichtet, oder sie allenfalls zu einer selbstbewußten Donquixoterie neutralisirt!

Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und

in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquiroterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquiroterie die ganze Welt mit allem, was darauf philosophirt, musizirt, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mitsammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein kolossaler Sancho Panza, der, trotz all seiner nüchternen Prügelscheu und hausbackener Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlicher Abenteuer folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mythischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.

So, z. B. du, lieber Leser, bist unwillkürlich der Sancho Panza des verreckten Poeten, dem du, durch die Irrfahrten dieses Buches, zwar mit Kopfschütteln folgst, aber dennoch folgst.

### Sechszehntes Kapitel.

Eselstam! „Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beschrieben von Miguel de Cervantes Saavedra“ war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Knabenalter getreten, und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl, und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling, und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karezzirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die kühnen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten, vor eitlem Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls, und ergößte mein kleines Herz an den großen Abentheuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baaren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helben von dem Gescheide mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die

Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter, für all seinen Edelmuth, nur Unbath und Prügel genoß; und da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baaren Ernst, und weinten mit über die Leiden des armen Ritters, sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerth, je schwächer und ausgeborrtet sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidnen Mänteln, vornehmen Bedensarien und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnzte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcineas Ritter stieg immer höher in meiner Achtung, und gewann immer mehr meine Liebe je länger ich in dem wunderbaren Buche las, was in demselben Garien täglich geschah, so daß ich schon im Herbst das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmähhlig unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränen hingen an den lezten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte stier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag, und ohne das Visir zu erheben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher kranker Stimme zu dem Sieger hinaufsprach: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verläugne — stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieser leuchtende Ritter vom silbernen Ronde, der den müthigsten und ebelsten Mann der Welt besiegte, war ein verlappter Barbier!

### Siebenzehntes Kapitel.

Das ist nun lange her. Viele neue Lenzte sind unterdessen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigster Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den süßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß wie schnell seine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngste Rosenknospe erblicke, sehe ich sie im Geiste schmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Ueberall sehe ich einen verlappten Winter.

In meiner Brust aber blüht noch jene flammende Liebe, die sich sehnüchtig über die Erde emporhebt, abentheuerlich herumschwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgestoßen wird von den kalten Eternen, und wieder heimsinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen gesehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Besseres giebt als das Herz der Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob sie thörichte oder weise Handlungen verübt — Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoß, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über den König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Kobespierre und Saint Just von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen, und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, diese sind es, auf die man noch rechnen kann in unserer kalten Zeit; denn diese werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deshalb begreifen sie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten, und geizt nicht wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntniß und That. Die älteren Leute sind selbstsüchtig und kleinsinnig; sie denken mehr an Interessen ihrer Capitalkien als an die Interessen der Menschheit; sie lassen ihr Schifflein rubig fortswimmen im Rinnstein des Lebens, und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meer gegen die Wellen kämpft; oder sie erkriechen, mit klebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeistertums oder der Präsidentschaft ihres Clubs, und zucken die Achsel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen sie vielleicht: daß sie selbst in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt seien, daß sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten,

denn die Wand sei das Absolute, das Befehle, das an und für sich Seiende, das weil es ist, auch vernünftig ist, weshalb auch derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, un widersprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht ertragen will. Ach! diese Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtschaft hineinphilosophiren wollen, sind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus, sich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlassen, sondern ihn geschichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran sich die Menschen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das also rechtsgültig und gesetzkräftig nummßlich sei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es ist entsetzlich, wie man's bei uns verstanden hat, die Sklaverei sogar geschwäzig zu machen, und wie deutsche Philosophen und Historiker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und sei er noch so albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen ist die Ehre der Sklaven, sagt Tacitus; jene Philosophen und Historiker behaupten das Gegentheil und zeigen auf das Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt Ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote und das Lesen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben so wie dem Junker La Mancha, und Jean Jaques Rousseau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roland oder Agramant, und ich habe mich zu sehr hineinstudirt in die Heldenthaten der französischen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnsinn und die strengen Ideen, die ich aus jenen Büchern geschöpft, sind von entgegengesetzter Art, als der Wahnsinn und die strengen Ideen des Manchanoers; dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein College sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen, jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Castelle, Eseltreiber für Cavaliere, Stallbirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsere Castelle nur für Lumpenherbergen, unsere Cavaliere nur für Eseltreiber, unsere Hofdamen nur für gemeine Stallbirnen, wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsere Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchanoer schlage ich drein in die hölzerne Wirklichkeit. Ach! solche Heldenthat bestimmt mir oft eben so schlecht wie ihm, und ich muß, eben so wie er, viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich sie verläugnen, aus eitel Furcht oder schöner Gewinnsucht, so könnte ich begäglich leben in

dieser feienden vernünftigen Welt, und ich würde eine schöne Maritorne zum Altare führen, und mich einsegnen lassen von feisten Zauberern, und mit edlen Eseltreibern banquettieren, und gefahrlose Novellen und sonstige kleine Kläuschen zeugen! Statt dessen, geschmückt mit den drei Farben meiner Dame, muß ich beständig auf der Mensur liegen, und mich durch unsägliches Drangsal durchschlagen, und ich ersechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut kostet. Tag und Nacht bin ich in Röthen; denn jene Feinde sind so tödtlich, daß manche, die ich zu Tode getroffen, sich noch immer ein Air gaben als ob sie lebten, und in alle Gestalten sich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel Schmerzen habe ich, durch solchen fatalen Spuk, schon erdulden müssen! Wo mir etwas Liebes blühte, da schlichen sie hin, die heimtückischen Gespenster, und knickten sogar die unschuldigsten Knospen. Ueberall, und wo ich es am wenigsten vermuthen sollte, entdeckte ich am Boden ihre silbrigte Schleimspur, und nehme ich mich nicht in Acht, so kann ich verderblich ausgleiten, sogar im Hause der nächsten Lieben. Ihr mögt lächeln, und solche Besorgniß für eitel Einbildungen, gleich denen des Don Quixote, halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man sich ein, etwas Schierling genossen zu haben, so kann man die Ausgehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daß ich fett geworden sei, ist eine Verläumdung, wenigstens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch ist von dem Fett der Betterschaft nichts an mir zu verspüren. Ich bilde mir ein, man habe alles mögliche angewendet um mich mager zu halten; als mich hungerte da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürstete da tränkte man mich mit Wermuth, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer seufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da sehe ich sie die grauenhaften Larven, die noblen Lafayettegesichter mit fleischenden Zähnen, die drohenden Banquierenasen, die tödtlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorstechen, die bleichen Manschettenhände mit blanken Messern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich spräche im Schlafe das wahnsinnigste Zeug, und die vorige Nacht habe sie deutlich gehört, daß ich rief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verläugne — stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

## Spätere Nachschrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche sonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das Manuscript war schon so gelb verblühen, wie ein Lobter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln. Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hetschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere Gesichter bekamen, wie sie die verbläuten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie sie so stolz auf ihren hohen Rossen saßen, als wollten sie nach Duedlinburg reiten, um sich neu auslegen zu lassen bei Gottfried Basse. Noch unerträglicher waren die triumphirend tüdtischen Neuglein unserer Pfäffelein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichsten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschießen würden, und meistens anonym, oder wenigstens im Davonsagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Baschkiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, daß die Schlangenlist unserer Pfäffelein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns aus Wuth in großen Stücken den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lothweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährieten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorstöhlen, um nachzusehen, ob sie etwa beschnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Raubgeschlecht und die mit dieser naturgeschichtlichen Entdeckung noch so lang herumzischen werden, bis die große Kage das *ex ungue leonem* an ihrem eignen Fleische bewährt! O der obskuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis sie selbst an der Laterne hängen! Mit den Gebärmern eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Lust ergreift mich! Während ich sitze, und schreibe, erklingt Musik unter meinem Fenster, und an dem elegischen Grimm der langgejagten Melodie, erkenne ich jene Pariseiller Hymne, womit der schöne Barbaroux und seine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Ruhreigen der Freiheit, bei dessen Tönen die Schweizer in den Tuilleries das Heimweh bekamen, jener triumphirende Lobesgesang der Gironde, das alte, süße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchschauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeisterung und die Raketen des Spottes. Ja, diese sollen nicht fehlen bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenströme des Gesangs sollen sich ergießen von der Höhe der Freiheitslust, in kühnen Raskaden, wie sich der Ganges herabstürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des hochfüßigen Pan, leihe mir deine Hilfe, du bist ja mütterlicher Seite dem Titanengeschlechte entsprossen, und hassest gleich mir die Feinde deiner Sippschaft, die schwächlichen Usurpatoren des Olympos. Leihe mir das Schwert deiner Mutter, damit ich sie richte, die verhasste Brut, und giebe mir die Pöbelstöbe deines Vaters, damit ich sie zu Lobe pfeife —

Schon hören sie das tödliche Pfeifen, und es ergreift sie der panische Schrecken, und sie entfliehen wieder, in Thiergestalten, wie damals, als wir den Pelion küßten auf den Ossa —

Aux armes citoyens!

Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstere Wildheit tadelte, womit wir, bei jenem Himmelssturm heraufstobten — ach, da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen, in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet, in den heiteren Salons des Olympos, so viel lieblichen Nektar und süße Musentonzerte genossen.

Ich kann nicht weiter schreiben, denn die Musik unter meinem Fenster be-  
rauscht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes citoyens!

---

## Englische Fragmente.

1828.

Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengesindel der Einzige zu sein, der mit Bewußtsein lebt und handelt?

„Die christlichen Leute“ von W. Meris.

Die Englischen Fragmente sind zum Theil vor zwei Jahren für die „allgemeinen politischen Annalen,“ die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfnissen geschrieben worden, und ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich sie jetzt den Reisebildern als Ergänzung einverleibt.

Ich wünsche, daß der geneigte Leser den Zweck der Mittheilung bei den Englischen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich, in zeitgemäßer Folge, noch einige Kunden dieser Art. Unsere Literatur ist nicht allzureichlich damit versehen. Obgleich England von deutschen Novellendichtern oft geschildert wird, so ist doch Willibald Meris der einzige, der die dortigen Lokalitäten und Costüme mit treuen Farben und Umrissen zu geben wußte. Ich glaube, er ist nicht einmal im Lande selbst gewesen, und er kennt dessen Phsyionomie nur durch jene wunderbare Intuizion, die einem Poeten die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So schrieb ich selbst vor elf Jahren den „William Ratcliff,“ worauf ich hier um so mehr zurückweisen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, sondern auch die Keime meiner spätern Betrachtungen über dieses Land, das ich damals noch nie gesehen, darin enthalten sind. Das Stück findet sich in den

„Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo, von F. Heine. Berlin 1823, bei F. Dümmler.“

Was Reisebeschreibung betrifft, so giebt es außer Archenholz und Göbe, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zustände besser veranschaulichen könnte, als die dieses Jahr bei Frankh in München erschienenen:

„Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.“

Es ist dieses noch in mancher anderen Hinsicht ein vortreffliches Buch und verdient in vollem Maasse das Lob, das ihm Goethe und Barnhagen v. Ense, in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, gespendet haben. —

Hamburg, den 15. Nov. 1830.

Heinrich Heine.

1.

Gespräch auf der Themse.

— — — Der gelbe Mann stand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themse erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freiheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verküngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, sind wels und kalt geworden und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlassen sind die alten Myrthenwälder, die einst so überfüllert waren, und nur noch blöde Turteltauben nisten in den zärtlichen Büschen. Es sinken die alten Dome, die einst von einem übermüthigen frommen Geschlechte, das seinen Glauben in den Himmel hineinhauen wollte, so riesenhoch aufgethürmt wurden; sie sind morsch und verfallen und ihre Götter glauben an sich selbst nicht mehr. Diese Götter sind abgelebt und unsere Zeit hat nicht Phantasie genug neue zu schaffen. Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neueren Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Martyrer und ihre Ischariots!“

„Junger Enthusiast,“ sprach der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was Sie suchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freiheit eine neue Religion ist, die sich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einst jedes Volk, indem es das Christenthum annahm, solches nach seinen Bedürfnissen und seinem eignen Charakter modelte, so wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur dasjenige annehmen was seinen Localbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß ist.“

„Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichsten Rechte verbürgt und seinen Leib, sein Eigenthum, seine Ehe, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist niemand freier als ein Engländer, um mich

eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen vier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: *my house is my castle.*“

„Ist nun bei den Engländern das meiste Bedürfnis nach persönlicher Freiheit, so möchte wohl der Franzose im Nothfall diese entbehren können, wenn man ihm nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen lassen. Die Franzosen sind kein häusliches Volk, sondern ein geselliges, sie lieben kein schweigendes Beisammensitzen, welches sie *une conversation anglaise* nennen, sie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Casino, vom Casino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt sie zum Gesellschaftsleben, und dessen erste und letzte Bedingung, ja dessen Seele ist: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfnis der Gleichheit entstehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist, so wurde ihr doch zuerst Wort und Stimme verliehen, von jenen geistreichen Roturiers, die in den Salons von Paris mit der hohen Noblesse scheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, sei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber desto tiefer verlegendes Feudallächeln, an die große, schmachvolle Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die Canaille roturierte sich die Freiheit nahm, jene hohe Noblesse zu köpfen, so geschah dieses vielleicht weniger um ihre Güter als um ihre Ähnen zu erben, und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adeliche Gleichheit einzuführen. Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner strengen Curatel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.“

„Weit gedulbiger als der Franzose erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Aristokratie; er tröstet sich, daß er selbst Rechte besitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in seinen häuslichen Comforts und in seinen Lebensansprüchen zu stören. Auch trägt jene Aristokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Continente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungsfällen Londons sieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und silberne Abzeichen nur auf den Röcken der Palaten. Auch jene schöne bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrstand ankündigt, ist in England nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauspieler sich nach der Vorstellung die Schminke abwischt, so eilt auch der englische Offizier, sich seines rothen Rods zu entledigen, sobald die Dienststunde vorüber ist, und im schlichten Rod eines Gentleman ist er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Decorationen

und Kostüme, die aus dem Reichtum des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauschen die seidenen Hosen und Atlasschleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzösischen Rebensarten, da blüht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. Aber was kümmert einen freien Engländer die Poffomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt und verwehrt es ihm ja niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausoffizianten vor sich knien läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — *honny soit qui mal y pense.*”

„Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein speculatives Volk, Ideologen, Ver- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben. Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beizeuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.“

Gar wunderbarlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verbrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davon laufen in die weite Welt; sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimath, und wir möchten wieder dort in der alten wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter den Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So ging es auch mir auf der Reise nach England. Raub verlor ich den Anblick der deutschen Küste, so erwachte in mir eine kuriöse Nachliebe für jene teutonischen Schlafmügen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlassen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben

Mann antwortete: „Lieber Herr, scheltet mir nicht die Deutschen! Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch manche unter ihnen so schöne Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn. Da wir alle schlafen und träumen, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katholischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und siegten und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambule sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Britte, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals, und bringt sie zum Verkauf nach Smithsfield. Der flatterhafte Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen (oourtisanes) seines königlichen Palastes (palais royal). Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz vor die Thüre stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Mährchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken.“

Während nun das Dampfboot, und auf demselben unser Gespräch, den Strom hinaufschwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hospital zu Greenwich, ein imposantes palastgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln besteht, deren Zwischenraum leer ist, und einen mit einem artigen Schloßlein gekrönten, waldbgrünen Berg, den Vorbeifahrenden sehen läßt. Auf dem Wasser nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geschieht diese großen Fahrzeuge sich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernsthaft freundliches Gesicht, das man nie gesehen hat, und vielleicht auch nie wieder sehen wird. Man fährt sich so nahe vorbei, daß man sich die Hände reichen könnte zum Willkomm und Abschied zu gleicher Zeit. Das Herz schwillt beim Anblick so vieler schwellenden Segel, und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmusik und der dumpfe Matrosenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verschwimmen allmählig die Contouren der Gegenstände, und sichtbar bleibt nur ein Wald von Mastbäumen, die lang und kahl emporragen.

Der gelbe Mann stand noch immer neben mir, und schaute sinnend in die Höhe, als suche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe schauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, sprach er:

„Freiheit und Gleichheit! man findet sie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne sind nicht gleich, einer ist größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen sie vorgeschriebenen, eisernen Gesetzen — Sklaverei ist im Himmel wie auf Erden.“

„Das ist der Tower!“ rief plötzlich einer unserer Reisegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London, wie ein gespenstisch dunkler Traum hervorstieg.

---

2.

*L o n d o n .*

---

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser baare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verbrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn! das verdamnte Stößen! Ich merkte bald, dieses Volk hat viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind als bei uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sein als

wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumtoben, giebt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiß seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hasen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der einen Silberladen angassend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite schießt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angass, war der Uebergang der Franzosen über die Berezina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntscheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sei ganz London so eine Berezinastraße, wo jeder in wahnsinniger Angst, um sein Viehes Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der feste Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, einer über die Leiche des anderen, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohllicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemacht, wie sabathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anrichten, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskutiren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Klumpchen oder Vicellumpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röschchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälchen gnädig wiedergrüßend vorbeizänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu ersauern. Aber es ging mir wie dem armen Schullnaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Plage, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste

und sah nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponirt so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwei unendlich lange lafternenartige Häuser zu sein scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Casell, bewohnen will, und reiche Speculanten, solchem Bedürfniß entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhöftern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theile Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseite der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird, durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effect, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Astrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegenlängt: sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenkontrast und Mannigfaltigkeit giebt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz; selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglanze, gewöhnliche Gewaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar rohe Fische liegen so wohlgefällig appretirt, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern, bunten Porzellantellerchen mit lachender Petersilie umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so bescheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter, wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen, und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite Londons, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender; doch giebt es hier ganz lange, gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Paläste, aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht

ganz ordinären Wohnhäusern Londons, die Fenster der ersten Etage mit eisengitterigen Balkonen verziert sieht und auch au rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleibigt von aufälligen Hütten des Elends. Ueberall strahlt Reichtum und Vornehmheit, und hineingebrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht Fuß in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerfestes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mühren, die an den Straßenecken stehen, und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger lehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastirt mit dem Uebermuth des Reichtums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt stehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorüberreilt, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein satter Gott, auf hohem Roß einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengesinde, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo Andere im höchsten Ueberflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Thränen

sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eignen Thränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und dem Verbrechen gefellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene kühlen untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rothe Laster gemalt war und in ihrem Herzen wohnte himmlische Keinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt' ich sähe sie wieder! —

---

3.

**Die Engländer.**

---

Unter den Bogengängen der Londoner Börse hat jede Nation ihren angewiesenen Platz, und auf hochgesteckten Täfeln liest man die Namen: Russen, Spanier, Schweden, Deutsche, Malteser, Juden, Hanseaten, Türken u. s. w. Vormalo stand jeder Kaufmann unter dem Täfeln, worauf der Name seiner Nation geschrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort suchen; die Menschen sind fortgerückt, wo einst Spanier standen, stehen jetzt Holländer, die Hanseaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken sucht, findet man jetzt Russen, die Italiener stehen, wo einst die Franzosen gestanden, sogar die Deutschen sind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börse, so auch in der übrigen Welt sind die alten Täfeln stehen geblieben, während die Menschen darunter weggeschoben worden und andere an ihre Stelle gekommen sind, deren neue Köpfe sehr schlecht passen zu der alten Aufschrift. Die alten stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Kompendien und Bierschenken finden, können uns nichts mehr nutzen und nur zu trostlosen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unserer westlichen Nachbarn umgestalten sahen, so können wir, seit Aufhebung der Continentsperre, eine ähnliche Umwandlung jenseits des Kanals wahrnehmen. Steife, schweigsame Engländer wallfahren schaarenweis nach Frankreich, um dort sprechen und sich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr sieht man mit Erstaunen, daß ihnen die Zunge gelöst ist, daß sie nicht mehr wie sonst zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefsteak und Plumpudding zufrieden sind. Ich selbst habe einen solchen Engländer gesehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu seinem Blumenkohl verlangt hat, eine Kezerei gegen die strenge anglikanische Küche, worüber der Kellner fast rücklings fiel, indem gewiß seit der römischen Invasion der Blumenkohl in Eng-

land nie anders als in Wasser abgekocht und ohne süße Zuthat verzehrt worden. Es war derselbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie gesehen, sich zu mir setzte und einen so zuvorkommend französischen Discours anfang, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu gestehen, wie sehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend sei, worauf er, ohne Lächeln, eben so freimüthig entgegnete, daß er mit mir spräche, um sich in der französischen Sprache zu üben.

Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maasse, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die Londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionablen Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen oder dasselbe abspiegeln, wie z. B. *Almalks*, *Vivian Grey*, *Tremaine*, *the Guards*, *Flirtation*, welcher letztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländischen Manieren und Lebensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtigkeit, saure Süßleiz, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-Londons herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die französische Presse, jene ächte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen! Wie ihr großer Kaiser die Mühe seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktiren, uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden: so haben auch die Franzosen selbst angefangen, die Tage ihres Mißgeschicks, die Zeit ihrer politischen Unthätigkeit so rühmlich als möglich zu benutzen; auch sie schreiben die Geschichte ihrer Thaten; jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen, die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt sie meinem Rathe, so veranstaltet sie noch eine ganz besondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübsch colorirten Abbildungen von der Einnahme der Bastille, dem Tulleriensturm u. dgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden suchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzosen von sich abstreifen, so muß ich nachträglich bemerken, daß ein solches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerstande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nation, besonders die Kaufleute in den Fabrikstädten und fast alle Schotten, tragen das äussere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte sagen Puritanismus, so daß dieser gottselige Theil des Volkes mit den weltlich gesinnten Vor-

nehmen auf dieselbe Weise kontrastirt, wie die Kavaliers und Stugköpfe, die Walter Scott in seinen Romanen so wahrhaft schildert. Man erzeigt dem schottischen Barden zu viele Ehre, wenn man glaubt, sein Genius habe die äußere Erscheinung und innere Denkweise dieser beiden Partheien der Geschichte nachgeschaffen, und es sei ein Zeichen seiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht anthut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betstuden von Liverpool oder Manchester, und dann in die fashionablen Salons von West-London, so sieht man deutlich, daß Walter Scott bloß seine eigene Zeit abgeschrieben und ganz heutige Gestalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite selbst als Schotte, durch Erziehung und Nationalgeist, eine puritanische Denkweise eingefogen hat, auf der andern Seite, als Tory, der sich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich gesinnt sein muß, und daher seine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfassen, und zugleich durch deren Gegensatz neutralisirt werden: so erklärt sich sehr leicht seine Unparteilichkeit bei der Schilderung der Aristokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unparteilichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitet, als dürften wir in seiner Geschichte Napoleons eine eben so treue *fair play*-Schilderung der französischen Revolutionshelden von ihm erwarten.

Wer England aufmerksam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritanische, in ihrer widerwärtigsten Blüthe, und, wie sich von selbst versteht, ihrem Zweikampf zu beobachten. Eine solche Gelegenheit gab ganz besonders der famöse Prozeß des Herrn Wakefield, eines lustigen Kavaliers, der gleichsam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn Tourner, eines Liverpooler Kaufmanns, entführt, und zu Gretna Green, wo ein Schmied wohnt, der die stärksten Fesseln schmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängerische Sippschaft, das ganze Volk der Auserlesenen Gottes, schrie Zeter über solche Verruchtheit, in den Betstuden Liverpools erklete man die Strafe des Himmels über Wakefield und seinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verschlingen sollte wie die Rote des Kohrah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch sicherer zu sein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtssälen Londons der Zorn des Kings-Bench, des Großkanzlers und selbst des Oberhauses auf die Entweiher des heiligsten Sacramentes herabplaidirt — während man in den fashionablen Salons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu scherzen und zu lachen mußte. Am ergößlichsten zeigte sich mir dieser Kontrast beider Denkweisen, als ich einst in der großen Oper neben zwei biden Manchester'sten Damen saß, die diesen Versammlungsort der vornehmen Welt zum erstenmale in ihrem Leben besuchten, und den Abscheu ihres Herzens nicht stark genug kund geben

konnten, als das Ballet begann, und die hochgeschürzten, schönen Tänzerinnen ihre üppiggraziösen Bewegungen zeigten, ihre lieben, langen, lafterhaften Beine ausstreckten, und plötzlich bacchantisch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme stürzten; die warme Musik, die Urkleider von fleischfarbigem Tricot, die Naturalsprünge, Alles vereinigte sich, den armen Damen Angstschweiß auszupressen, ihre Busen errötheten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten sie beständig, und sie waren so sehr von Schrecken gelähmt, daß sie nicht einmal das Perspektiv vom Auge fortnehmen konnten, und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieser Situation sitzen blieben.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stuzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als solche sind sie einig und zusammen gehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Uebereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Ueberreichtum und Misere, Orthoborie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten sumrende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles dieses hängt so zusammen, daß wir uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

Ich glaube aber, so wird es uns überall gehen, sogar in solchen Landen, wovon wir noch seltsamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unsere Reiselust, unsere Begierde fremde Länder zu sehen, besonders wie wir solche im Knabenalter empfinden, entsteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraste, durch jene geistige Maskebelust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und solchermaßen unsere besten Bekannten in die fremden Kostüme und Sitten verummnen. Denken wir z. B. an die Pottentotten, so sind es die Damen unserer Vaterstadt, die schwarz angestrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unserer Vorstellung umhertanzen, während unsere jungen Schöngeister als Buschflepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpolländer, so sehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Gesichter, unsere Ruhme fährt in ihrem Hundeschlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der

Bärenhaut und säuft ruhig seinen Morgenbrhan, die Frau Accise-Einnehmerin, die Frau Inspektorin und die Frau Insibulationsrätthin hocken beisammen und lauen Talglächter u. s. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, so sehen wir bald, daß dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, daß die Gesichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja daß Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammenstimmenendes Ganze bilden.

4.

THE LIFE OF NAPOLEON BUONAPARTE

BY

WALTER SCOTT.

Armer Walter Scott! Wärest du reich gewesen, du hättest jenes Buch nicht geschrieben, und wärest kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Constable'schen Presse kamen zusammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahiren und Dividiren schüttelten sie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb nichts übrig als Lorbeerren und Schulden. Da geschah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte sich auch einmal im Heroismus versuchen, er entschloß sich zu einer Cessio honorum, der Lorbeer des großen Unbekannten wurde tarirt, um große bekannte Schulden zu decken — und so entstand, in hungeriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung, das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im Allgemeinen, und des englischen Ministeriums insbesondere, gut bezahlt werden sollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr sämmtlichen Philister des ganzen Erdballs! Lob ihn, du liebe Krämeretugend, die Alles aufopfert, um die Wechsel am Verfalltage einzulösen — nur mir muthet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltzam! der todtte Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Briten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Lorbeer verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man mag sagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker seiner Romane mäkelten an seiner Größe und warfen ihm vor: er dehne sich zu sehr ins Breite, er gehe zu sehr ins Detail, er schaffe seine großen Gestalten nur durch Zusammensetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umständlichkeiten, um die starken Effekte hervorzubringen — Aber die Wahrheit zu sagen, er glied hierin einem Millionär, der sein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze

legen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groschen und Pfennigen herbeifahren muß, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, sobald man sich über solche Unart und das mühsame Schlep-  
pen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, so gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe sie doch, und er sei im Grunde eben so zahlfähig, und auch wohl eben so reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe sogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem jener sich auf dem großen Gemüsemarkt, mit seinen großen Goldbarren, die dort keinen Cours haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groschen und Pfennige geboten werden. Mit diesem populären Reichthume des britischen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, dessen Münze so courant war, daß die Herzogin und die Schneidersfrau sie mit gleichem Interesse annahmen, er ist jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schicksal mahnt an die Sage von den Berg-Elfen, die neckisch wohlthätig, den armen Leuten Geld schenken, das hübsch blank und geblüht bleibt, so lange sie es gut anwenden, das sich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, sobald sie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scotts neue Zufuhr, und siehe da! statt der bligenden, lachenden Grünscheine finden wir nichts als Staub und wieder Staub. Ihn bestrafte die Berg-Elfen des Parnassus, die Musen, die, wie alle edelsinnigen Weiber, leidenschaftliche Napoleonistinnen sind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verliehenen Geisteskräfte.

Werth und Tendenz des Scottischen Werks sind in allen Zeitschriften Europas beleuchtet worden. Nicht bloß die erbitterten Franzosen, sondern auch die bestürzten Landsleute des Verfassers haben das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In diesen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutschen einstimmen; mit schwerverhaltenem Feuerzeifer sprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten sich die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und der Rezensent, der jene kalte Ruhe um so wohlfeiler erschwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches sein muß, charakterisirt dasselbe mit den trefflichen Worten:

„In dieser Erzählung ist weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereigniß wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalte und Bedeutung kaum geahnet. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum, nicht

wunderbaren, sondern gemeinen Märchen. Die Ueberlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschleichen, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischer Vereitung ist unsere Lesewelt längst ent wachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen haften den Moral reicht nirgends aus. — —

Vergleichen und noch schlimmere Dinge, die der scharfsinnige Berliner Rezensent, Barnhagen von Ense, ausspricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir sind alle Menschen, und der beste von uns kann einmal ein schlechtes Buch schreiben. Man sagt alsdann, es sei unter aller Kritik, und die Sache ist abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in diesem neuen Werke nicht einmal Scotts schönen Styl wiederfinden. In die farblose, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingestreut, vergebens sollen glänzende Lappchen aus den Poeten die prosaische Blöße bedecken, vergebens wird die ganze Arche Noä geplündert, um bestialische Vergleichen zu liefern, vergebens wird sogar das Wort Gottes citirt, um die dummen Gedanken zu überschülben. Noch verwunderlicher ist es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, sein angebornes Talent der Gestaltenzeichnung auszuüben, und den äußeren Napoleon aufzufassen. Walter Scott lernte nichts aus jenen schönen Bildern, die den Kaiser in der Umgebung seiner Generale und Staatsleute darstellen, während doch jeder, der sie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragischen Ruhe und antiken Gemessenheit jener Gesichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagesgesichter so schauerlich erhaben contrastiren, und etwas herabgestiegen Göttliches bekrunden. Konnte aber der schottische Dichter nicht die Gestalt, so konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaisers begreifen, und gern verzeih ich ihm auch die Lästern eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen, daß er seinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheose desselben so sehr in Andacht geräth, daß er, der doch so stark in Viehbildern ist, nicht weiß, womit er ihn vergleichen soll.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeih ich ihm die Gehaltlosigkeit, Irrthümer, Lästern und Dummheiten seines Buches, verzeih ich ihm sogar die lange Weile, die es mir verursacht — so darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz desselben verzeihen. Diese ist nichts Beringeres als die Exculpation des englischen Ministeriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In diesem Gerichtshandel zwischen dem englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung,“ wie der Berliner Rez. sich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter,“ er verbindet Advokatenkünste mit seinem poetischen Talente, um den Thatbestand und die Gesichte zu verdrehen,

und seine Clienten, die zugleich seine Patrone sind, dürften ihm wohl, außer seinen Sporteln, noch extra ein *Douceur* in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiser bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es ist ein rechtes Schottenstück, ein ächt schottisches Nationalstückchen, und man sieht, daß schottischer Geiz noch immer der alte, schmutzige Geist ist, und sich nicht sonderlich verändert hat seit den Tagen von Naseby, wo die Schotten ihren eigenen König, der sich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pf. St. an seine englischen Feinde verkauft haben. Jener König ist derselbe Karl Stuart, den jetzt Caledonias Barben so herrlich besingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und besingt.

Das englische Ministerium hat seinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des *foreign office* geöffnet, und dieser hat, im neunten Bande seines Werks, die *Altenstücke*, die ein günstiges Licht auf seine Partei und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewissenhaft benützt. Deshalb gewinnt dieser neunte Band, bei aller seiner ästhetischen Werthlosigkeit, worin er den vorhergehenden Bänden nichts nachgiebt, dennoch ein gewisses Interesse: man erwartet bedeutende *Altenstücke*, und da man deren keine findet, so ist das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunsten der englischen Minister sprechen — und dieser negative Inhalt des Buches ist ein wichtiges Resultat.

Alle Ausbeute, die das englische Archiv liefert, beschränkt sich auf einige glaubwürdige Communicationen des edlen Sir Hubson Lowe und dessen Myrmidonen und einige Aussagen des General Gourgaud, der, wenn solche wirklich von ihm gemacht worden, als ein schamloser Verräther seines kaiserlichen Herrn und Wohltäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Factum dieser Aussagen nicht untersuchen, es scheint sogar wahr zu sein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statisten der großen Tragödie, constatirt hat: aber ich sehe nicht ein, was im günstigsten Falle dadurch bewiesen wird, außer daß Sir Hubson Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hilfsmitteln solcher Art und erbärmlichen Suggestionen behandelt Walter Scott die Gefangenschaftsgeschichte Napoleons, und bemüht sich, uns zu überzeugen: daß der Erbkaiser — so nennt ihn der Erdichter — nichts Klügeres thun konnte, als sich den Engländern zu übergeben, obgleich er seine Abführung nach St. Helena voraus wissen mußte, daß er dort ganz charmant behandelt worden, indem er vollauf zu essen und zu trinken hatte, und daß er endlich, frisch und gesund, und als ein guter Christ, an einem Magenkrebse, gestorben.

Walter Scott, indem er solchermaßen den Kaiser voraussehen läßt, wie weit sich die Generosität der Engländer erstrecken würde, nämlich bis St. He-

lena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf: die tragische Erhabenheit seines Unglücks habe ihn selbst so gewaltig begeistert, daß er civilisirte Engländer für persische Barbaren und die Beersfealküche von St. James für den Herd eines großen Königs ansah—und eine heroische Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuirt, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämmtlich von ihm selbst dictirt worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieser Theil des Walter Scott'schen Buches, so wie überhaupt die Schriften selbst, wovon er hier spricht, absonderlich die Memoiren von D'Neara, auch die Erzählung des Capitain Maitland, mich zuweilen an die possenhafte Geschichte von der Welt erinnert, so daß der schmerzlichste Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Lachlust übergehen will. Diese Geschichte ist aber keine andere als „die Schicksale des Lemuel Guilliver,“ ein Buch, worüber ich einst als Knabe so viel gelacht, und worin gar ergötlich zu lesen ist: wie die kleinen Lilliputaner nicht wissen, was sie mit dem großen Gefangenen anfangen sollen, wie sie tausendweise an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härchen fest binden, wie sie mit großen Anstalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie sie über die Menge Lebensmittel klagen, die sie ihm täglich verabreichen müssen, wie sie ihn im Staatsrath anschwärzen und beständig jammern, daß er dem Lande zu viel koste, wie sie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da sein Leichnam eine Pest hervorbringen könne, wie sie sich endlich zur glorreichsten Großmuth entschließen und ihm seinen Titel lassen, und nur seine Augen ausstechen wollen u. s. w. Wahrlich, überall ist Lilliput, wo ein großer Mensch unter kleine Menschen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichste Weise ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausstehen; aber hätte der Dichtant Swift in unserer Zeit sein Buch geschrieben, so würde man in dessen scharfgeschliffenem Spiegel nur die Gefangenschaftsgeschichte des Kaisers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Gesichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Märchens von St. Helena ist anders, der Kaiser stirbt an einem Magentrebs, und Walter Scott versichert uns, das sei die alleinige Ursache seines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widersprechen. Die Sache ist nicht unmöglich. Es ist möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank gespannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß stirbt. Aber die böse Welt wird sagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böse Welt hat sich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieser gute Mann, der sonst so

büßest ist, und gern das Evangelium citirt, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orane, der beim Tode Napoleons ausbrach, nichts anders sieht als ein Ereigniß, das auch beim Tode Cromwells statt fand: so hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleons als die entsetzlichste Unthat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den Advocatum Diaboli, die Heiligsprechung des tohten Kaisers strömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes verachten seine kleinen Henker und den großen Varden, der sich zu ihrem Complicen gesungen, die Mäsen werden bessere Sängcr zur Feier ihres Lieblings begeistern, und wenn einst Menschen verstummen, so sprechen die Steine, und der Martyrfelsen St. Helena ragt schauerlich aus den Necreswellen, und erzählt den Jahrtausenden seine ungeheure Geschichte.

5.

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt sich gleich ein großes, schwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Palast des Elends und des Verbrechen. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Criminalgefängniß, und da sieht man nur eine hohe Wand von wetterschwarzen Quadern, worin zwei Nischen mit eben so schwarzen allegorischen Figuren, und, wenn ich nicht irre, stellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen ist, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes ist der Altar dieser Göttin, nämlich das Fenster, wo das Galgengerüst zu stehen kommt, und endlich rechts befindet sich der Criminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Sessionen gehalten werden. Hier ist ein Thor, das gleich den Pforten der Dante'schen Hölle die Inschrift tragen sollte:

Per me si va no la città dolenta,  
Per me si va no l'eterno dolore,  
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieses Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abßchaum des Pöbels versammelt ist, um die Verbrecher durchpassiren zu sehen; auch stehen hier Freunde und Feinde derselben, Verwandte, Bettelkinder, Blödsinnige, besonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einsicht als Richter und Jury, trotz all' ihrer kurzweiligen Freierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der

Gerichtsthüre eine alte Frau gesehen, die im Kreise ihrer Gvatterinnen den armen schwarzen William besser vertheidigte, als drinnen im Saale dessen grundgelehrter Advokat — wie sie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwischte, schien auch Williams ganze Schuld verthilgt zu sein.

Im Gerichtssaale selbst, der nicht besonders groß, ist unten, vor der sogenannten Bar (Schranken) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben, an beiden Seiten, sehr geräumige Gallerien mit erhöhten Bänken, wo die Zuschauer, Kopf über Kopf, gekapelt stehen.

Als ich Old Bailey besuchte, fand auch ich Platz auf einer solchen Gallerie, die mir von einer alten Pförnerin gegen Gratificazion eines Schillings erschlossen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury sich erhob, um zu urtheilen: ob der schwarze William des angeklagten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig sei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen Londons, sitzen die Richter in blauschwarzer Toga, die hellviolett gefüttert ist, und ihr Haupt bedeckt die weißgeputzte Perücke, womit oft die schwarzen Augenbraunen und schwarzen Backenbärte gar brollig contrastiren. Sie sitzen an einem langen grünen Tische, auf erhabenen Stühlen, am obersten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchstaben eine Bibelsstelle, die vor ungerechtem Richterspruch warnt, eingegraben steht. An beiden Seiten sind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber ist der Platz der Angeklagten; diese sitzen nicht auf einem Armesünderbänkehen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, sondern aufrecht stehen sie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein schmalgebogenes Thor ausgeschnitten ist. Es soll dabei ein künstlicher Spiegel angebracht sein, wodurch der Richter im Stande ist, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen eintge grüne Kräuter vor letzteren, um ihre Nerven zu stärken, und das mag zuweilen nöthig sein, wo man angeklagt steht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tische der Richter sah ich dergleichen grüne Kräuter und sogar eine Rose liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieser Rose hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Rose, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem schrecklichen Richterische von Old Bailey. Es war im Saale so schwül und dumpfig. Es schaute Alles so unheimlich mürrisch, so wahnsinnig ernst. Die Menschen sahen aus als kröchen ihnen graue Epinnen über die blöden Gesichter. Hörbar klrirten die eisernen Wagschaalen über dem Haupte des armen schwarzen Williams.

Auch auf der Gallerie bildete sich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgebunsenem Gesicht die kleinen Auglein wie Glühwürmchen hervor-

glimmten, machte die Bemerkung, daß der schwarze William ein sehr häßlicher Burfsche sei. Indessen ihre Nachbarin, eine zarte, tiefsehnende Seele, in einem Körper von schlechtem Postpapier, behauptete: Er trüge das schwarze Haar zu lang und zottig, und blize mit den Augen wie Herr Keane im Othello — „dagegen,“ fuhr sie fort, „ist doch der Thomson ein ganz anderer Mensch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er ist ein sehr geschickter Mensch, er bläset ein Bischen die Flöte, er malt ein Bischen, er spricht ein Bischen Französisch“ — „Und stiehlt ein Bischen“ fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was stehlen,“ versetzte die dünne Nachbarin, „das ist doch nicht so barbarisch wie Fälschung; denn ein Dieb, es sei denn er habe ein Schaf gestohlen, wird nach Botany Bay transportirt, während der Böfewicht, der eine Handschrift verfälscht hat, ohne Gnab und Barmherzigkeit gehenkt wird.“ „Ohne Gnab und Barmherzigkeit!“ seufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten schwarzen Rock, „hängen! kein Mensch hat das Recht einen andern umbringen zu lassen, am allerwenigsten sollten Christen ein Todesurtheil fällen, da sie doch daran denken sollten, daß der Stifter ihrer Religion, unser Herr und Heiland, unschuldig verurtheilt und hingerichtet worden!“ „Ei was,“ rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn so ein Fälscher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann seines Vermögens sicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthis Lane, oder unser Freund Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch sein Vermögen so sauer erworben, und man sagt sogar, er sei dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf sich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: ich gebe Dir einen Sixpens, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmst, wir geben Dir einen Shilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willst“ — „Kurios!“ fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es ist doch kurios, daß der schwarze William und der Thomson früherhin die besten Spießgesellen gewesen sind, und zusammen gewohnt und gegessen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt! Warum ist aber die Schwester von Thomson nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachgelaufen?“ Ein junges schönes Frauenzimmer, über dessen holdem Gesicht eine dunkle Betrübniß verbreitet lag, wie ein schwarzer Flor über einen blühenden Rosenstrauch, flüsterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geschichte, wovon ich nur so viel verstand, daß ihre Freundin, die schöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geschlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt sie doch nicht die schöne Mary!“ brummte verbrießlich die dicke Dame, „viel zu mager, sie ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird —“

In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sei. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er diese zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte: je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen sein: denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson.

## 6.

### Das neue Ministerium.

In Beclam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme, viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Uebels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Collegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

„Du hast gut reden,“ antwortete der Philosoph, „der liebe Gott war sehr knapp bei Kassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu beim Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delikatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessiert, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe; er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist, und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Commando der höllischen Heerschaaren, Beelzebub wird

Kanzler, Bizzipugli wird Staatssekretair, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. s. w. Diese Verbündeten wirthschaften dann in ihrer Weise, und indem sie trotz des bösen Willens ihrer Herzen, aus Eigennuz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngsthin so arg, daß Gott im Himmel solche Greuel nicht länger ansehen konnte, und einem Engel den Auftrag gab ein neues Ministerium zu bilden. Dieser sammelte nun um sich her alle guten Geister. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die bösen Geister entwichen. Aber sie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoos, heimlich wirken sie gegen alles Gute, sie vergiften die neuen Heilquellen, sie zerknicken hämisch jede Rosenknospe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerstören sie den Baum des Lebens, chaotisches Verberben droht Alles zu verschlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrschaft übergeben müssen, damit sie, sei es auch durch die schlechtesten Mittel, wenigstens erhalten werde. Siehst du, das ist die schlimme Nachwirkung einer Schulb.“

Diese Mittheilung meines Freundes in Beblam erklärte vielleicht den jetzigen englischen Ministerwechsel. Erliegen müssen die Freunde Cannings, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Schelte mir keiner den armen Georg, er mußte den Umständen nachgeben. Man kann nicht läugnen, daß nach Cannings Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die sie deshalb zu ergreifen hatten, beständig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit seiner Krone, als das Wichtigste erscheint, mußte daher den Tories selbst wieder die Verwaltung des Staates überlassen. — Und, O! sie werden jetzt wieder, nach wie vor, alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Sädel hineinverwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brod sich leibselgen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der anderen Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein.

Die Quelle jener Uebel ist die Schulb, the national debt, oder wie Cobbet sagt, the kings debt. Cobbet bemerkt nemlich mit Recht: während man allen Instituten den Namen des Königs voransetzt, z. B. the kings army,

the kings navy, the kings courts, the kings prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Institutionen hervorging, niemals the kings debt genannt, und sie ist das Einzige, wobei man der Nation die Ehre erzeigt, etwas nach ihr zu benennen.

Der Uebel größtes ist die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der englische Staat sich erhält, und daß sogar dessen ärgste Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber sie bewirkt auch, daß ganz England eine große Trümmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um seine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungsforgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bei starkverschuldeten Menschen zu geschehen pflegt, zur kumpfften Resignazion niedergebrüht ist, und sich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben so viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen.

7.

Die Schuld.

Als ich noch sehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich interessirten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderst, unter dem Artikel „Großbritannien,“ suchte ich gleich: ob Richard Martin seine neue Bittschrift für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Esel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt,“ suchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundesstag für die großherzoglich heffischen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her, und durchlas das lange Constantinopel, um nur zu sehen, ob nicht wieder ein Großvezier mit der seidenen Schnur beehrt worden.

Dieses letztere gab mir immer den meisten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot seinen Diener ohne Umstände erdrosseln läßt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einst in der Menagerie, wie der König der Thiere so sehr in majestätischen Zorn gerieth, daß er gewiß manchen unschuldigen Zuschauer zerrissen hätte, wäre er nicht in einer sichern Constitution, die aus eisernen Stangen verfertigt war, eingesperrt gewesen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umstand, daß nach der Erdrosselung des alten Herrn Großveziers sich immer wieder Jemand fand, der Lust hatte, Großvezier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren Freunden, den Türken, beschäftige, ergreift mich ein analoges Erstaunen, wenn ich sehe, wie nach dem Abgang eines englischen

Premier-Ministers gleich ein anderer sich an dessen Stelle drängt, und dieser Andere immer ein Mann ist, der auch ohne dieses Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) nichts weniger als ein Dummkopf ist. Schrecklicher als durch die seidene Schnur endigen ja alle englischen Minister, die länger als ein Semester dieses schwere Amt verwalten. Besonders ist dieses der Fall seit der französischen Revolution; Sorge und Noth haben sich vermehrt in Downingstreet, und die Last der Geschäfte ist kaum zu ertragen.

Einst waren die Verhältnisse in der Welt weit einfacher, und die sinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Minister mit dessen Steuermann. Jetzt aber ist Alles complicirter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsschiff ist ein Dampfsboot geworden, und der Minister hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, sondern als verantwortlicher Engineer steht er unten zwischen dem ungeheuren Maschinenwerk, untersucht ängstlich jedes Eisenstücken, jedes Näbchen, wodurch etwa eine Stöckung entstehen könnte, schaut Tag und Nacht in die lodernde Feuer-Esse, und schwitzt vor Hitze und Sorge — sitemalen durch das geringste Versehen von seiner Seite der große Kessel zerspringen, und bei dieser Gelegenheit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitän und die Passagiere ergehen sich unterdessen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmast, und wer das Boot so ruhig dahin schwimmen sieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maschinerie und welche Sorge und Noth in seinem Bauche verborgen ist.

Frühzeitigen Todes sinken sie dahin, die armen verantwortlichen Engineers des englischen Staatsschiffes. Rührend ist der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Percival wäre an der gewöhnlichen Ministerkrankheit gestorben, wenn nicht ein Dolchstoß ihn schneller abgefertigt hätte. Diese Ministerkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Castlereagh so zur Verzweiflung brachte, daß er sich die Kehle abschnitt zu North-Clay in der Grafschaft Kent. Lord Liverpool sank auf gleiche Weise in den Tod des Blödsinns. Canning, den göttergleichen Canning, sahen wir vergiftet von hochtorischen Verläumdungen, gleich einem kranken Atlas, unter seiner Weltblürde niedersinken. Einer nach dem andern werden sie eingescharrt in Westminster, die armen Minister, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müssen, während diese, gedankenlos und wohlbeleibt, dahinleben bis ins höchste Menschenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Ministern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und sie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben so wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. s. w. gehören zwar zu den Vorzügen des Menschen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber sie sind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menschheit, und wie sie

den Einzelnen zu Grunde richten, so bringen sie auch ganze Geschlechter ins Verderben, und sie scheinen das alte Jatum zu ersetzen in den Nationaltragödien unserer Zeit. England kann diesem Jatum nicht entgehen, seine Minister sehen die Schrecknisse herannahen und sterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preussischer Oberlandescalculator oder Mitglied des Geniecorps, so würde ich, in gewohnter Weise, die ganze Summe der englischen Schuld in Silber Groschen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichsstraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geschäft überlassen, seine Schulden aufzuzählen und die daraus entstehende Ministernoth herauszuberechnen. Dazu taugt Niemand besser als der alte Cobbet, und aus der letzten Nummer seines Registers liefere ich folgende Erörterungen.

„Der Zustand der Dinge ist folgender:

1) Diese Regierung, oder vielmehr diese Aristokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wollt, diese Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür sie viele Siege, sowohl Land- als Seesiege, gekauft hat — eine Menge Siege, von jeder Sorte und Größe.

2) Indessen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlassung und zu welchem Zwecke man die Siege gekauft hat: die Veranlassung (occasion) war die französische Revolution, die alle aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten niedergerissen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrscheinlich ein ähnliches Niederreißen aller aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beispiel der Franzosen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig, die Franzosen anzugreifen, sie in ihren Fortschritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freiheit zu gefährden, sie zu verzweifelten Handlungen zu treiben, und endlich die Revolution zu einem solchen Schreckbilde, zu einer solchen Völkerschrecke zu machen, daß man sich unter dem Namen der Freiheit nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorstellen, und das englische Volk, in der Begeisterung seines Schreckens, dahin gebracht würde, sich sogar ordentlich zu verlieben in jene greuelhaft-despotische Regierung, die einst in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabscheute, seit den Tagen Alfreds des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorsätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verschiedener fremder Nationen; diese Nationen wurden daher mit englischem Gelde unterstützt (subsidized); französische Emigranten wurden mit englischem Gelde

unterhalten; kurz, man führte einen zwei und zwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzubrechen, das sich gegen aristokratische Vorrechte und geistliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unsere Regierung also erhielt „unzählige Siege“ über die Franzosen, die, wie es scheint, immer geschlagen worden; aber diese unsere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. sie wurden erfochten von Niethlingen, die wir für Geld dazu gebungen hatten, und wir hatten in unserem Solde zu einer und derselben Zeit ganze Schaaren von Franzosen, Holländern, Schweizern, Italienern, Russen, Oestreichern, Bayern, Hessen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugiesen, Neapolitanern, Maltesern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch solches Suchen fremder Dienste und durch Benutzung unserer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir so viele Siege über die Franzosen, welche arme Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls dergleichen einzuhandeln, so daß wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Aristokratie bei ihnen bis zu einer gewissen Stufe wiederherstellten, jedoch um Alles in der Welt Willen die geistlichen Zehnten nicht ebenfalls restauriren konnten.

7) Nachdem wir diese große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unsere Regierung ein brüllendes Siegesgeschrei, wobei sie ihre Lunge nicht wenig anstrengte, und auch lautmöglichst unterstützt wurde von jeder Creatur in diesem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taren lebte.

8) Beinahe ganze zwei Jahre dauerte der überschwengliche Freudenrausch bei dieser damals so glücklichen Nation; zur Feier jener Siege drängten sich Jubelfeste, Volksspiele, Triumphbögen, Lustkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine viertel Million Pfund Sterlinge kosteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einstimmig eine ungeheure Summe (ich glaube drei Millionen Pfund Sterling) um Triumphbögen, Denksäulen und andere Monumente zu errichten, und damit die glorreichen Ereignisse des Krieges zu verewigen.

9) Beständig, seit dieser Zeit, hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derselben Personen zu leben, die unsere Angelegenheiten in besagtem glorreichem Kriege geführt hatten.

10) Beständig, seit dieser Zeit, lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daß dieses noch jetzt der Fall ist, ungeachtet unserer kleinen zwischenspielligen Kauferei mit den Türken; und daher sollte man denken: es könne keine Ursache in der Welt geben, weshalb wir jetzt nicht glücklich sein sollten: wir haben ja Frieden, unser Boden bringt reichlich seine Früchte, und, wie die Weltweisen und Gesetzgeber unserer Zeit eingestehen, wir sind die allererleuchtete Nation auf der ganzen Erde. Wir

haben wirklich überall Schulen, um die heranwachsende Generazion zu unterrichten; wir haben nicht allein einen Rector oder Vicar, oder Curaten in jedem Kirchsprengel des Königreichs, sondern wir haben in jedem dieser Kirchsprengel vielleicht noch sechs Religionslehrer, wovon jeder von einer andern Sorte ist als seine vier Collegen, dergestalt, daß unser Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art versorgt ist, kein Mensch dieses glücklichen Landes im Zustande der Unwissenheit leben wird, — und daher unser Erstaunen um so größer sein muß, wie irgend Jemand, der ein Premier-Minister dieses glücklichen Landes werden soll, dieses Amt als eine so schwere und schwierige Last ansieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und das ist ein wahres Unglück: wir haben nemlich einige Siege gekauft — sie waren herrlich — es war ein gutes Geschäft — sie waren drei oder viermal so viel werth als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu sagen pflegt, wenn sie vom Markte nach Hause kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu so billigem Preise mit einer so großen Porzion Ruhm zu versehen.

12) Aber, ich gestehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir diese Siege gekauft, als wir dieser Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weise wieder los werden können, eben so wenig wie ein Mann seines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, sich die holbe Bescheerung aufzuladen.

13) Daher geschieht's, daß jeder Minister, der unsere Angelegenheiten übernimmt, auch sorgen muß für die Bezahlung unserer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu sorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgen, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Capital und Zinsen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinsen muß er, leider Gottes! ganz bestimmt sorgen; und diese Zinsen, zusammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unseren Siegen herrühren, sind so bedeutend, daß ein Mensch ziemlich starke Nerven haben muß, wenn er das Geschäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieser Summe zu sorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben, Siege einzuhandeln, und uns allzureichlich mit Ruhm zu versorgen, trugen wir schon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelber in England und Wales zusammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch nichts von jener Last hatten, die unter dem Namen *dead weight* uns jetzt aufgebürdet ist, und ganz aus unserm Dufte nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer diesem Gelbe, das von Creditoren geborgt worden, die es freiwillig vergaben, hat unsere Regierung, aus Durst nach Siegen, auch indirect bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. sie steigerte die gewöhnlichen Lizen bis auf eine solche Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergebrückt wurden, und daß sich die Anzahl der Armen und Armengelber erstaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelber stiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichsam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt sich also wieder eine Schuld von sechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen Schulden, die unsere Passion für Ruhm und der Einkauf unserer Siege verursacht hat.

18) The dead weight besteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Pensionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienste, welche jene Männer beim Erlangen unserer Siege geleistet haben, oder geleistet haben sollen.

19) Das Capital der Schuld, welche diese Regierung contrahirt hat, um sich Siege zu verschaffen, besteht ungefähr in folgenden Summen:

	Pf. Sterling.
Hinzugekommene Summe zu der Nationalschuld . . . . .	800,000,000.
Hinzugekommene Summe zur eigentlichen Armengelber-Schuld . . . . .	150,000,000.
Dead weight als Capital einer Schuld berechnet . . . . .	175,000,000.
	Pf. St. 1125,000,000.

d. h. Elfhundert und fünf und zwanzig Millionen zu fünf Prozent ist der Betrag jener jährlichen sechs und fünfzig Millionen; ja, dieses ist ohngefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armengelber-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt ist, indem sie das Land gleich direct in den verschiedenen Kirchspielen bezahlt. Will man daher jene sechs Millionen von den sechs und vierzig Millionen abziehen, so ergiebt sich, daß die Staatsschuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Uebrige verschlingen.

20) Inbeß, die Armengelber sind eben so eine Schuld wie die Schuld der Staatsschuldgläubiger, und augenscheinlich aus derselben Quelle entsprungen. Von der schrecklichen Last der Lizen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gebrückt, aber Jeder, außer den Armen, wußte diese Last mehr oder weniger von seinen Schultern abzuwälzen, und sie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und diese verloren ihre Bierfässer, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und selbst ihr Handwerksgeräthe, sie verloren

Ihre Kleider und mußten sich in Lumpen hüllen, sie verloren das Fleisch von ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter aufs Äußerste getrieben werden, und von dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengelbern. Diese sind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Interessen dieser Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn dieses geschieht, würden die Personen, die solche zu fordern haben, in Masse herbeikommen, und sich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieses ist also eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen andern Schulden gestatten.

21) Es ist also nicht nöthig, sich sehr zu wundern, wenn man die Noth Derjenigen sieht, die solche Geschäfte übernehmen! Es ist zu verwundern, daß sich überhaupt Jemand zu einer solchen Uebernahme versteht, wenn ihm nicht anheimgestellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Systems vorzunehmen.

22) Hier giebt's keine Möglichkeit der Aushülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzusetzen sucht; um solches Herabsetzen der Schuld, solche Reduction dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daß sie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menschen in und um London dadurch vor Hunger sterben müssen: da ist nöthig, daß man zuvor weit verhältnißmäßigere Reductionen anderswo vornehme, ehe man die Reduction jener obigen zwei Schulden oder ihrer Interessen versuchen wollte.

23) Wie wir bereits gesehen haben, die Siege wurden gekauft, in der Absicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern, und die aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelschreiende Greuelthat, entzügen wir ihre rechtmäßigen Zinsen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzügen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermiehet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir dergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Aristokratie, ihre Pensionen, Stnekturen, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Clerus unangetastet blieben!

24) Hier, hier also liegt die Schwierigkeit: Wer Minister wird, wird Minister eines Landes, das eine große Passion für Siege gehabt, auch sich hinlänglich damit versehen und sich unerhört viel militärischen Ruhm verschafft — aber leider diese Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Minister überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß dieser weiß, woher er das Geld nehmen soll.“

Das sind Dinge, die einen Minister ins Grab drücken, wenigstens des Verstandes berauben können. England ist mehr schuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien besitzt. Wie sich aus den letzten Parlamentsdebatten ergibt, zieht der englische Staat seinen Heller eigentlicher Einkünfte aus seinem großen, unermesslichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuschuß bezahlen. Dieses Land nützt England bloß dadurch, daß einzelne Briten, die sich dort bereichern, durch ihre Schätze die Industrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tausend Andere durch die indische Compagnie Brod und Versorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuschusses, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Aristokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geschickt werden. Die Bezahlung der Nationalschuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier sind die Ressourcen nicht so beträchtlich wie die Schuld selbst. Wir wollen ebenfalls hier Cobbet sprechen lassen:

„Es giebt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Ressourcen des Landes sprechen. Dies sind die Schüler des seligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß unsere Schuld uns nicht im Mindesten besorgt machen darf, indem sie so klein sei in Verhältniß zu den Ressourcen der Nation; und damit seine klugen Leser eine bestimmte Idee von der Unermesslichkeit dieser Ressourcen bekommen mögen, machte er eine Abschätzung von Allem was im Lande vorhanden ist, bis herab auf die Kaninchen, und schien sogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildpret, Kaninchen, Fische, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein *Estimatum*; und dann, nachdem er das Ganze assumirt, und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuser, Minen, den Ertrag des Grases, des Korns, die Rüben und das Flachs hinzurechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen Tausend Millionen herausgebracht hat, grinst er in pöflich prahlerisch schottischer Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: mit Ressourcen, wie diese, fürchtet Ihr da noch einen Nationalbankrott?

„Dieser Mann beachte nicht, daß man die Häuser nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit sie Futter liefern, die Kleider, damit man seine Blöße bedecke, die Kühe, damit sie Milch geben, den Durs zu löschen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man sie esse, ja, der Teufel hole diesen widersinnigen Schotten! diese Dinge sind nicht dafür da, daß sie verkauft und die Nationalschulden damit bezahlt werden.  
Seine. I.

den. Wahrhaftig, er hat noch den Tagelohn der Arbeitsleute zu den Ressourcen der Nation gerechnet! Dieser dumme Teufel von Diebesfänger, den seine Brüder in Schottland zum Doctor geschlagen, weil er ein so vorzügliches Buch geschrieben, er scheint ganz vergessen zu haben, daß Arbeitsleute ihren Tagelohn selbst bedürfen, um sich dafür etwas Essen und Trinken zu schaffen. Er konnte eben so gut den Werth des Blutes in unsern Adern abschöpfen, als ein Stoff, wovon man ebenfalls Blutwürste machen könnte!“

So weit Cobbet. Während ich seine Worte in deutscher Sprache niederschreibe, bricht er leidenschaftig selbst wieder hervor in meinem Gedächtnisse, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittagessen in Crown and Anchor Tavern, sehe ich ihn wieder mit seinem scheltend rothen Gesichte und seinem radicalen Lächeln, worin der giftigste Todeshaß gar schauerlich zusammenschmilzt mit der höhnischen Freude, die den Untergang der Feinde ganz sicher voraussieht.

Table mich Niemand, daß ich Cobbet citire! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Schellsucht und eines allzu ordinären Wesens beschuldigen; aber man kann nicht läugnen, daß er viel berebsamen Geist besitzt, und daß er sehr oft, und in obiger Darstellung ganz und gar, Recht hat. Er ist ein Kettenhund, der jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den besten Freund des Hauses in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbet einen Brocken zuzuworfen, und ihm damit das Maul zu stopfen. Dieses wurmt den Hund am bittersten, und er fleischt die hungrigen Zähne.

Alter Cobbet! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal ist mir jede gemeine Natur; aber du dauerst mich bis in tiefster Seele, wenn ich sehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißest und jene Diebe nicht erreichen kannst, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortzuschleppen und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verspotten.

---

## 8.

### Die Oppositionsparteien.

---

Einer meiner Freunde hat die Opposition im Parlamente sehr treffend mit einer Oppositionskutsche verglichen. Bekanntlich ist das eine öffentliche Stage-Kutsche, die irgend eine speculirende Gesellschaft auf ihre Kosten institutirt, und zwar zu so spottwohlfeilen Preisen fahren läßt, daß die Reisenden ihr gern den Vorzug geben vor den schon vorhandenen Stage-Kutschen. Diese

lestern müssen dann ebenfalls ihre Preise heruntersetzen, um Passagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppositionskutsche überboten oder vielmehr unterboten, ruiniren sich durch solche Concurrnz, und müssen am Ende ihr Fahren ganz einstellen. Hat aber die Oppositionskutsche auf solche Art das Feld gewonnen, und ist sie jetzt auf einer bestimmten Tour die einzige, so erhöht sie ihre Preise, oft sogar den Preis der verdrängten Kutsche übersteigend, und der arme Reisende hat nichts gewonnen, hat oft sogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppositionskutsche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuschungen entstehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'sche Parthei erlag und die protestantische Dynastie den englischen Thron bestieg! Die Tories bildeten damals die Opposition, und John Bull, der arme Staatspassagier, hatte Ursache, vor Freude zu brüllen, als sie die Oberhand gewannen. Aber seine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und schlecht gefahren, die Kutscher wurden obendrein sehr grob, es gab nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckstein brochte Umsturz — und der arme John dankte Gott, seinem Schöpfer, als unlängst die Zügel des Staatswagens in bessere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppositionskutscher fiel todt vom Bock herab, der andere stieg ängstlich herunter als die Pferde scheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reuter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitsche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hegen und kehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppositionspartheien gebraucht habe, und einige Erörterung dieser Namen ist vielleicht um so fruchtbarer, je mehr sie seit langer Zeit dazu gebient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Guibellinen und Guelfen durch Umwandlungen und neue Ereignisse, die vaguesten und veränderlichsten Bedeutungen erhielten, so auch späterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entstehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es seien früherhin Spottnamen gewesen, die am Ende zu honesten Partheinamen wurden, was oft geschieht, wie z. B. der Geusenbund sich selbst nach dem Spottnamen les yeux taufte, wie auch späterhin die Jakobiner sich selbst manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servillen und Obscuranten sich vielleicht einst selbst diese Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was sie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig“ soll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfisches bedeutet haben, und dort zuerst zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Secten gebraucht wor-

den sein. Das Wort „Tory“, welches zu derselben Zeit als Partheibenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art schädiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts, während der Streitigkeiten zwischen den Secten und der herrschenden Kirche.

Die allgemeine Ansicht ist: die Parthei der Tories neige sich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wohingegen die Parthei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und dessen Rechte beschütze. Indessen diese Annahmen sind vague und gelten zumeist nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Coterienamen ansehen. Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammenhalten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammenhielten, und die, in politischen Stürmen, Freude und Ungemach und die Feindschaft der Gegenparthei gemeinschaftlich zu tragen pflegten. Von Prinzipien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Mißbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleichviel aus welchem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. — Die Engländer lassen sich nicht durch die Partheinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzynig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach seiner Denkweise beurtheilt, gleichsam eine Parthei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Aristokraten in unserem Sinn denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für eben so unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Clerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnothwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokraten selbst, eben weil er fester daran glaubt als diese, die zumeist den Glauben an sich selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters, die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toriesch gesinnt ist, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hundenzählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundelock zurückgefröhen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellern.

Um die englische Opposition zu begreifen, sind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burrett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr bestimmt ausgesprochen, daß diese Namen seit alle Bedeutung verloren; und Thomas Leithbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verstandes nicht mit allzuviel Wis ausgerüstet, hat damals dennoch einen sehr guten Wis, vielleicht den einzigen seines Lebens, über die Neuerung Burrett's gerissen, nämlich: he has untoried the tories and unwigged the whigs.

Bedeutungsvoller sind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, sie zielen auf dasselbe Gebrechen des Staates, auf dieselbe heilsame Abhülfe und unterscheiden sich nur durch mehr oder minder starke Färbung. Jenes Gebrechen ist die bekannte schlechte Art der Volksrepräsentation, wo sogenannte rotten boroughs, verschollene, unbewohnte Ortschaften, oder besser gesagt die Oligarchen, denen sie gehören, das Recht haben, Volksrepräsentanten ins Parlament zu schicken, während große bevölkerte Städte, namentlich viele neue Fabrikstädte, keinen einzigen Repräsentanten zu wählen haben; die heilsame Abhülfe dieses Gebrechens ist die sogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, diese betrachtet man nicht als Zweck, sondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine bessere Vertretung seiner Interessen, Abschaffung aristokratischer Mißbräuche und Hülfe in seiner Noth gewinnen würde. Es läßt sich denken, daß die Parlamentsreform, diese gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menschen, die nichts weniger als Jakobiner sind, ihre Verfechter findet, und wenn man solche Leute reformers nennt, betont man dieses Wort ganz anders, und himmelweit ist es alsdann unterschieden von dem Worte radical, auf das ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbet, kurz von jenen heftigen, fleischenden Revolutionären spricht, die nach Parlamentsreform schreien, um den Umsturz aller Formen, den Sieg der Habsucht und völlige Pöbelherrschaft herbeizuführen. Die Nuancen in den Gefinnungen der Koryphäen dieser Partei sind daher unzählich. Aber, wie gesagt, die Engländer kennen sehr gut ihre Leute, der Name täuscht nicht das Publikum, und dieses unterscheidet sehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernst ist. Oft Jahre lang hindurch ist der Kampf im Parlamente nicht viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Turnier, wo man für die Farbe kämpft, die man sich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernsten Krieg, so eilt Jeder gleich unter die Fahne seiner natürlichen Parthei. Dieses sahen wir in der Canning'schen Zeit. Die heftigsten Gegner vereinigten sich, als es Kampf der positivsten Interessen galt; Tories, Whigs und Radicale scharten sich, wie eine Phalanx, um den kühnen, bürgerlichen Minister, der den Uebermuth der Oligarchen zu dämpfen ver-

suchte. Aber ich glaube dennoch mancher hochgeborne Whig, der stolz hinter Canning saß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Schupperschaft übergetreten sein, wenn plötzlich die Abschaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih mir die Sünde) Francis Burrett selbst, der in seiner Jugend zu den heftigsten Radicalen gehörte, und noch jetzt nicht zu den milderen Reformatoren gerechnet wird, würde sich bei einem solchen Anlasse sehr schnell neben Sir Thomas Pettibridge gesetzt haben. Dieses fühlen die plebejischen Radicalen sehr gut, und deshalb hassen sie die sogenannten Whigs, die für Parlamentsreform sprechen, sie hassen sie fast noch mehr wie die eigentlich hochfeindseligen Tories.

In diesem Augenblick besteht die englische Opposition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Opposition im Unterhause, the leader of the opposition, gehört unstreitig zu jenen Letztern. Ich spreche hier von Brougham.

Die Reden dieses muthigen Parlamentshelden lesen wir täglich in den Zeitblättern, und seine Gesinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt voraussetzen. Weniger bekannt sind die persönlichen Eigenthümlichkeiten, die sich bei diesen Reden kund geben; und doch muß man erstere kennen, um letztere vollgültig zu begreifen. Das Bild, das ein geistreicher Engländer von Broughams Erscheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier seine Stelle finden:

„Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studirlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht blos die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese scheinbar hüßlose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Rücken auf der Gallerie, als sei sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußen stehenden Menschenmenge hineinbrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügt Linien, auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegenbäumen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Winnbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe

und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Willniß zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig, und wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze, freilich, ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien debuzirt, und mögen sie kommen aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und wie von diesem, weiß man nicht woher sie kommt und wohin sie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt ist, wenn jeder Hülfsatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlussfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verbergen hielt, dann erhebt sich der Redner, sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erhebt er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Principien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gel-

ten könnte. Die geistigen Hüfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Mährchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat und dadurch der Allenerbe ihrer sämmtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinpläßig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andere mögen mit ihm wetzeln, ja einer oder der andere mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarer Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas höfliche Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Jorntworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser, als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsere Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Character des Mannes zu analysiren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß anlegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze brüllende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, steht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger, als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als woll-

ten sie unsere Rücksicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Verebtsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervor gebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen, oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Gebehrde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem andern Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum erstenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Perorazio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes, bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umschlingen kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sichereren Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezogenen Braunen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Gallerie des Parlamentes besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sige, wo du alle Par-

lamentglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese im Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest manchen bemerken, den Parteiisucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche; — du würdest irgend einen klugen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange gerathen ist, seine Gefahr entseßlich fühlt, und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortsegt; — oder du bemerkest sogar einen stattlichen wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer fetten Grafschaft, der beide Fäuste in das Rissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von bannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche so tiefgeflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an, so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Parthei überbönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden, und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerschlagen von der Kraft seines eignen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück und der Beifalllärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltsam hervorbrechen.“

Ich habe es nie so glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer solchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur flüchtig oder Unwichtiges hörte ich ihn sprechen, und nur selten kam er mir dabei selbst zu Gesicht. Immer aber — das merkte ich gleich — sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe fast ängstliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, ist gewiß nicht übertrieben. Seine Gestalt von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein Kopf, der mit kurzen, schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasse, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind. Dieses schadet seinen witzigen Einfällen; denn für Witz und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug, bis auf den Schnitt des Rocks,

ganz gentlemanlich ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieses noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironische Gescheittheit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses „Klerikalische“ in Broughams Wesen aufmerksam gemacht, und durch die obige Schilderung wird diese seine Bemerkung bestätigt. Mir ist zuerst das „Advokatische“ im Wesen Broughams aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstriert, und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Thätigkeit dieses Mannes. Seine Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nemlich das Advokiren in den Gerichtssälen getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufträgen für das Edinburgh Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Criminalgesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Criminalgesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer als seine Oligarchen. Der Prozeß der Königin begründete zuerst Broughams Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für diese hohe Dame, und wie sich von selbst versteht, wird Georg IV. niemals die Dienste vergessen, die er seiner lieben Frau geleistet hat. Deshalb, als vorigen April die Opposition siegte, kam Brougham dennoch nicht ins Ministerium, obgleich ihm, als leader of the opposition, in diesem Falle, nach altem Brauch, ein solcher Eintritt gebührte.

## 9.

### Die Emanzipation.

Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der geschiedteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emanzipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion collidiren. Selten in ihren parlamentarischen Verhandlungen ist es den Engländern möglich, ein Prinzip auszusprechen, sie discutiren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen *Facta*, die Einen *pro*, die Anderen *contra*, zum Vorschein.

Mit Factis aber kann man zwar streiten, doch nicht siegen, da giebt es nichts als ein materielles Hin- und Herschlagen, und das Schauspiel eines solchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutscher Studenten, deren Resultat darauf hinausläuft, daß so und so viel Gänge gemacht worden, so und so viel Quartien und Terzen gefallen sind, und nichts damit bewiesen worden.

Im Jahr 1827, wie sich von selbst versteht, haben wieder Emanzipationisten gegen die Dracoenmänner in Westminster gekochten, und wie sich von selbst versteht, es ist nichts dabei herausgekommen. Die besten Schläger der Emanzipationisten waren Burdett, Plunket, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten, oder besser gesagt, die unbekannten Huchschläger.

Von jeher stimmten die geistreichsten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken, sowohl aus Gründen des innigen Rechtsgefühls als auch der politischen Klugheit. Pitt selbst, der Erfinder des stabilen Systems, hielt die Parthei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht soweit die Stimme seines Herzens unterdrücken, daß er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, sogar damals, als er noch ein toryscher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm dessen Sache war, hatte er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezüchtigte, gar rührend naïv ausgesprochen. Wahrlich, ein großer Mensch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Ueberzeugung handeln und zweideutig oft von einer Parthei zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß derjenige, der sich auf einer gewissen Höhe behaupten will, ebenso den Umständen nachgeben muß wie der Fahn auf dem Kirchturm, den, obgleich er von Eisen ist, jeder Sturmwind zerbrechen und herabschleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe und nicht die edle Kunst verstünde sich nach jedem Winde zu biegen. Aber nie wird ein großer Mensch so weit die Gefühle seiner Seele verläugnen können, daß er das Unglück seiner Landsleute mit indifferenter Ruhe ansehen und sogar vermehren könnte. Wie wir unsere Mutter lieben, so lieben wir auch den Boden worauf wir geboren sind, so lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menschen, die aus diesem Boden hervorgeblüht sind, keine Religion ist so schlecht und keine Politik ist so gut, daß sie im Herzen ihrer Befenner solche Liebe ersticken könnte; obgleich sie Protestanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Parthei nehmen gegen das arme, grüne Erin: Irländer, die schreckliches Elend und namenlosen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, sind Menschen — wie der selige Castlereagh.

Daß die große Masse des englischen Volkes gegen die Katholiken gekimmt

ist, und täglich das Parlament bestürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, ist ganz in der Ordnung. Es liegt in der menschlichen Natur eine solche Unterdrückungssucht, und wenn wir auch, was jetzt beständig geschieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, so sind alsdann unsere Augen nach oben gerichtet, wir sehen nur diejenigen, die über uns stehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts sehen wir nie bei solchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns gestellt sind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verbrieft es sogar, wenn diese ebenfalls in die Höhe streben, und wir schlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, spreizt sich aber gegen den Mulatten, und sprüht Zorn, wenn dieser sich ihm gleichstellen will. Eben so handelt der Mulatte gegen den Negigen und dieser wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert sich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert sich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, seine Juden zu emanzipiren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit schwärmt, aber bis auf diese Stunde seine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenschaft entlassen hat.

Was den englischen Clerus betrifft, so bedarf es keiner Erörterung, weshalb von dieser Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das Monopol der Geistlichkeit, und auch die anglicanische Kirche behauptet streng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten sind ihr die Hauptsache, sie würde durch die Emanzipazien der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Interessen ist ein Talent, das den Priestern der Liebe eben so sehr abgeht, wie den sündigen Laien. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiösem, protestantischem Eifer hervorgegangen: ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt, und sie diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt. Manche ängstliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholizismus und dessen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Auch giebt es ängstliche Parlamentsmitglieder, die ein neues Pulvercomplot befürchten — diejenigen fürchten das Pulver am meisten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten sie, wie die grünen Bänke, worauf sie in der St. Stephanskapelle sitzen, allmählich warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geschieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen sie ängstlich: hear-him! hear-him! Was endlich den Rector von Göttingen betrifft, der in London eine Anstellung als König von England hat, so kennt jeder seine Mäßigkeitspolitik: er erklärt sich für keine von beiden Parteien, er

steht gern, daß sie sich bei ihren Kämpfen wechselseitig schwächen, er läßt nach herkömmlicher Weise, wenn sie friedlich bei ihm fouren, er weiß Muth und thut Nichts, und verläßt sich im schlimmsten Falle auf seinen Oberschnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Lösung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben, je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwegen des Todes wäre nicht zu ertragen, erlänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangenen Wises und der wispigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutsch steifes Landstänbegericht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu declamiren, und wie ihr Leib, so gebährdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments und noch nach Jahren die glorreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr contrastiren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der gebultigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verschrecken kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lectüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Deffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Ist also die Art wie die Engländer im Parlamente die katholische Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Resultat hervorzubringen, so ist doch die Lectüre dieser Debatten um so interessanter, weil Facta mehr ergößen als Abstractionen, und gar besonders amüsant ist es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeschichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, bestimmten Fall wispig persiflirt, und dadurch vielleicht am glücklichsten illustirt. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhause eine jener Parallelgeschichten, wie ich sie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hiersetze: (vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—1826. Pag. 31.)

„Lord King bemerkte, daß wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, so befänden sich doch sechs Millionen Katholiken in einem ganz anderen Zustande, jenseits des irländischen Kanals, und die dortige schlechte Regierung sei eine Schande für unser Zeitalter und für alle Briten.

Die ganze Welt, sagte er, ist jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entschuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menschenklassen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großsultan hat sich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derselben Weise wie das englische Gouvernement die Bekehrung der irländischen Katholiken betrieb, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten, und demüthigst baten, ein Bißchen besser als mahomedanische Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan seinen Großvezier holen, um Rath zu schaffen. Dieser Großvezier war früherhin ein Freund und späterhin ein Feind der Sultanin gewesen. Er hatte dadurch in der Gunst seines Herrn ziemlich gelitten, und in seinem eigenen Divan, von seinen eigenen Beamten und Dienern, manchen Widerspruch ertragen müssen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Person im Divan, war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volkes freundlich geneigt war. Dieser Beamte, wie man wußte, war Minister der äußern Angelegenheiten, und seine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in diesem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verschaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht seine minder erleuchteten Collegen in allen seinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahrem Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkischer Staatsleute, da er auch mit poetischen Talenten begabt war. Der Riaya-Bey oder Minister des Innern und der Kapitan Pascha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Opposition gegen die Rechtsansprüche dieses Volks war der Obermufsi, oder das Haupt des mahomedanischen Glaubens (Gelächter). Dieser Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte sich regelmäßig widersetzt bei allen Verbesserungen im Handel, bei allen Verbesserungen in der Justiz, bei jeder Verbesserung in der ausländischen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte sich jedesmal als der größte Verfechter der bestehenden Mißbräuche. Er war der vollendetste Intriguant im ganzen Divan (Gelächter). In früherer Zeit hatte er sich für die Sultanin erklärt, aber er wandte sich gegen sie, sobald er befürchtete, daß er dadurch seine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm sogar die Partei ihrer Feinde. Einst wurde der Vorschlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulären Truppen oder Janitscharen aufzunehmen; aber der Obermufsi erhob dagegen ein so heillofes Zetergeschrei — ähnlich unserm No popery Geschrei — daß diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan scheiden mußten. Er gewann selbst die Oberhand,

und sobald dies geschah, erklärte er sich für eben dieselbe Sache, wogegen er vorher am meisten geüfert hatte (Gelächter). Er sorgte für des Sultans Gewissen und für sein eigenes; doch will man bemerkt haben, daß sein Gewissen niemals mit seinen Interessen in Opposition war (Gelächter). Da er aufs Genaueste die türkische Constitution studiert, hatte er ausgefunken, daß sie wesentlich mahomedanisch sei (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindselig sein müsse. Er hatte deshalb beschlossen, der Sache der Intoleranz fest ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imans und Dermischen, welche ihn in seinen edeln Vorsätzen bekräftigten. Um das Bild dieser Spaltung im Divan zu vollenden, sei noch erwähnt, daß dessen Mitglieder übereinkamen, sie wollten bei gewissen Streitfragen einig, und bei anderen wieder entgegengesetzter Meinung sein, ohne ihre Vereinbarung zu brechen. Nachdem man nun die Uebel, die durch solch einen Divan entstanden, gesehen hat, nachdem man gesehen, wie das Reich der Muselmänner zerissen worden, durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter sich selbst: so sollte man doch den Himmel bitten das Vaterland vor einer solchen Cabinetsspaltung zu bewahren."

Es bedarf keines sonderlichen Scharfsinns, um die Personen zu errathen, die hier in türkische Namen verumumt sind; noch weniger ist es von Nothen, die Moral der Geschichte in trocknen Worten herzusetzen. Die Kanonen von Navarino haben sie laut genug ausgesprochen, und wenn einst die hohe Pforte zusammenbricht — und brechen wird sie trotz Perras bevollmächtigten Lakaien, die sich dem Unwillen der Völker entgegenstücken — dann mag John Bull in seinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen spricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England schon jetzt ahnen, indem seine besten Publizisten sich gegen den Interventionskrieg erklären und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europa's mit gleichem Rechte sich der irländischen Katholiken annehmen, und der englischen Regierung eine bessere Behandlung derselben abzwängen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illustriert. Freilich hätten Europa's Völker das heiligste Recht, sich für die Leiden Irlands, mit gewaffneter Hand zu verwenden, und dieses Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht stärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Herren der neuern Zeit, auch diese Herren haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür gebetet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch in dem äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

10.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist als ob sie seine öde Witzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf das Schilde des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart großt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich dessen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt, bei der Emanzipation der Katholiken, läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonberry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er siegt, wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passen, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maasstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch.

Er ist ein kleiner Mensch, und noch weniger als klein. Die Franzosen haben von Polignac nichts Aergeres sagen können, als: er sei ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beste Apologie des Lord Wellington — im englischen Sinne des Wortes — geliefert. Man wird sich aber wundern, wenn ich ehrlich gestehe, daß ich diesen Helden einst sogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es ist eine gute Geschichte, und ich will sie hier erzählen:

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Mister White, ein armer kleiner Mann in einem abgeschabten, schwarzen Kleide, das einen weißen Wieberschein gab; er war so dünn, daß die Fagade seines Gesichtes nur ein Profil zu sein schien, und die Seufzer in seiner Brust sichtbar waren, noch ehe sie aufstiegen. Er seufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, jemals die Nationalschulb zu bezahlen.

„Ach!“ — hörte ich ihn gewöhnlich seufzen — „was brauchte sich das englische Volk darum zu bekümmern, wer in Frankreich regierte und was die Franzosen in ihrem Lande treiben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundsätze der französischen Revolution, und um diese Grundsätze

zu unterdrücken, mußte John Bull sein Blut und sein Geld hergeben, und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges ist jetzt erreicht, die Revolution ist unterdrückt, den französischen Freiheitskämpfern sind die Flügel beschnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz sicher sein, daß keiner derselben über den Kanak fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche sollten jetzt wenigstens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Interesse, und nicht für das arme Volk gemacht worden sind. Ach! das arme Volk—“

Immer wenn er an „das arme Volk“ kam, seufzte Mister White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brod und der Porter so theuer sei, und daß das arme Volk verhungern müsse, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hilfe gäbe. Bei diesen Worten pflegte er auch das Messer zu schleifen, und während er es über das Schleifleder hin und herzog, murmelte er ingrimmig langsam: „Lords, Hunde, Pfaffen!“

Gegen den Duke of Wellington kochte aber sein radikaler Zorn immer am heftigsten, er spuckte Gift und Galle, sobald er auf diesen zu sprechen kam, und wenn er mich unterdessen einseifte, so geschah es mit schäumender Wuth. Einst wurde ich ordentlich bange, als er mich just nahe beim Hals barbirte, während er so heftig gegen Wellington loszog, und beständig dazwischen murmelte: „hätte ich ihn nur so unterm Messer, ich würde ihm die Mühe ersparen sich selbst die Kehle abzuschneiden, wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonberry, der sich die Kehle abgeschnitten zu Nordfray in der Grafschaft Kent — Gott verdamme ihn.“

Ich fühlte schon, wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der Leidenschaft sich plötzlich einbilden könnte, ich sei der Duke of Wellington, suchte ich seine Heftigkeit herabzustimmen, und ihn unter der Hand zu besänftigen. Ich nahm seinen Nationalstolz in Anspruch, ich stellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unschuldige Maschine in dritten Händen gewesen sei, daß er gern Beefsteaks esse, und daß er endlich—Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Messer an der Kehle stand.

\* \* \*

Was mich am meisten ärgert, ist der Gedanke, daß Arthur Wellington eben so unsterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Ist doch, in ähnlicher Weise, der Name Pontius Pilatus eben so unvergänglich geblieben, wie der Name Christi. Wellington und Napoleon! Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größeren Contraste als diese beiden, schon in ihrer äußern Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst, mit einer aschgrauen Seele in einem steif-

leinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!

Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabbliden auf die vorbeidestirenden Gardes — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Lösungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.

Wie bedeutungsvoll und magisch alsdann dieser Name erklingen kann, das empfand ich aufs Tiefste, als ich einst im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers stieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. Die grotesken Gestalten und Gruppen, die seltsam bunten Trachten, die räthselhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernst auf einigen sanftgelben Gesichtern, deren Augen, wie schwarze Blumen, mich mit abentheuerlicher Wehmuth ansahen — alles das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie versetzt in Scheherasades Märchen, und ich meinte schon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhalsige Kameele und goldbedeckte Elephanten und andere fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorschein kommen. Der Superlargo, der sich auf dem Schiff befand und die Sprache jener Leute ebenso wenig verstand als ich, konnte mir, mit ächtbritischer Beschränktheit, nicht genug erzählen, was das für ein närrisches Volk sei, fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze Chinas bis ans arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wolhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht Europa-müde wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfrischten wenigstens einige Tropfen jenes Trankes, wonach es in trübhannoverschen oder königlich preussischen Winternächten so oft geschmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl

ansehen, wie angenehm mir ihre Erscheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen gesagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzusehen, und sie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes gesagt, und es war eine Trübsal, daß Keiner des Anderen Sprache verstand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundschaftliche Gesinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausstreckend, wie zum Liebesgruß, rief ich den Namen: Mahomed! Freude überstrahlte plötzlich die dunklen Gesichter der fremden Leute, sie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß riefen sie den Namen: Bonaparte!

---

## 11.

### Die Befreiung.

---

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Untersuchungen wiederkehrt, so werde ich langweiligst gründlich beweisen: daß nicht Indien, sondern Egypten jenes Kaftenthum hervorgebracht hat, das seit zwei Jahrtausenden, in jede Landestracht sich zu verummnen, und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt todt ist, aber den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösaugig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichenbuste unser blühendes Leben vergiftet, so, als ein Vampyr des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen saugt. Dem Schlamm des Nil-Thals entstiegen nicht bloß die Krokodille, die so gut weinen können, sondern auch jene Priester, die es noch besser verstehen, und jener privilegiert erbliche Kriegerstand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodille noch übertrifft.

Zwei tief sinnige Männer, deutscher Nation, entdeckten den heilsamsten Gegenzauber wider die schlimmste aller ägyptischen Plagen, und durch schwarze Kunst — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen sie die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbindung des Priesterthums und der Kriegerkaste, nemlich aus der sogenannten katholischen Kirche und dem Feudaladel, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geistlich knechtete. Die Druckerpresse zersprengte das Dogmengebäude, worin der Großpapa von Rom die Geister gekerkert, und Nord-Europa athmete wieder frei, entlastet von dem nächtlichen Alp jener Klerisei, die zwar in der Form von der ägyptischen Ständeserblichkeit abgewichen war, im Geiste aber dem ägyptischen Priestersysteme um so getreuer bleiben konnte, da sie sich nicht durch natürliche Fortpflanzung, sondern unnatürlich, durch mamelufenhafte

Rekrutirung, als eine Corporazion von Hagesfolzen, noch schroffer darstellte. Eben so sehen wir, wie die Kriegskasse ihre Macht verliert, seit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen ist bei der neuen Kriegsweise; denn von dem Posaunentone der Kanonen werden jetzt die stärksten Burghürme niebergeblasen, wie weiland die Mauern von Jericho, der eiserne Harnisch des Ritters schützt gegen den bleiernen Regen eben so wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menschen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben so gut los wie eine adlige Flinte — das Volk erhebt sich.

\* \* \*

Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Communen, und der freien Städte in Deutschland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Corporazionen stritten um Privilegien, und es blieb alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Prinzipien vorgebracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nemlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen: daß die Menschen von gleich edler Geburt sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genuße in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern, zogen die Bauern durch das sübliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgethürmten Nürnberg ließen sie sagen: es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussehe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anderes sieht; ist man aber ein Sonntagskind — und das ist jeder Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Jagd, die der deutsche Adel, der roheste der Welt, gegen die Besiegten gelübt, man sieht, wie tausendweis die Wehrlosen todtgeschlagen,

gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnißvoll nicken, die blutigen Bauernköpfe, und drüber hin hört man pfeifen eine entseßliche Lerche, rachegebellend, wie der Pfeifer vom Felsenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmäzlich und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Cavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergößen sich an den Späßgeschichten von den alten starren Stutzköpfen, die der befreundete Varde, zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kastenherrenschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisation, verharrt England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionablen Mittelalters. Die Conzessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden und nie aus einem Prinzip, sondern aus der factischen Nothwendigkeit, sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformation ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kalten vier Gefängnißwänden der bischöflich anglikanischen Kirche befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weichgepolsterten Geisteskerker des Katholizismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser gegangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich: wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Noth trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hofsähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts anders als eine andere Art von Fähen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Continente würde aus Willkür so viel Lizenzen erpressen, als das englische Volk von Gesezwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Criminalgesetze, die täglich morden, für den Betrag eines Shillings, und mit Buchstabenkälte. Wird auch, seit kurzem, manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermassen begünstigt, indem man

hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Secten bevorrechtet — so ist dieses alles doch nur leidige Altslickerei, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann voraussehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fetzen auseinanderreißt.

\* \* \*

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.“

Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Uebereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener spätern Bergprediger, die von der Höhe des Convents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht gestiftet, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte.

Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepöche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die, als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen befundet, und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratische Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegesgeschichte dieses Kampfes, woran wir alle mehr oder minder Theil genommen; es ist der Todeskampf mit dem Egyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich stumpfer werden, obgleich wir schon die besten Positionen besetzt, so können wir doch nicht eher das Ertrumpflied anstimmen, als bis das Werk vollendet ist. Wir können nur in den Zwischennächten, wenn Waffenstillstand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehen, um die Tobten zu beerbigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verläumdung, das freche Gespenst, setzt sich auf die edelsten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die so schlau

den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wissen, und die sogar seinen ersten Bergprediger, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten; denn als sie nicht läugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, machten sie ihn zum kleinsten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, der mache sich darauf gefaßt, daß der beste Zug und die triftigsten Verläumdungen seinen armen guten Namen zerfetzen und schwärzen werden. Aber gleich wie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meisten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geschwärzt worden, höher ehrt als die blanksten und gesündesten Rekrutenfahnen, und wie man sie endlich als Nationalreliquien in den Domen aufstellt: so werden einst die Namen unserer Helben, jemehr sie zerfetzt und angeschwärzt worden, um so enthusiastischer verehrt werden, in der heiligen Genosserkirche der Freiheit.

Wie die Helben der Revolution, so hat man die Revolution selbst verläumdet, und sie als ein Fürstenschredniß und eine Volksscheuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all die sogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man einige Zeit nichts anderes, als grellcolorirte Bilber der Guillotine. Es ist freilich nicht zu läugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert, und nicht gerädert, wie einst tausende und aber tausende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputirt, ist freilich entseßlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vaternmords oder des Selbstmords beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maasse, Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur zwei Könige, beide vielmehr Könige des Abels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbebrängniß, als es sich von ihnen verrathen sah, und während es seines eigenen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frievoler Interessen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Abels und der Pfaffen. Es ist als ob diese Kasten den Fürstenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwig XVI.

und Karl I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsehen, daß sie, als Könige des Volkes, im Schutze der Gesetze viel sicherer leben können, als unter der Garde ihrer abligen Leibmörder.

\* \* \*

Aber nicht blos die Helben der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verläumbet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schönsten Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bebauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Dackmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niederbeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Baudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Saduzäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Wigreiherei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Späß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr schreckliche, leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst nothwendig wurden; z. B. Du Clos und gar Louvet de Couvrai, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unserige ist, so könnten wir, mit demselben Maasse messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

Ja ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein hoher Priester derselben, und sein Name strahlt befehlend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Phylister.

### Schl u ß w o r t.

(Geschrieben den 29. Nov. 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretirte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon etwas davon im Publikum, und es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei solchem Gerüchte war es rathsam, das Werk um so schneller zu fördern und aus der Presse zu jagen. Da es eine gewisse Bogenzahl enthalten mußte, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Censur zu entgehen: so glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beim Guß des Perseus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiß leicht, das Zinn, besonders das zinnerne Ende des Buches, von dem besseren Erze zu unterscheiden; doch, wer das Handwerk verstand, verrieth den Meister nicht.

Wie aber alles in der Welt wiederkehren kann, so geschieht es auch, daß sich zufälligerweise bei diesem Bande eine ähnliche Bedrängniß ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guß werfen müssen, und ich wünsche, daß man meine Zinngießereien nur der Zeitnoth zuschreibe.

Ach! ist ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, eben so wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfassers, die seiner Privatverhältnisse kundig sind, wissen sehr gut wie wenig ihn die eigene Selbstsucht zur Tribüne brängt, und wie groß die Opfer sind, die er bringen muß, für jedes freie Wort, das er seitdem gesprochen — und wills Gott! noch sprechen wird. Jetzt ist das Wort eine That, deren Folgen sich nicht abmessen lassen, kann doch keiner genau wissen, ob er nicht gar am Ende als Blutzuge auftreten muß für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten, und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden, und eine so vielversprochene Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut, und sind jetzt so nachsicht. Wie schmähten sie damals die Franzosen und das welsche Babel und den un deutschen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachlichter umgeworfen, so daß die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lobenden Schlafmützen; — aber

die alten Häfcher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Leichen herbei, und schnüffeln jetzt um so wachfamer, und fchmieden um fo feſter die heimlichen Ketten, und ich merke ſchon, unfichtbar wölbt ſich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutſche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth — O, daß ich Kalapulta ſprechen könnte! O, daß ich Kalarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen ſchmilzt die vornehme Eiserinde, eine ſeltſame Wehmuth beſchleicht mich — iſt es Liebe und gar Liebe für das deutſche Volk? Oder iſt es Krankheit? — meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das iſt ein ungünſtiger Zuſtand für einen Schriftſteller, der den Stoff beherrſchen und hübfch objectiv bleiben ſoll, wie es die Kunſſchule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er iſt achtzig Jahre dabei alt geworden, und Miniſter und wohlhabend — armes deutſches Volk! das iſt dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Octavſeiten und ich will deſhalb noch eine Geſchichte erzählen — ſie ſchwebt mir ſchon ſeit geſtern im Sinne — es iſt eine Geſchichte aus dem Leben Karl V. Doch iſt es ſchon lange her, ſeit ich ſie vernahm und ich weiß die beſondern Umſtände nicht mehr ganz genau. So was vergißt ſich leicht, wenn man kein beſtimmtes Gehalt dafür bezieht, daß man die alten Geſchichten alle halbe Jahre vom Deſte ablieſt. Was iſt aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geſchichten vergeſſen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtniſſe behalten. Dieſe iſt es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen ſtimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiſer war von ſeinen Feinden gefangen genommen, und ſaß in ſchwerer Haft. Ich glaube es war in Tyrol. Da ſaß er in einsamer Betrübniß, verlaſſen von allen ſeinen Rittern und Hölſingen, und keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er ſchon damals jenes käſebleiche Geſicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abſonderlich iſt. Aber die menſchenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltſamer hervor als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenschein des Glückes, ihn ſo ergeben umwebelt, und ihn jetzt allein ſieſen in dunkler Noth. Da öffnete ſich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieſer den Mantel zurüchſchlug, erkannte der Kaiſer ſeinen treuen Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath, und es war der Hofnarr.

O, deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der

Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Zepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst jemanden um dich haben, der mit dir schwagt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spasß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverain und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln darnieder liegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du irrst dich, ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist nichts als Blut.

Nein, mein Kaiser, es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit sechstausend Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du hast ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und sie hat jetzt so ein seltsames Ansehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiser, ich habe ob Eurer Noth so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der Mütze; sie ist aber darum nicht schlechter geworden.

Kunz von der Rosen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid still! das ist die Säge und die Zimmermannsart, und bald brechen zusammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr seid frei, mein Kaiser!

Bin ich denn wirklich Kaiser? Ach, es ist ja der Narr, der es mir sagt!

O, seufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch so verzagt; wenn Ihr erst wieder Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid stolz wie ein Kaiser, und übermüthig, und gnädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürsten sind.

Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willst du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie soll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, laßt mich nicht umbringen.

(Ende der Reisebilder.)



